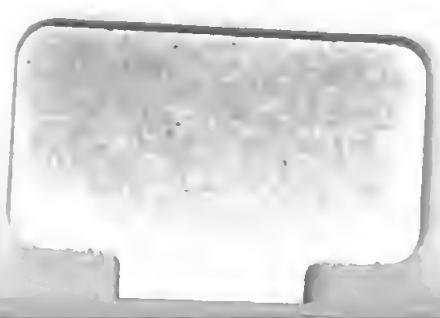
P. R. Rosegger

# Ausgewählte Schriften.

Digitized by Google

KPD 753

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



Digitized by Google

# Die Kelpler

## in ihren Wald- und Dorftypen geſchildert

von

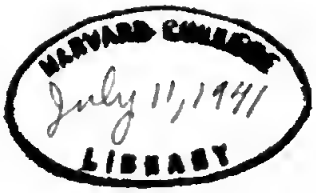
**P. K. Roſegger.**

Sechſte Auflage.

Wien. Peſt. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1888.

(Alle Rechte vorbehalten)

KPD 753




Miss Polly Fairchild

Digitized by Google

# Eingang.

Der Städter hat selten Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten der Gebirgsbewohner, die Tiefen des Volkslebens kennen zu lernen; er sieht zumeist nur den Abschaum desselben. Die Landleute in der Umgebung der Städte sind des reinen Volksthums völlig verlustig; wenn auch nicht „angekränkelt von des Gedankens Bläße" sind sie doch angesteckt von dem Raffinement, von der Affectation, von der Modesucht und von sehr, sehr vielen anderen Fehlern der „Gesellschaft", ohne aber deren Vorzüge zu theilen. Die Bauernschaft in der Umgebung der Städte hat just so viel von den gesellschaftlichen Formen und Elementen in sich aufgenommen, als genug ist, die schlichte Natürlichkeit zu ersticken, jedoch viel zu wenig, um die Bestie in ihr zu zähmen.

Ebenso einseitige Erfahrungen bieten uns die Landleute, mit denen wir in unseren Krankenhäusern und Gerichtssälen bekannt werden. Das sind die aus dem großen Naturganzen ausgestoßenen Partikeln. Es sind zumeist Sendlinge des Jähzornes, der Völlerei, der bösen Lust.

Wahrhaftig bösartige Charaktere treten uns verhältnißmäßig nur wenige entgegen. Der Gründe zum Falle sind andere. Die Leute verfügen nicht über geistige Waffen, so schlagen sie ihre Feinde eben mit den physischen; sie kennen

keine geistigen Genüsse, so klammern sie sich an die leiblichen mit der ganzen Energie einer ungezügelten Leidenschaft. Und was entsteht daraus? Das Verbrechen oder das Siechthum.

Allerdings stoßen wir auf unseren Marktplätzen und Straßen auch auf Verschlagenheit, Bosheit und Dummheit der Landleute; aber diese Eigenschaften sind die Ausnahmen und nicht die Regel — und gerade auf Märkten und Straßen tummeln sich diesmal die Ausnahmen. Es berührt uns ferner der Bauerntrotz unangenehm; wir wollen dem Manne sein Mißtrauen, seinen Eigensinn, seinen Egoismus nicht verzeihen. Aber denken wir einmal nach, was würde aus dem beschränkten und ungewitzigten Arbeiter nur werden, hätte er obige Eigenschaften nicht in dem entsprechenden Maße. Ein Spielzeug wäre er in der Hand eines jeden Narren; unter die Füße getreten würde er von jedem Taugenichts. Trotz, Mißtrauen und Zähigkeit sind des ungeschulten Mannes natürliche Waffen.

Allerdings schreckt uns endlich Rohheit und sinnlicher Uebermuth zurück, wenn wir den Fuß in eine Bauernschenke setzen wollen; Bigotterie und Aberglauben grinst uns aus allen Dörfern und Dorfkirchen schon von weitem entgegen.

Das beobachten wir; nun glauben wir die Leute zu kennen und flugs ist das drastische Urtheil fertig: „Elf Ochsen und ein Bauer sind dreizehn Stück Rindvieh."

Doch, Stadt- und Landleben, Idylle und Weltcultur sind durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt; und wenn wir nur obige und ähnliche Factoren des Volkes kennen, so mißkennen wir das Volk auf die gröblichste Weise und haben auch gar keine Ahnung davon, was der Begriff „Volk" heißt und bedeuten soll.

Es geht uns — sagt Bogumil Goltz — mit dem Studium des Volkes, wie mit dem Sternenhimmel. Der ist

uns das Vertrauteſte, das ſcheinbar Nächſte und doch das Geiſterfremdeſte und Entfernteſte. Von jedem Punkte aus bildet das Auge einen ſcheinbaren Horizont um ſich her, der ſich nirgends bewahrheiten will. Eine Grenze giebt es im Weltall ſo wenig, als in der elementaren Natur des Volkes. — Dieſes träumende, dämmernde, hinvegetirende, raſtlos ſchaffende und dann wieder in dumpfe Trägheit verſinkende, dieſes zwiſchen Blödſinn und raſender Begeiſterung jach wechſelnde, allen guten und ſchlimmen Eigenſchaften maß- und rückſichtslos ſich hingebende Volk, das Alles duldet, Alles erzeugt und in einem Augenblicke thieriſcher Wuth Alles zerſtört und ſich ſelber zerfleiſcht — iſt die lebendige Fortſetzung der elementaren Gewalten, iſt die menſchgewordene Natur.

Es iſt etwas Heiliges, Unbegreifliches, was da im Volke liegt — ein wandlungsvolles, allgeſtaltiges und ſich doch ewig gleichbleibendes Weſen, ein myſteriöſer Zug, in dem wir den Weltgeiſt wohl ſpüren, aber nicht verſtehen.

Nichts iſt daher ſo ſchwer, als die richtige Beurtheilung des Volkes, beſonders der bäuerlichen Charaktere, die im Abgeſchloſſenen, in den verlornen Bergthälern und tiefen Einöden leben. Studiren kann man ſie nicht, man muß ſie mit erleben mit ſeinem eigenen Fleiſch und Blut. Man muß Tag für Tag, Stunde für Stunde mit den Leuten umgehen, um ſie ganz zu verſtehen.

Nur in der Arbeit und Sorge iſt das Volk liebenswürdig, wahrhaft verſtändig und groß. Seine Leiden, ſein Herzensglück, ſein Gottvertrauen, ſein Ahnen und Hoffen, ſeine Beſtändigkeit, ſeine Schwänke und ſeinen Humor muß man erfahren haben. Nützlich wäre es uns, ſich zuweilen in ſolche Elemente zu verſenken. Der rohen Volksnatur thut die Schule noth; der Gebildete aber ſoll das Natürliche

ſelbſt das Gemeine kennen lernen, ſoll bisweilen untertauchen im elementaren Leben; — das lehrt ihn erſt ganz, die Welt zu verſtehen und ſie zu genießen.

Wer ſollte es glauben, daß der Mann aus dem Volke ein ſo großer Lehrmeiſter iſt! Nur er verſteht es, ſein Leben, ohne zu klagen, in Armuth und Mangel hinzuſchleppen; nur er vermag das Schweigen der Vergeſſenheit zu ertragen; nur der Mann aus dem Volke wird den Ernſt des Lebens gewahr, er kennt die Handarbeit, die nimmer ruhen darf, ſoll er nicht hungern. Er kennt die Entſagung, er weiß, daß die Welt nichts für ihn hat und haben wird, als Arbeit und immer Arbeit, und wenn dieſe nicht, ſo Noth und Elend.

Und dennoch iſt er lebensfreudig!

Gelehrte Philoſophen ſagen es; Naturmenſchen üben es.

Ein großer, wenn auch roher und ungeläuterter, ſittlicher Schatz iſt in der Volksnatur aufgeſpeichert, ein unerſchöpflicher Vorrath der Urkraft, die den Ungeſchulten in ihrem rohen, den Geſchulten in ihrem raffinirten Zuſtande als Lebensmark dient.

Dem Bauersmanne, insbeſonders dem Aelpler, mangelt oft jegliche Erziehung und Schulung, und er wird doch kein Taugenichts. Bildung iſt ihm verdächtig, weil ſie nur allzu oft nachtheilig auf ſeinen Stand wirkt. Bildung hat dem Bauernſtande ſchon ſo manche Kraft entfremdet. Wer was weiß und kann, der ſtrebt was „Beſſeres" an, als in Gemeinſchaft mit den Rindern das Feld zu düngen, um mit dem Felde ſich und die Rinder zu ernähren. Der Bauernſtand mit ſeinen Beſchwerden, mit der Mißachtung, die er von ſo vielen Seiten heute noch erfährt, trotz der Deviſe: Alles durch das Volk und für das Volk! — er wird nur in unbewußter Weiſe ertragen; oder vielmehr ſeine geiſtige

Kurzsichtigkeit bewahrt den Landmann vor Unzufriedenheit und Zerfahrenheit.

Daher die fast elementare Abneigung gegen Schule und Welt.

Doch nicht allein die Unwissenheit, mehr noch die Heimatsliebe, das Heimweh, der Hang zu den Traditionen, zum Religiösen und überhaupt zum Conservativen sind die mächtigen Hüter der volksthümlichen Ursprünglichkeit.

Und auf diese der Welt gewöhnlich verborgenen Factoren wird vorliegendes Buch besonders Rücksicht haben. Das conservative und religiöse Moment vor Allem muß in einer Charakteristik des Volkes Beachtung finden.

Die Tradition ist des Landmannes Lebensnerv; die Religion ist seine Seele und Seligkeit. Die Religion, sie sei ihm entweder aus der Vorzeit überkommen als Erbe der Väter, die in ihren Urwäldern den nordischen Göttern geopfert haben, oder sie sei aus dem Morgenlande gebracht oder aus der Stadt des Stuhles Petri aufgeladen worden: die Religion ist des Landmannes, des Bergsohnes Hort, sein geistiges Leben und seine — Erholung. Dem Landmanne ist es gegeben, daß er die Sitten der Heiden mit dem Cultus der Christen vereine; der Landmann verehrt nebst dem Sacramente seine Hausgötter und opfert ihnen durch alle Zeiten seines Jahres und Lebens.

Aberglauben nennen wir das Treiben, wenn der Landmann seine Felder mit Weihwasser und Weihrauch besegnet, wenn er böse Gewitter mit Metallglöcklein verscheuchen will, wenn er die Osterfeuer anzündet zur mitternächtigen Stunde, wenn er in der Christnacht den Bösen beschwört, wenn er zum Erntefest drei Korngarben verbrennt, wenn er die Stürme mit Mehl und Früchten füttert, um sie zu sättigen und zu beruhigen u. s. w.

Aber wer kann ſagen, wo der Gottesdienſt endet und der Götzendienſt beginnt?

Wer rein und ſicher zu blicken vermöchte in den Urgrund der Seele jener Menſchen, die in den Hochwällen ihrer Felſen, ihr alten Zeiten entkeimtes Geiſtesleben geſondert bewahrten, und welche ohne Literatur und bildende Kunſt die Poeſie und die Sitte einzig nur in dem Archive ihres Gemüthes zu erhalten wußten — der müßte Schätze entdecken.

Freilich wohl liegt viel Wuſt und eitel Ding gehäuft über dieſen Schätzen, und ſelbſt gefunden und gehoben ſind ſie nicht rein von Schlacken. Das iſt's, was ſo Viele abſchreckt von der Zuneigung und Annäherung.

Auch ich habe vor des Landmannes Hausaltären gekniet, ohne heute noch zu wiſſen, ob ich Gott oder Göttern gedient; ich habe mich geübt in Glauben und Aberglauben; ich habe mit meinen Landsleuten im Gebirge die Hauptmomente des Lebens und die Feſte des Jahres gefeiert, habe mit ihnen gebetet, geſcherzt, gejauchzt, geſtritten, gelitten, geſündigt.

Ich habe den Drang, mich in das Leben des Gebirgsvolkes zu vertiefen, erſt zur Zeit empfunden, als ich das durch Genuß und Ueberfeinerung abgeſtumpfte und flache Weſen der Städte und der ſogenannten großen Welt kennen gelernt hatte.

Dann habe ich mich mit Andacht und Ausdauer dem Studium des Alpenvolkes hingegeben, habe mich zu den Menſchen der Berge zurückgeſehnt, habe mit ihnen gelebt und dann ein Buch geſchrieben, das einen großen Titel führt, den es kaum rechtfertigen kann.

Der Titel „Die Aelpler" hat einen ſo weiten Kreis, daß ihn die Typen und Geſtalten, welche hier zu ſchildern verſucht worden ſind, nicht auszufüllen vermögen. Doch welche

Schrift, die einen ſolchen Gegenſtand behandelt, könnte Anſpruch auf Vollſtändigkeit machen! Das Volk iſt, wie der Urwald, man kann Büſche und Bäume zeichnen, aber nicht den Urwald; das Volk iſt wie das Meer, man kann Quellen und Bäche und Seen bezwingen, aber nicht das Meer.

Dazu kommt noch die Beſchränktheit meines Talentes, meiner Erfahrungen. Nur die Geſtalten, die mir in meiner Jugend und auf meinen vielen Kreuz- und Querzügen in den Alpen begegnet ſind, habe ich hier zu halten geſucht, und ſelbſt dieſe nicht alle. Ich habe einen Theil, als das „Volksleben in Steiermark" in einen eigenen Band gethan, ich habe die „Sonderlinge" in einen eigenen Band gelegt.

In vorliegendem Buche ſind zumeiſt nur ſolche Typen aus Wald, Dorf und Alm ſkizzirt, aus welchen das Volk der Alpen im Großen zuſammengeſetzt iſt. Aelpler ſind es, ſo mögen ſie „Die Aelpler" heißen.

Allzugroße Aengſtlichkeit wird in der Zeichnung dieſer Geſtalten nicht zu verſpüren ſein, trotzdem glaube ich, daß die Wahrheit der — Poeſie gegenüber nicht zu kurz kommen wird.

Menſchen, die in den Städten beiſammen wohnen, oder ſonſt meiſt auf einem Flecke bleiben, können es kaum ahnen und glauben, wie verſchiedenartig oft die Zuſtände eines und desſelben Volkes, ihres eigenen Volkes ſind. Das deutſche Volk, wie anders lebt es auf Weſtfalens rother Erde, und wie anders auf den Sumpfebenen an der Polengrenze! Wie anders am Strande der Oſtſee und wie anders in den Engthälern der Alpen! Dieſe Theile, fernab liegen ſie den Stätten des modernen Geiſtes, deſſen kosmopolitiſche Funken gleichwohl dahinzucken auf Drahtfäden über die einſamen, abgeſchloſſenen Schollen, es aber nimmer vermögen, die alte

angeſtammte Sitte zu zerſchmelzen und das Feuer des Zeitgeiſtes zu entzünden. Und endlich iſt es auch ſelbſt wiederum die moderne Cultur, welche wahre Urthümlichkeit eines Volkes aufſucht, ſchützt und ehrt, oder zum mindeſten aus derſelben eine Lehre zieht. — Und ſo mag es mir wohl gegönnt ſein, Bilder zu geben, welche im Angeſichte finſterer Bergwälder und lichter Gletſcher aus ſprödem Holze geſchnitzt worden ſind und ein Weniges zu berichten wiſſen von der Lebens- und Geiſtesart deutſcher Aelpler.

Die Berge ringsum halten Hochwacht — die Felswände ſtehen da, trotzig und gewaltig, als bildeten ſie die Grenzen der Welt. Zwiſchen den Wänden liegen Wälder, zwiſchen den Wäldern Wieſengründe und kleine, ſchier unfruchtbare Felder, auf denen kaum der Haſer reift, weil der Sommer mitſammt Frühling und Herbſt oft nur vier Monate dauert. Und endlich im Schatten des Waldſaumes, an kleinen Schachen und Felshügeln, oder auf breiten Lichtungen ſtehen die Häuſer und Hütten, und darin regen und bewegen ſich Menſchen, junge und alte, lebensfreudige und lebensmüde — ſie weben und ſtreben, jauchzen und klagen, lachen und weinen, ringen und ruhen, heiraten und ſterben und — werden wieder geboren. Das iſt eine Welt fix und fertig für ſich, und über den Schroffen und Höhen ziehen die Wolken hin, und die Sonnen- und Sternenwagen fördern Tage und Tage, Jahre und Jahrhunderte vorüber, und Segen und Unheil und wieder Segen in buntem Wechſel ſchauert nieder zu den Bewohnern der Engthäler und der Höhen.

Im Ganzen ſind wir Schickſalsbrüder. Wer da ſagt, es ginge uns beſſer als ihnen, dem entgegne ich: es geht ihnen nicht ſchlechter, als uns.

# Der Pfarrer im Gebirge.

Benedictus verzichtet auf die Weltfreuden und widmet sich dem Priesterstande.

Er thut es freiwillig — aus innerem Antrieb; er hat keine Eltern mehr, hat früh den Undank der Welt erfahren; er hat sich einst eifrig den weltlichen Wissenschaften hingegeben, ohne davon befriedigt zu werden, und er meint, die menschliche Seele könne nur Friede und ein Ziel finden im Reiche des Gemüthes. Und im Reiche des Gemüthes fand er die Religion. Mit Eifer studirt er die Theologie und die menschlichen Herzen, und er fühlt sich in diesem Berufe daheim. Da ereignet es sich, als er zum Priester geweiht ist, daß er eine neue Satzung seines Oberhauptes, die ihm widersinnig und schädlich erscheint, in einer offenen Rede beurtheilt. Die Folge davon ist, daß ihn der Oberhirt in eine kleine, bettelarme Seelsorge verbannt, weit abgelegen im Gebirge unter Köhlern und Holzhauern.

Tagelang muß der junge Priester reisen, bis er in jene rauhen Hochwälder kommt, die nun ihm zur zweiten Heimat werden sollen.

Das Kirchlein steht in einem dämmerigen Felsenthale mitten unter wenigen Hütten. Zwischen dem Gesteine liegen

Matten; aber kein Obſtbaum ſteht da, keine Art von Laubhölzern kommt hier vor, als Brombeer- und Erlgeſträuch; nur dunkle Nadelwälder rahmen das Thal ein, und oben auf den felſigen Höhen wuchern die Zerben und der Wachholder.

Vor einer der Hütten iſt ein Gärtlein mit rohem Steinwall umgeben; das ſieht ſchier ſo aus wie der Kirchhof nebenan, aber es iſt der Gemüſe- und der Ziergarten des Pfarrhofes.

Einige Kohlhäupter ſtehen darin und ein verkümmertes Salatbeet liegt da und an dem Rande desſelben wächſt Porſt und wilder Rosmarin. Der Pfarrhof iſt nicht mit Rinden eingedeckt, ſondern mit Brettern — dadurch unterſcheidet er ſich von den übrigen Hütten.

Als Benedictus, in ſeinen Mantel gehüllt, mit dem Stabe in dieſem Thale ankommt — mutterſeelenallein, wie ein wandernder Apoſtel, denkt er, wie das doch ſo ſtill und armſelig ſei in dieſen Wäldern, und wie er nun werde verzichten müſſen auf Alles. War's hier auch ſo friedlich und rein in der Gottesluft, ſo ahnt er doch die Gewalten der Natur, die in dem Schoße der Felſen und in den Gemüthern dieſer Waldbewohner ſchlummern. Heimweh ſenkt ſich in ſeine Seele. Wenn doch nur der alte Pfarrer hier bleiben könnte, auf daß er einen Menſchen hätte von edlerer Lebensanſchauung. — Wenigſtens eine Zeit ſollte er mein Gefährte ſein, daß er mich bekannt machte mit den Zuſtänden und Gebräuchen des Ortes und mit den Eigenſchaften der Bewohner; dann könnte er ja hingehen und ſeinen Ruhegehalt genießen — und ich will hier bleiben mit Gottes Willen. —

So denkt Benedictus. Da ſieht er über dem Hang des Fußweges einen Greis in Lederhoſe und Lodenjacke kauern, der Pflanzenſtengel aus der Erde rauft.

„He, Alter," ruft Benedictus, „werde ich den Herrn Pfarrer daheim treffen?"

Der Alte ſcheint die Frage nicht zu hören, er blickt nicht auf, ſondern faßt die Pflanzenſtengel langſam in ein rothes Tüchlein, das er ſich vorn umgebunden hat.

„Ein wenig ausruhen, Alter!" ſagt Benedictus. „Werde ich Euern Pfarrer daheim treffen?"

Nun blickt der Alte auf. „Wär' ein Wunder, wenn Ihr ihn jetzt daheim treffen thätet," antwortet er und wiſcht ſich mit dem Aermel den Schweiß vom Geſichte.

„Wo mag er denn ſein?"

„Der Pfarrer? Wurzeln graben thut er," ſagt der Alte, bindet ſein Tüchlein zu und klettert mühevoll zum Weg nieder. „Ja, ja," ſagt er, „unſer Pfarrer iſt ein rechter Haſcher. Oho, jetzt wär' er ſchier bald über'n Rain gekugelt. Ihr ſeid zuletzt gar der Herr Benedictus? Grüß' Euch Gott, ſchön!"

„So ſeid Ihr wohl der Herr Pfarrer?" ruft der junge Prieſter.

„'s wird völlig ſo ſein."

„Gott, und was klettert Ihr denn da auf dem Gehänge herum?" fragt Benedictus beinahe erſchrocken.

„Süßwurzeln rupf' ich mir aus, die koch' ich mir und das giebt einen kräftigen Thee. Ich trink' den Thee gern zum Abendmahl, und der braucht auch keinen Zucker. So ſo, und Ihr ſeid alſo mein Herr Amtsbruder?"

So lernt Benedictus ſeinen Vorgänger kennen, aber er ſchielt den Alten noch immer faſt zweifelnd an; trägt denn hier der Pfarrer eine kurze Lederhoſe und einen grauen Lodenrock? Als ob der Greis die Gedanken des Ankömmlings errathen hätte, ſagt er plötzlich: „Um Euer G'wand da iſt's

ſchad', Herr Amtsbruder; wenn Ihr's allweg auf dem Leib herumtragt, iſt's in neun Wochen hin, und wenn Ihr's daheim in der Stuben laßt, ſo zerbeißen's Euch die Mäuſ'."

Dann gehen ſie und der Alte erklärt die Gegend: „Da iſt halt 's Dorf, das Gwänd, wie man ſagt; ein paar Handwerker wohnen da und ein Wirthshaus haben wir auch. Weiter d'rin in der Schlucht iſt eine Holzſäge und hinter derſelben fängt gleich der Rabenwald an. Der ganze Rabenwald gehört in dieſe Pfarre heraus, und all' zuſammen hat das Gwänd völlig zweihundert Seelen. So Holzleute ſind ſie, juſt nicht reich, übrig hat Keiner was, aber vom Nothleiden iſt Gott ſei Dank auch keine Red'. Die Kohlen führen ſie halt ſo hinaus in die Lackenhämmer. — Suchſt die Geiß, Mirz?" ruft er, ſich unterbrechend, einem ſehr dürftig gekleideten Mädchen zu. „Da oben im Gebrände brockt ſie Brombeerlaub, hätt' Dir ſie mit herabgenommen, da bin ich aber mit dem Herrn da 'gangen. Schau, Mirz, das wird Euer neuer Pfarrer!"

Das Mädchen ſperrt Mund und Augen auf und ſieht den Männern nach.

„Ja, Herr Amtsbruder, und das da neben der Kirche iſt der Pfarrhof; wird Euch recht gefallen, er iſt juſt nicht groß, aber paſſabel bequem. Hab' ihn gerade vor Kurzem übertünchen laſſen, weil mir der Wind ſchon ein wenig durch die Holzwand zogen hat. — Nu, Steffl, biſt heut' nit im Holzſchlag?"

„Na, heut' nit," antwortet ein Männlein, das auf einer Bank ſitzt und mit einer Feile ſeine Säge ſchärft.

Endlich kommen ſie zum Häuschen, das mit Lehm übertüncht iſt. Sie treten ein, gehen aber nicht durch eine Thüre, die in dem Hausflur iſt, ſondern der alte Mann kletterte über

eine Leiter in ein dunkles Gelasse hinauf und sagt: „So, Herr Amtsbruder, krabbelt mir nur nach, ich halt' Euch die Hand entgegen; stoßt Euch den Kopf nicht an! So, Herr Amtsbruder!"

Und als sie in der dunklen Dachkammer sind, da lädt der Alte den Benedictus ein, sich's nur ganz bequem zu machen, wie er's zu Hause gewohnt; er sei ja nun eigentlich zu Hause. Aber da auf der leeren Holzbank und am rauhen Brettertischchen giebt's nicht viel bequem zu machen; der junge Priester kann sich kaum entschließen niederzusitzen, obwohl das niedere Stübchen ihn fast nicht aufrecht stehen läßt. Ein starker, fast stechender Geruch ist in der Kammer, und auf einer Wandstelle steht eine Anzahl Flaschen und Töpfe.

„Das ist eigentlich nicht die rechte Wohnstube," bemerkt der Greis, indem er seine Lodenjacke auszieht und sich einen schwarzen talarartigen Mantel überwirft; „ich habe da unten die große Stube einem Köhlerweib abgetreten, das ein krankes Kind hat. Ihren Mann hat vor wenigen Wochen ein Holzdreiling erdrückt und da hat die arme Haut nirgends eine rechte Zuflucht gehabt; die Köhlerhütten sind auch gar so viel kalt und unreinlich, und so hab' ich sie halt aufgenommen, bis das Kind gesund ist. Das da heroben ist eigentlich meine Apotheke, so zu sagen, da habe ich Wurzeln und Kräuter angesammelt. In den Fläschchen ist Tannenpech, Ameisenöl, Arnicawasser, Rosenbuschbalsam; da in der Lade hab' ich Harzsalben und Senfpflaster für Beinbrüche — und was halt die Hausmittel so sind. Mein Gott, wenn wo ein Unglück geschieht, daß sich die Leutchen nicht zu helfen wissen, so kommen sie halt zu mir."

Der Pfarrer ruft eine alte Magd und läßt für seinen neuen Bekannten ein Glas Wein bringen. „Ei ja, Herr

Amtsbruder," ſagt er, „wir haben auch noch ein gutes Gläschen da, dann und wann trinkt man gern ein Tröpflein; greift nur zu, ſeht, ich thu's ja auch gleich; ich weiß zwar nicht, ſeid Ihr mein Gaſt oder bin ich der Eure — — 's geht nun aus einem Sack."

Aber Benedict nippt nur vom Wein; wie ſehr ſich dabei ſeine Geſichtszüge verziehen, iſt in der Dunkelheit nicht bemerkbar.

Sie reden nun von verſchiedenen Dingen, und nach einiger Zeit ſagt der Pfarrer: „Vielleicht gehen wir vor Abend noch ein wenig herum draußen, Herr Amtsbruder?"

Und ſie gehen in das Freie. Sie gehen hinan zum kleinen Friedhofe, wo auf dem grünen Raſen oder auf dem Sandboden hie und da ein verwittertes Holzkreuzlein ſteckt. Nur eine einzige Stelle iſt da, auf welcher man die kahle Erde ſieht. „Da haben wir den Köhler eingeſchoben, den der Holzdreiling erdrückt hat," bemerkt der Pfarrer. „Sonſt geht's heuer derweil noch rechtſchaffen gut ab; aber vor fünf Jahren iſt eine große Sterb' eingetreten; da ſind von Oſtern bis zu Martini hinaus vier Erwachſene und drei Kinder auf den Gottesacker gebracht worden. Der Kirchhof liegt halt nicht ganz recht da, und wenn ein großes Waſſer iſt, ſo ſchwemmt's uns allweg Schutt herab von den Felſen."

Ein Knabe, barhaupt und barfuß, läuft hinter der niederen Steinmauer des Kirchhofes vorüber; dieſem ruft der Pfarrer zu: „Hansl, ich ließ Dein' Vater bitten, wenn er mir bis morgen früh meine Stiefel flicken thät; am Abend, wenn ich ſie auszieh,' werd' ich ſie ihm hinüberſchicken."

Das Büblein hat während dieſes Auftrages an ſeinem Zeigefinger gekaut, dann läuft es, ohne ein Wort zu entgegnen, davon.

„Ist ein gescheiter Knab' das," sagt der Pfarrer zu seinem Begleiter, „ist mein Ministrant und das Läuten verrichtet er auch."

Dann gehen sie in das Kirchlein, das von Stein ist und ein Schindeldach hat; das Thürmchen ist aus Brettern zusammengenagelt und an der Mittagsseite desselben ist eine Sonnenuhr gezeichnet. „Wenn Schatten ist, wissen wir halt nicht, wie viel's an der Zeit," sagt der alte Pfarrer, „aber wir halten Mittag, wenn uns hungert."

Die inneren weißgetünchten Wände des Kirchleins sind fast leer, nur auf dem Altare befindet sich viel grobes, theilweise vergoldetes Schnitzwerk und neben dem hölzernen Tabernakel stehen vier Kerzen. „All' vier werden sie nur an hohen Festtagen angezündet," belehrte der Pfarrer, „wie überhaupt meine oder Eure Pfarrkinder die hohen Festtage recht schön abhalten lassen. Der Schuster-Sepp, der Vater von dem Hansl, spielt gar recht schön die Orgel und der Köhler-Toni geigt und die Speikgretl singt dazu. Das ist recht feierlich, Herr Amtsbruder, und 's wird Euch gefallen. Ja, und da steht der Beichtstuhl, ist aber nicht viel zu thun d'rinn, die Leut' kommen nur zu Ostern, und man kann's ihnen auch nicht vorschreiben, daß sie öfter kommen sollen — wie halt ihr Bedürfniß ist. Da ist die Kanzel; ei, da muß ich einen Pfeiler untersetzen, mir scheint, sie will gar niedergehen. Im Predigen überschrei ich mich nicht, Herr Amtsbruder, man liest den Leuten das Evangeli und giebt ihnen darauf ein paar gute Worte, daß sie recht schön brav und friedlich mit einander leben, und daß sie ihre Müh' und Arbeit, ihr Kreuz und Leiden nur schön geduldig dem lieben Herrgott aufopfern sollen, und daß der Herr Jesus im Himmel schon Alles lohnen werde. Das ist genug, und was zu Zeiten mehr zu sagen ist,

das ſagt man den Leuten ſo in der Freundſchaft daheim in ihren Hütten, wie's die Verhältniſſe halt verlangen. In der Kirche thät auch nichts angreifen; da meinen ſie, der Pfarrer ſagt Alles nur, weil's ſo der Brauch iſt, und ſie ſchlafen dabei ein. Bei der Meſſ' ſchlafen ſie auch. Mein Gott, man kann's den Leuten nicht verdenken; die ganz' Wochen müſſen ſie ſchwer arbeiten im Holz, und wenn ſie halt einmal zum Sitzen kommen, da gehen ihnen nachher die Augen zu. Die Bänk' da ſind ohne Lehne — ein wenig ungeſchickt — iſt mir g'rad am Jakobitag ein Weiblein ſo im Einſchlafen auf den Boden hinab gepurzelt, daß es ſich den Kopf rechtſchaffen angeſtoßen hat. — Der Taufſtein iſt hinter der Thür — ja, und man ſoll's nicht meinen, es ereignet ſich gar nicht ſelten, daß ſie mir vom Rabenwald ſo ein Kindlein herausbringen."

„Alſo iſt die Zahl der Täuflinge größer als die der Leichen?" fragt Benedictus.

„'s ſchaut völlig ſo aus. Sterben will halt Keiner. Auswandern thun meine Pfarrkinder auch nicht, aber der Kaiſer nimmt viel fort, und da kommen die Wenigſten zurück, und ſo bringen mich die Tauſendſappermenter um die Begräbnißgebühr. Je, meinetwegen mögen ſie ſchon leben."

„Und wie lange ſeid Ihr ſchon in dieſer Gemeinde?" frägt Benedictus.

„Ja, das iſt halt, ſeitdem die Gemeinde gegründet worden iſt, 's mag ſchon bald ſeine vierzig Jahr' ſein. Nu, da auf der Mauer ſteht ja die Jahrszahl; ſchau, 's iſt länger, bin ſchon zweiundfünfzig Jahr im Gwänd. 's wird völlig nicht gut thun, wenn ich in eine Stadt in die Verſorgung geh', jetzt in meinen alten Tagen. Aber 's iſt halt ſo, Herr Amtsbruder; im Sommer ging's noch, aber im Winter wollen mich meine Beine halt nimmer recht tragen, wenn's da drin

im Rabenwald einmal einen Verſehgang giebt. In vier Stunden mag man's ſchier nicht dermachen bis hinein zu den hinterſten Hütten. Und wenn man wo einen Kranken weiß, geht man doch gern."

„Iſt denn eine Schmiede, oder ſo was in der Nähe?" bemerkt Benedictus plötzlich, „da hör' ich ja ein Hämmern wie auf Blech."

„Ah, das Abendglöcklein meint Ihr, ja, 's hat ein wenig einen eigenthümlichen Klang, unſer Glöcklein. Zerſprungen iſt's uns vor ein paar Jahren, und da hat der Binderſteffel einen Reif angelegt; 's will ſeitdem nicht mehr ganz ſo rein klingen, aber man hört's ſchon noch im Thale."

Die beiden Prieſter treten endlich aus dem Kirchlein. Vor demſelben ſtehen Männer und Weiber beiſammen und der Pfarrer ſtellt ſich unter ſie und betet laut den „engliſchen Gruß".

Es iſt ſchon dunkel geworden, die Felshäupter ſind geröthet.

Endlich hört das Glöcklein auf zu ſchrillen, der Pfarrer ſchließt das Gebet. Nach demſelben geben ihm die Leute die Hand und ſagen: „Vergelt's Gott!"

Als ſie hierauf ihren Wohnungen zueilen und die Prieſter gegen den Pfarrhof ſchreiten, frägt Benedictus: „Und wo iſt denn das Schulhaus?"

„Wir haben kein Schulhaus," ſagt der Greis, „an den Sonn- und Feiertagen, ſo zur Nachmittagszeit, kommen die Kinder zu mir in den Pfarrhof und da lehr' ich ihnen halt ſo nach und nach die Buchſtaben leſen und ſchreiben; das Rechnen haben ſie von ihren Eltern, ſo weit ſie's brauchen."

Als ſie gegen die Thür kommen, tritt ein Weib heraus und ſagt zum Pfarrer: „Ehrwürden, weil der fremd' Herr

da kommen iſt, zieh' ich ja gern in die Dachkammer hinauf, ja gern; oder ich geh' in meine Hütte hinein. Gott ſei Lob und Dank, das Kleine iſt ſchon beſſer und ich vergeſſ' Euch's mein Lebtag nicht, Ehrwürden, daß Ihr mir in der Noth ſo beigeſtanden ſeid."

„Gute Frau," redet Benedictus d'rein, „meinetwegen ſoll's bleiben, wie es iſt, ich bin friſch und geſund und bringe mich vorläufig überall unter; pflegt Euch und Euer Kind, wie Ihr's verantworten könnt." Und zum Pfarrer ſagt er: „Wenn's Euch nicht unangenehm iſt, ſo möcht' ich Euch bitten, daß wir noch ein wenig im Freien bleiben."

„Mir iſt's nicht unangenehm, wir wollen uns dort auf die Bank ſetzen, wenn Euch nur die kühle Nachtluft nicht übel thut. Und morgen werde ich Euch der Gemeinde vorſtellen als ihren neuen Herrn Pfarrer — weil's nun ſchon ſo ſein muß."

Wie der alte und der junge Pfarrer auf der Bank ſitzen, und ſie es hören, wie unten das Bächlein rauſcht, und es ſehen, wie das Alpenglühen erbleicht und die Sterne zu flimmern beginnen, da faßt Benedictus die Hand des Greiſes und ſagt: „Mein ehrwürdiger Freund, ich kann Euch nicht ſagen, wie mir iſt. Wohl bin ich bereit, Allem zu entſagen, was ich kenne, was ich lieben gelernt habe in dieſer Welt, und ich will auch nicht klagen, daß ſie mich all' dem entrückt, in dieſes verlorene Thal verſetzt haben; aber die Aufgabe, die hier meiner harrt, iſt ſo groß, daß mir bange wird. Ihr ſeid Eurer Gemeinde nicht blos Pfarrer, Ihr ſeid ihr Alles, und wahrhaftig, Ihr habt Euch aufgeopfert für Eure Gemeinde. Ich will's ja auch thun, denn unſer Vorbild iſt der gute Hirt am Kreuze, und ich fühle in mir die Opferfreudigkeit und ich hoffe in ſpäten Tagen auch jene Ruhe und jenen

Seelenfrieden zu empfinden, der heute Euer Alter verklärt. Jetzt aber bin ich noch jung und ich habe nichts erfahren als das Hangen und Verlangen der nach irdischen Freuden strebenden Menschen. Mein ehrwürdiger Freund, ich bin unbekannt mit diesen Zuständen, Sitten, Charakteren, vollständig fremd sind mir diese Naturmenschen, die mir so unerreichbar und heilig erscheinen in ihrer Entsagung. Nun sollte ich ihr Pfarrer sein und wir können uns gegenseitig nicht verstehen; ich sollt' Euch ersetzen als Seelsorger, als Freund und Rathgeber, als Helfer und Walter überall, der die innersten Tiefen ihrer Herzen durchforscht hat, der ihre leisesten Wünsche erlauscht hat, der ihr Zagen und Hoffen, ihr Sinnen und Sehnen, der all' ihr Weh kennt und empfindet; ich sollt' das Alles ersetzen — ach, das wär' ja gar nicht möglich!"

Mit sehr bewegter Stimme hat der junge Priester gesprochen, der Greis hat ruhig zugehört, und nun entgegnet er: „Wenn Ihr nur einmal Euere Stadt vergessen und Euch hier angewöhnen könnt — und es ist ja gar nicht so uneben hier — so wird schon Alles recht werden. Werdet Euch nicht zu zwingen brauchen, daß Ihr so seid wie ich. Die Leut' werden schon kommen und werden Euch bitten und fragen bald um dies, bald um das; sie werden Euch ihr Anliegen schon klagen, und sie werden aufrichtig gegen Euch sein. Und wenn sie so kommen im Vertrauen, wo sie sich selbst nicht zu rathen und zu helfen wissen, und man hat ein halbwegs gutes Herz, dann hat's schon die guten Wege. Bin auch einmal draußen gewesen in der närrischen Welt, aber ich hab' den Leuten hier nichts davon erzählt; brauchen's nicht zu wissen, wie's anderorts zugeht. 's verrennt sich wohl dann und wann so ein Zeitungsblatt herein, aber wir verstehen das

Zeitungsblatt nicht, und das Zeitungsblatt verſteht uns nicht. Leut', wie die im Gwänd, muß man bei ihrem alten Glauben und Gewiſſen laſſen; wie was Neues dazukommt, werden ſie gleich irre. Mir iſt allweg darum zu thun geweſen, daß meine Pfarrkinder beruhigt und zufrieden ſind, und daß ſie nicht anfangen zu zweifeln an dem, was ihr einziger Halt und Wanderſtab iſt durch dieſes Leben. Wenn die Zufriedenheit geſtört iſt, wer giebt Erfüllung? Wenn ſie auch noch ſo viel hören von den Künſten und Wiſſenſchaften und Herrlichkeiten der Welt, Holzleute müſſen ſie dennoch bleiben. Herr Amtsbruder, Ihr braucht nur ruhig in dem fortzufahren, wie es iſt, und Ihr werdet alleweil was zu eſſen haben und zu Zeiten wohl auch ein gutes Tröpflein."

„Ehrwürdiger Freund," entgegnet Benedictus, „ein ruhiger und ſorgloſer Lebensabend in beſſeren Verhältniſſen und in einem milderen Klima wäre Euch zu wünſchen; aber ich fürchte, Ihr werdet Euch nach einem ſolchen Leben im Prieſterhauſe, wo Ihr Eueren Ruhegehalt zu genießen hab't, nicht mehr wohl fühlen."

„Mein, wie gern blieb' ich da, lieber Herr Amtsbruder, aber wenn's halt nicht geht — wie's Gott will!"

„Herr Pfarrer! würdet Ihr mir nicht böſe ſein, wenn ich Euch den Antrag machte, Euere alten Tage mit mir in dieſer Gemeinde zu verleben und noch fernerhin den Pfarrkindern und mir ein bewährter Rathgeber zu ſein?"

Da erhebt ſich der Greis und lebhaft den Arm des jungen Prieſters ergreifend, ſagt er: „Was wär' mir lieber als das, Herr Amtsbruder! Viel thät' ich nicht brauchen: all' Tag' meine Suppe und meinen Strohſack, dafür leſe ich ja die heilige Meſſ'; und zu Zeiten ein friſches Tröpflein, das kauf' ich mir ſchon ſelber."

Die beiden Prieſter ſprechen noch einige Zeit, bis endlich die alte Magd vom Hauſe her ruft: „Zum Nachtmahl, Ehrwürden, 's wird ja Alles kalt!“

Gedünſtete Erdäpfel ſtehen auf dem Tiſche und ein Glas Wein. Der alte Mann iſt ganz glückſelig, daß er ſeinen Gaſt ſo außerordentlich bewirthen kann.

Nach dem Eſſen bringt die Magd ein Paketchen, legt es vor dem Pfarrer auf den Tiſch und ſagt: „Das ſchickt der Holzmeiſter Lipp zum ſchön' Dank für die Kindstauf.“ Der Alte öffnet ſchmunzelnd das Paket; es enthält Tabak, welcher nach der Gewohnheit armer Gebirgsleute ein wenig mit dürrem Buchenlaub gemiſcht iſt. Sofort ſtopft ſich der Greis ein Pfeiflein und ſagt ſchmauchend: „Meine guten Leutchen oenken halt allweg auf mich!“ Dann wird er ſehr verlegen, es fällt ihm ein, daß er eigentlich ſeinem Gaſt zuerſt ein Pfeiflein hätte anbieten ſollen; doch als dieſer ſagt, er rauche nicht, iſt er beruhigt. Benedictus ſchiebt ihm auch das Weinglas hin und läßt ſich ein Schälchen Milch bringen. Da ſchwelgt denn der alte Pfarrer und lächelt: „So wie heut' iſt's mir ſchon lang' nit g'rathen. Ich bring's Euch, Herr Amtsbruder!“

In derſelben Nacht ſchlafen die zwei Prieſter noch auf hartem Boden; der alte iſt es gewohnt und ſchläft gleich ein; der junge iſt noch lange in Gedanken, dann thut er ein Gebet und ſchläft auch ein.

Am nächſten Tage kommt von weiten Wegen her ein beladener Wagen, der vor dem Pfarrhofe hält. Der alte Herr ſchlägt die Hände über dem Kopf zuſammen und ruft: „Du himmliſches Kreuz, der läßt ſich ja die ganze Welt nachführen!“

Aber Benedictus ſelbſt legt ſeinen feinen Anzug ab und kleidet ſich in grobes Tuch.

Nach kurzer Zeit ist ein Feiertag im Gwänd — die Einsetzung des neuen Pfarrers. Da ist schier die ganze Gemeinde versammelt; selbst die Bewohner der hinteren Rabenwaldhütten sind heraus gekommen. Am Altare brennen die vier Kerzen, zur Orgel ertönt die Geige und die Speikgretl singt mit heller Stimme ein altes Lied. Selbst das Glöcklein auf dem Thurme hat heute einen Klang, es ist, als klänge der Holzreif mit zur Verherrlichung des Festes. Benedictus besteigt die Kanzel und begrüßt die Gemeinde mit einfachen, herzlichen Worten. Er sei nun da, sagt er, zum Mitfreuen und zum Mitleiden, gemeinsam wolle er Alles tragen mit seinen Pfarrkindern, und er wolle nicht über ihnen stehen, sondern unter ihnen, bei ihnen als Mensch. Gemeinsam wollten sie das kümmerliche Leben fristen und es sich gegenseitig zu verschönern suchen durch Lieb' und Vertrauen, und gemeinsam wollten sie die Noth tragen und das Glück, und gemeinsam wollten sie Gott verehren in Anstrebung menschlicher Vollkommenheit. — Benedictus will noch mehr sagen, allein er sieht, wie einige Zuhörer in den Bänken kämpfen gegen die Ermüdung, welche die Augenlider so schwer belastet.

Nach dem Gottesdienste läßt der neue Pfarrer die Aeltesten der Gemeinde in den Pfarrhof kommen, und als sie da beisammen sind, begrüßt er sie und sagt: sie möchten sich nun aussprechen, in welcher Beziehung sie vor der Hand einen Wunsch hätten. Der alte Herr findet nothwendig, zu erklären: „Der Herr Pfarrer will Euch in der Pfarre was stiften, so was herrichten lassen, und Ihr sollt nun sagen, was Euch am liebsten wär'."

Da schauen die Holzknechte einander an und machen halb lachende und halb verzagte Gesichter und wissen nichts

zu ſagen. Was ſie wollen? — Ja, gefragt iſt das leicht, aber geantwortet! — Es fiel ihnen nichts ein.

Endlich räuſpert ſich Einer und macht viele Vorbereitung zum Reden. „Ja, wär' ſchon recht," ſagt er hernach, „und da — beim Freydhof, mein' ich halt, wenn was angewendet werden thät', daß das Waſſer nicht alleweil ſo herabſchießen könnt'."

Benedictus ſieht den alten Pfarrer befremdet an. Alſo nichts für's Leben haben dieſe Menſchen zu wünſchen, nichts vermiſſen ſie. — Den Todten geben ſie ihre Stimme.

„Wenn Euch zuvörderſt das am Herzen liegt, liebe Freunde," ſagt Benedictus, „ſo wird Abhilfe getroffen werden, daß das Waſſer, welches bisweilen von den Felſen kommt, einen anderen Ausweg hat und nicht über die Gräber rinnt."

Plötzlich ruft ein Männlein: „Wenn ſich's der Wohlthäter denn ſchon einmal was koſten laſſen will, ſo ſoll er an unſere Kircheubäut' Lehnen machen laſſen, daß man ſich am Sonntag doch ein wenig ausraſten kann."

Benedictus lächelt, reicht Jedem die Hand und ſagt, daß ſie glücklich in ihre Waldhütten kommen möchten. Und als ſie fort ſind, ſagt er zum Greiſe: „Jetzt bin ich auch fünfzig Jahre im Gwänd geweſen, jetzt kenne ich dieſe Menſchen." — — —

Ein Jahr ſpäter iſt hinter dem Friedhofe ein tiefer Graben und die Kirchenbänke haben breite, feſte Lehnen und bequeme Fußgeſtelle.

Der Pfarrhof hat nun drei trauliche Zimmer. Im erſten dieſer Zimmer wohnt der Pfarrer Benedictus und ſchlägt, wenn er zu Hauſe und nicht in einer der Waldhütten auf Beſuch iſt, gern im Pfarrbuche nach, ob Alles in der Ordnung mit ſeinen Schäflein. Im zweiten Zimmer wohnt der alte Herr

und bereitet heilſame Getränke aus Alpenkräutern und Beinbruchpflaſter aus friſchem Harze. Im dritten Zimmer endlich kommen die zwei Prieſter drei- oder viermal täglich zuſammen zur geſegneten Gottesgab', und da kommt auch recht oft die umſichtige und heitere Wirthſchafterin zur Thür herein und bringt regelmäßig in einer goldig funkelnden Flaſche ein gutes Tröpflein mit.

# Der Schulmeiſter.

Er iſt ein ſchlanker, hagerer Mann, in ſeinen ſpärlichen Locken liegen Silberhaare. Er trägt einen pechſchwarzen feinen Rock nach ſtädtiſcher Mode.

Zuvörderſt intereſſirt uns die Geſchichte von dieſem Rocke.

Der Herr Dechant beſaß ihn und trug ihn acht Jahre. Das Schickſal verfolgte den Mann, der Rock wurde ihm zu eng, und er gab ihn dem Schulmeiſter von Althöfen. Dem Schulmeiſter von Althöfen aber war er nicht zu eng.

Die weiten braunen Beinkleider und die aſchgrauen Stiefel hätten auch ihre Geſchichte; es liegen in der Truhe unterſchiedliche Urkunden darüber vor, und der Schulmeiſter ſeufzet: „Beinkleider und Stiefel vergehen, die Conti aber werden nicht vergehen."

Nun zur Geſchichte des Mannes ſelbſt.

Er war, glauben wir, das neunte Kind des Lehrers von St. Nikolaus, ſtudirte vier Claſſen im Seminar, zwei Claſſen im Gymnaſium; dort blieb er ſtecken, denn ſein Vater hatte noch für jüngere Kinder zu ſorgen und konnte ihm nicht weiterhelfen. Da aber Gott Niemanden verläßt, bekam der Jüngling eine Stelle im Schulfache und blieb ſiebenundzwanzig Jahre Unterlehrer. Wir finden den Mann erſt wieder, als er zum Schulmeiſter emporſtieg.

Nun hat er für ſein Lebtag einen eigenen Herd; aber er geht doch lieber zum Dorfwirth in die Koſt, weil auf den eigenen Herd in Regentagen Tropfen herabſickern.

Nach den Einrichtungen, wie ſie viele Jahre in unſeren Ländern herrſchten, iſt der Mann eine wichtige Perſon; er iſt Meßner, Regenschori, Muſiklehrer, Gemeindeſchreiber, zu Zeiten auch Miniſtrant und nebenbei Schulmeiſter.

Die Gemeinde Althöfen hat ein Kleines über dreihundert Seelen — die im Kirchenbuche ſtehen; die Leiber davon kriechen in der Gegend umher in allen Thälern und auf allen Bergen. Der Schulmeiſter kennt Jeden und weiß auch, wo Jeder ſeine Hütte hat, ſo ſehr dieſe auch oft entlegen und verborgen iſt, hoch oben auf dem Berge oder weit hinter den Wäldern. Größere Pfarreien haben ihren Unterlehrer, ihren „Kirchenwaſchel", ihren Gemeindeſchreiber, ihren Pfarrknecht; all' dergleichen macht dem Schulmeiſter in Althöfen keinen Wettſtreit.

Und dennoch giebt es Stunden, in welchen ſich der Schulmeiſter nicht zufrieden fühlt; in manch' unbewachter Nacht träumt er ſich zu einem geſunden Bauernknecht hinauf, der ſorgenlos ſein Tagewerk verrichtet und dann ruhig eſſen und trinken und ſchlafen kann. — Es iſt gut, daß in ſolchen Stunden der Wind durch die Fugen den alten träumenden Schwelger wach bläſt, ſonſt verduſelte er gar die goldene Morgenſtunde, in welcher er die Gebetglocke zu läuten hat. Mit dieſer Verrichtung iſt verbunden das Kirchenaufſperren, das Vorbereiten zur Meſſe, das Stiefelputzen für den Herrn Pfarrer, die Meſſe ſelbſt und endlich die Knoblauchſuppe. Nach dieſer johlt und poltert es ſchon in der Schulſtube, aber da kommt ein Häusler — gar demüthig klopft er an und gar ſittſam knittert er an ſeiner Hutkrempe; — er thät

halt ſchön vom Herzen bitten, daß ihm der Herr Schulmeiſter thät einen Brief aufſetzen, — dem Natz, der beim Militär iſt, möcht' er halt einmal nachſchreiben; der Bub hätt' wieder geſchrieben um ein paar Kreuzer Geld, es ſei halt ſo viel zum Hungerleiden bei den Soldaten. Ja, und Papier hätt' er weiter auch kein's bei ſich — möcht' wohl ſchön bitten — thät's ſchon fleißig zahlen! — Der Schulmeiſter macht nicht viel Worte, ſchreibt gleich den Brief, nimmt aber nichts dafür und auch nichts für's Papier; das wär' leicht doch nicht ſchön, wenn ſich der Schulmeiſter ſo was zahlen ließe!

Endlich kann's an die Schule gehen — doch weh, da brüllt des Wurzenpeter's Bub' mit einem blutenden Kopf; die Jungen haben gebalgt und ihn zur Ofenecke geſtoßen. Der Schulmeiſter macht nicht viel Worte, nimmt den Kleinen mit in ſein Stübchen und ſchlägt ihm ein Eſſigtuch um die Stirne. Er fragt nicht, wer's gethan hat — leugnete es doch Jeder und drehte ihm eine Naſe. Der Alte kennt das. So geht's ruhig an die Schule. Den Kleineren hilft er buchſtabiren: b-i-bi, b-u-bu und b-e-be. Hernach: N-i-l Nil, p-f-e-r-d pferd, Nilpferd; B-e-t Bet, t-e-l tel, Bettel, ſ-a-c-k ſack, Bettelſack. Und ſo fort. Mit den Größeren nimmt er den Katechismus durch, den ſie auswendig lernen müſſen, oder, wenn es Samstag iſt, läßt er das Evangelium des nächſtfolgenden Sonntags leſen. Plötzlich ſchreit ein Bauer zum Fenſter herein: „Schulmeiſter, die Kirchenuhr ſteht; das wär' eine ſchöne G'ſchicht, wenn's heut' nicht Mittag werden thät!"

Eilt denn der Mann auf den Thurm und zieht die Uhr auf und ölt die eiſernen Räder ein und bringt ſo die Zeit wieder in Gang. Derweil iſt in der Schulſtube Kirchtag, denn wenn die Katz nicht daheim — wie das Sprichwort ſchon geht.

Endlich ſchlägt es Elf — da wird noch das „Einmaleins gebetet" und die Schule iſt aus. Der Schulmeiſter läutet die Mittagsglocke und geht dann zum Wirth, wo ihm ſchon die dicke „Frau" mit eingeſtemmten Armen entgegenkommt: „Ja, was iſt denn das heut für eine Unordnung, Schulmeiſter? Glaubt Er, wir gehen zu Tiſche, wann's Ihm gefällt? Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der muß warten, was übrig bleibt! Und übrig blieben iſt heut' nichts!"

Der Alte neigt nur den Kopf, als ſei er ſchon zufrieden; er weiß, daß die mindeſte Einſprache ſeine Lage nur verſchlimmern würde. Er ſchleicht in die Küche hinaus, mit der Köchin iſt er gut an — die theilt ihm ſchon einen Löffel warmer Suppe nnd ſchenkt ihm einige Brocken dazu: ei ja, die Köchin iſt ein rechtſchaffen gut's Leutl.

Noch ſitzt er mit dem Suppentopf im Winkel über der Hühnerſteige, da ſchreit d'rin im Gaſtzimmer ein Bauernknecht: „Kreuz und Hollerſtaud'n, wo iſt denn heut' der Schulmeiſter? Zum Verſehenläuten iſt's!" Der Alte hört's und eilt pflichteifrigſt aus ſeinem Verſtecke hervor, und bald darauf klingt vom Thurme das Verſehglöcklein, und faſt zur ſelben Zeit iſt der Schulmeiſter auch ſchon in der Sacriſtei und legt dem Pfarrer den Chorrock und das Ciborium über und zündet am Altar die Kerzen an und kniet nieder, daß er zugleich auch den Segen erhalte. Iſt ſodann der Verſehbote mit dem Pfarrer davon, ſo kann's wieder an die Arbeit gehen.

Der Lehrer ruft die Kinder zuſammen, die indeß mit ihrem mitgebrachten Mittagsbrote fertig geworden ſind. Wenn ſie etwa nicht zur Hand, ſucht er ſie im Walde oder wo ſie ſchon ihre Extraſpielplätze haben, und endlich beginnt die Nachmittagsſchule. Dieſe iſt dem Schreiben und Rechnen gewidmet. Im Schreiben geht's ſo übel nicht; da hat Jeder

ſein Vorblatt mit Sprüchen: „Fang' an mit Gott in allen Dingen, ſo wird die Arbeit Dir gelingen!" oder: „Morgenſtunde trägt Gold im Munde" und „Die Säue freſſen die Eicheln gern!" Beim Rechnen, da hat Jeder ſeine fünf Finger zur Hand. Fragt der Schulmeiſter: „Franzl, wenn Du drei Aepfel haſt und die Mutter giebt Dir auch drei dazu, wie viel Aepfel haſt hernach?" „Meine Mutter macht immer Aepfelkuchen!" antwortet der Kleine. Dieſes unſchuldige Kindeswort vom Aepfelkuchen dringt dem alten Manne tief in die Seele. „Franzl," ſagt er dann, „wenn Du einmal einen Aepfelkuchen mitbringen willſt, ſo wollen wir damit eine Bruchrechnung anſtellen."

Er kann es nicht verwinden, zeitweilig ſolche Anſpielungen zu machen, da ſie gewiſſermaßen nicht ohne Folgen ſind. Es iſt ſchon dann und wann ein Kuchen, oder ein Schinken, oder ein Schock Eier mit in die Schule gekommen und der Ueberbringer hat es nicht ohne Selbſtgefühl ausgerichtet: „Das ſchenket meine Mutter dem Herrn Schulmeiſter!"

Das Rechnen wird durch den Pfarrer unterbrochen, der, vom Verſehgange zurückgekehrt, in die Schule tritt. Die Kinder erheben ſich und ſagen den chriſtlichen Gruß; der Schulmeiſter zieht ſich in einen Winkel zurück.

Endlich iſt die Schule aus, die Kinder trollen ſich luſtig davon, nur ein oder der andere Knabe bleibt und holt ſeine Geige oder ſeine Pfeife hervor und nun beginnt der Muſikunterricht. Jeden Sonntag iſt „muſikaliſch" auf dem Chore und da muß zur Orgel doch wohl auch eine Geige und eine Pfeife ſein.

Dem Schulmeiſter hängt überhaupt in ſolch' feſtlichen Stunden der Himmel voll Geigen nur „derlängen" kann er keine.

Nach dem Muſikunterricht kommt endlich Feierabend? Warum nicht gar! nun kommt erſt das wichtigſte Geſchäft. Aber das iſt ein heikel Ding und der Schulmeiſter zieht ſich damit in ſein Stübchen und ſperrt die Thür ab. Auch das Fenſter deckt er zu mit dem Sacktuch; — es iſt beſſer, wenn's Niemand ſieht. Hierauf thut er eine Oblatenrolle hervor und beginnt Hoſtien auszuſtempeln. Dabei obliegt er frommen Betrachtungen über das Geheimniß des Gottmenſchen in Brotgeſtalt — und ſtempelt und ſtempelt.

Da klopft es an der Thür. Der Alte verhält ſich mäuschenſtill, aber es hilft nichts, man hat ihn ſtempeln gehört. Schnell räumt er auf und öffnet die Thür; er ſei — er habe — Nägel habe er in die Wand geſchlagen, Nägel.

Zwei Bauern haben ihm einen Vagabunden gebracht; „Müſſen halt wieder dem Herrn Schulmeiſter zu Gnaden fallen, einen Spitzbuben haben wir da. Wir wiſſen es aber nicht einmal, ob er ein Spitzbub iſt; er ſchleicht nur ſo herum in der Gegend, und da haben wir ihn angehalten. Er hat ſo einen Brief bei ſich, aber wir haben ihn nicht geleſen — heißt das, weil wir nicht leſen können, und da hätten wir den Herrn Schulmeiſter halt bitten mögen —"

Der Schulmeiſter lieſt den Paſſirſchein, findet Alles in der Ordnung, und ſo wird der „Stromer" wieder auf freien Fuß geſetzt.

Dergleichen Unterbrechungen kommen vor, wenn der gute Mann im verſchloſſenen Stübchen Oblaten ſtempelt.

Endlich kommt die Aveſtunde; der Schulmeiſter zieht am Glockenſtrick, ſperrt die Kirche zu, thut noch einen Gang um den Kirchhof und verrichtet dabei ſein Abendgebet. Dann zieht er ſich zurück in ſein Kämmerlein. Und nun kommt wieder die holde Zeit des Traumes von dem Bauernknecht, der ſorgen-

los ſein Tagwerk verrichtet und dann ruhig eſſen, trinken und ſchlafen kann.

Nicht zu ſelten geſchieht es, daß er mitten in der Nacht geweckt wird: „Steh' der Schulmeiſter doch auf, um Gotteswillen, unſere Kuh iſt im Kalben und es geht nicht vor ſich und wir wiſſen uns nicht zu helfen!“ —

So geht's, wenn man ein öffentlicher Charakter iſt.

So geht's durch's Jahr. Im Sommer zur Heumahd oder zur Kornernte iſt eine dringende Zeit, da ſchickt der Bauer ſein Kind nicht in die Schule, dieſe wird zugeſperrt — es ſind die großen Vacanzen.

Was macht denn der Schulmeiſter in den Vacanzen? Der iſt gar nicht daheim, der hat ſich für die Kirche jemand Anderen beſtellt, irgend einen alten Krüppel oder Halbcretin, der für ein paar Groſchen das Läuten mit Freuden verrichtet. Der Schulmeiſter wandert mit einer Holztrage auf dem Rücken in der Gegend umher, von einer Hütte zur andern, um für den Meßnerdienſt, oft auch anſtatt des Schulgeldes milde Gaben von Feldfrüchten einzuſammeln. Hier bekommt er zwölf Korngarben, iſt die Wirthſchaft größer, ſo kriegt er vierundzwanzig und iſt der Bauer gut bei Laune, ſo ſagt er gar: „Nur auffaſſen, Schulmeiſter, was Er tragen mag, heuer haben wir ein gutes Jahr gehabt!“ Und der Alte ladet auf, ſo viel ſich auf der Trage nur halten will, und ſagt: „Vergelt's Gott, Bauer, Gott wird Euch ſegnen!“ und wankt davon. Schier zuſammenbrechen will er oft unter der Laſt, und er kann gar nicht raſten und niederſitzen — wer hälfe ihm denn auf? Nur wo ein Strunk oder ein Stein emporragt, da iſt's geſchickt für ihn zum Ausruhen. Da wiſcht er ſich wohl die klebenden Haare aus der Stirne, aber er macht ein heiteres Geſicht — jetzt hat er was bekommen und

das läßt er ausdreſchen und verkauft Stroh und Korn, jedes beſonders und zuletzt, hofft er, wird er gar noch ein reicher Mann!

So kommt er endlich nach Hauſe und ladet ab und geht wieder davon, bis er alle Hütten, wie ſie weitläufig zerſtreut herumliegen, abgegangen hat.

Da findet er wohl auch ſeine Kleinen in ihren häuslichen Beſchäftigungen, ſie ſind ganz friſch auf und ſie arbeiten doppelt rührig und geſchäftig, wenn's der Schulmeiſter ſieht, um ihm zu zeigen, daß ſie auf dieſem Felde daheim und hier mehr verſtehen als der Schulmeiſter!

Und ſind die Feldarbeiten vorüber, ſo kommen die Kinder wieder nach und nach in die Schule — aber wie Manches iſt im Laufe der Zeit anders geworden, die Kenntniſſe haben ſich verrückt, Buchſtaben haben ihre Namen verwechſelt und dreimal drei iſt nicht mehr neun.

Der Schulmeiſter hat keine Rüge dafür und auch kein Lob; ruhig fängt er wieder von vorn an. —

So lebt er in ſeiner armen, kleinen entlegenen Pfarre. — „Geſund, Gott ſei Dank," ſagt er, „bin ich, und das iſt das Beſt'."

Die Jahre vergehen, die Schulkinder werden groß und ſchicken wieder andere Schulkinder. Aber einmal iſt ein Tag, da kommen ſie früher nach Hauſe als gewöhnlich: „Der Schulmeiſter iſt heut' nicht recht beieinander, und da iſt die Schul' früher aus geworden."

Und am Abende zur Aveſtunde wird nicht geläutet. Aber kurze Zeit darauf klingen alle Glocken mitten im Werktag. Der Schulmeiſter läutet ſie nicht — er ruht endlich aus.

Wer ihm einen Grabſtein ſetzen wollte — ich wüßte dafür eine Denkſchrift. Grabt in den Stein einen Glockenſtrick

und einen Bettelsack und unten hin die Worte: „Hier ruht ein Volkslehrer der alten Schule.“ So war's. So ist's nicht mehr. Heute erfreut sich ein braver Dorfschullehrer derselben Achtung, wie der Herr Pfarrer, und in einer Gemeinde, welcher die Erde höher steht als der Himmel, vielleicht einer noch größeren. Unter den neuen giebt es mehr bedeutende Männer als unter den alten, aber weniger Originale.

# Der Kirchenwaſchel.

S' iſt eine wahre Plackerei, aber ſein muß doch auch wer dazu! — das ſagt er ſelbſt, der Kirchenwaſchel, der angeſtellt iſt, um in Ermanglung des Schulmeiſters den Meßnerdienſt zu beſorgen und für die Dorfkirche den Hausknecht zu machen. Ei freilich muß auch wer ſein dazu, aber warum juſt er?

Daß er ein wenig ſtottert, ſchielt, einen Höcker oder Säbelbeine hat, iſt immer noch kein Grund dafür; wohl iſt er in ſeinem Thun und Handeln nicht ganz der Schnellſte, ſein Schritt, ſagt man, gehe nach dem Takte der Thurmuhr.

Warum alſo juſt er?

Je nu, weil die Gemeinde ſagte: Im Kopf hat er's nicht, im Ellbogen braucht er's nicht und im Sitzleder bleibt's ihm nicht! — So geheimnißvoll dieſer Ausſpruch iſt, ſo kann doch vermuthet werden, daß damit das Hirn gemeint war — kurz, unſer Mann wurde Kirchenwaſchel.

Eigentlich unſer Mann iſt ſtolz darauf, und mit Recht, denn er und der liebe Gott ſind nun die zwei Erſten in der Gemeinde.

Das ſieht man täglich gleich zur früheſten Morgenſtunde, denn — wie der Mann heißt, wollt Ihr wiſſen?

Ja, wenn Ihr immer solche Fragen thut, so komm' ich nicht in's Erzählen, ich meine doch keinen Bestimmten, sondern alle Kirchenwaschel zusammen; wozu immer Namen, Namen, wenn man Thaten erzählen kann!

Der Kirchenwaschel hat auf dem Dachboden im Schulhause oder in der Heukammer eines nahen Bauernhofes sein Daheim. Im Ehestand lebt er nicht, er gehört zur „Bruderschaft" und hat sich vorgenommen, als Jüngling zu sterben. Schon vor fünfzig Jahren hat er sich das geschworen und stark ist er bisher geblieben; allen Anzeichen nach wird er seinem Vorsatze treu bleiben.

Schlaf hat der Kirchenwaschel wenig. Der Schlag der ersten Tagesstunde weckt ihn gewöhnlich aus dem Schlummer, und dann schläft er nicht mehr ein. Wohl bleibt er noch eine Weile unter der warmen Decke und macht feste, eiserne Vorsätze für den Tag. Sind diese fertig, so richtet er sich auf und verrichtet sein Morgengebet; er verkehrt in demselben weniger mit dem lieben Gott als mit den vierzehn Nothhelfern, gegen diese ist er aber sehr energisch. Auf gutem Fuß steht er mit dem heiligen Leonhard, diesem weiht er die Kerzenstümpfchen, die am Hochaltare übrig bleiben, und zündet sie ihm an den Sonn- und Feiertagen auch an. Dafür läßt Leonhard den Schöpsen, welchen sein Verehrer bei einem Großbauern auf dem Futter hat, jahraus jahrein kerngesund sein. Und der Schöps und die Wolle, die auf dem Schöpsen wächst, ist völlig das Einzige, was der Kirchenwaschel sein eigen nennt. Und für dieses bittet er den heiligen Leonhard um Schutz, wenn er des Morgens auf seinem Strohlager sitzt. Dann steigt er mit feierlichem Ernst aus dem Bett und beginnt sich anzuziehen, ein Werk das er mit Ausdauer, mit unerschütterlicher Consequenz fortsetzt, bis dasselbe gelungen ist.

Um fünf Uhr endlich, wenn er mit Gott und der Kleidung fertig iſt, hängt er ſich an den Strick. Die Morgenglocke klingt; der Waſchl iſt Herold des goldenen Tages, mit eherner Zunge ruft er's hinaus, daß Gottes Morgen da iſt und daß bald die Sonne aufgehen wird über Gute und Böſe!

Iſt Sonntag und hat der Waſchel etwa gar unterlaſſen, am Vorabende die Kirche auszukehren und die Papierblumen an die Altarleuchter zu knüpfen, ſo iſt er jetzt in großer Bedränguiß. Auf das Frühſtück, Du mein Gott, verzichtet er gern, aber wer giebt ihm die Zeit zurück!

Freilich wohl fegt jetzt der Beſen und fegt und fegt, aber zum Aufſpritzen blieb keine Zeit mehr, Millionen und Millionen unendlich kleiner Planeten fliegen im Gotteshaus herum, die Größe und Allmacht des Schöpfers verkündend. Dann das Kirchenlied:

Hier liegt vor Deiner Majeſtät
Im Staub die Chriſtenſchaar!

Erdreich läge nun genug am Altare, aber die Blumen können nicht wachſen in ſo kurzer Zeit, und ſo bleibt heute der Tabernakel ohne ſonderlichen Schmuck. Es ſchlägt acht Uhr. Alte Weiblein humpeln zur Thüre herein und gehen an ihre Plätze und entfalten ihre Roſenkränze und bringen ihre Lippen in's Klappern und legen die runzeligen Hände zuſammen und auseinander und wieder zuſammen wie einen Blaſebalg, und beten ſehr.

Wenn der Waſchel mit dem Beſen vorüber kommt, ſo ſchlagen ſie ihre Augen zu Boden.

Endlich iſt er mit dem Vorbereiten in der Kirche und in der Sacriſtei fertig, ja, es iſt ſogar die Gluth für den Weihrauch gemacht und am Altare ſind zwei Kerzen angezündet.

Da der Pfarrer noch nicht da ist, setzt sich der Waschel in einen Stuhl und beginnt laut einen Rosenkranz zu beten. Die Sonntagssonne strahlt zu den Fenstern herein und ihre Strahlen bilden breite Streifen von den Fenstern durch die Kirche.

Jüngere Weiber kommen zur Thüre herein und besprengen sich am Weihbrunnengefäß und gehen auf ihre Plätze. Auch die Mannsstühle füllen sich mit älteren Männern zuerst; die jüngeren und die Burschen bleiben während des Rosenkranzes gern draußen auf dem Kirchplatze stehen, verfolgen das in die Kirche tretende Weibervolk mit Blicken und Bemerkungen und machen Tauschgeschäfte in Tabakspfeifen. Sie haben kurze, künstlich geschnitzte Pinzgauerpfeifchen mit durchbrochenen Thurndeckeln aus Messing; sie haben lange, mit Stahl, Packfong oder Silber beschlagene Buchenpfeifen, sie haben dicke, mit breiten Deckeln und langen Röhren. Und was der Waschl drin auch aurufen mag in den kläglichsten Tönen, und wie erbarmenerregend er auch bitten mag für die armen Seelen im Fegefeuer, die Burschen bleiben verstockt, sie denken nur an Eines: die silberbeschlagenen Pfeifen stehen höher als die von Packfong und die Pinzgauer kommen aus der Mode.

Da geht der Pfarrer über den Kirchhof. Wohl rücken da die Burschen ihre Hüte und einige machen sogar Versuche zum Handküssen; aber der Pfarrer eilt schnell vorüber, er greift nicht einmal grüßend an sein Sammtkäppchen, er ist ungehalten. Da stehen sie in der Sonne und treiben Schacher, und drin ist der Rosenkranz!

Die Burschen schleichen sofort in die Kirche und einige gar hinab hinter die Kirchhofmauer zu einem Kartenspielchen. Trotz Glockenklang und Orgelton drinnen sticht das Trumpf-Aß doch immer den König!

Mit der Ankunft des Pfarrers in der Sacriſtei wälzt ſich ein Heer von Geſchäften auf den armen Waſchl heran. Sie mögen braten, die Seelen im Fegefeuer, jetzt hat er nicht die Zeit, daß er ſie herausbete, der Pfarrer will den Chorrock und die Stola umgeworfen und das Birret auf dem Kopf haben, die Glocken wollen geläutet ſein und an der Orgel ſteht kein Blasbalgzieher. Und der arme Waſchel hat nur zwei, ſage zwei lumpige Hände!

Doch ſiehe, die Glocken klingen, die Orgel ſchallt und der Pfarrer ſteht gehegt und gepflegt auf der Kanzel.

Unter allgemeinem Aufſtand wird das Evangelium geleſen. Dann beginnt die Predigt; die Männer horchen zu, die Weiber weinen oder ſchlafen, die Mädchen ſehen ein wenig nach, wie das ſeidene Halstuch ſteht und ob dasſelbe nicht Blicke auf ſich ziehe. Der Kirchenwaſchel aber ſteht am Taufbecken und macht Ohren, Augen und Mund auf, daß er keines der Worte Gottes überhöre.

Nach der Predigt verkündet der Pfarrer den Wochenplan für die Kirche, und wer die Meſſen zahlt und wofür, und wann ein gebotener Faſttag iſt. Wenn die Zeiten gute ſind, ſo verkündet er gar ein Brautpaar und oft ein ſo unverhofftes, daß die ganze Gemeinde in den Stühlen darüber in Aufregung geräth und ſich alle Blicke nach den gewöhnlichen Plätzen der Verkündeten wenden. Aber die Brautleute ſind nicht da und — der Waſchel zündet ſchon die Lichter am heiligen Leonhard an.

Das Hochamt rückt heran; der Pfarrer will für dasſelbe die Alba, die Manipel, den Meßrock und das und jenes.

Mit Geſchicklichkeit hat ihn der Waſchel angekleidet, darauf hat er Weihrauch angemacht und den Opferwein beſorgt; das Waſſer zu demſelben will er auch noch holen, aber

mancher Pfarrer iſt nachſichtig und ſagt: „Wozu den weiten Weg zum Brunnen hinab? Schone Deine alten Füß', Waſchel — der liebe Gott nimmt den guten Willen für's Werk."

Das Amt hat begonnen und der Kirchenwaſchel kommt nun aus der Sacriſtei, aber wie? Nicht mehr als der buckelige, ſäbelbeinige Kirchenwaſchel, ſondern als Gottes Diener, als Cherub eigentlich, im weiß-rothen Chorrock! Da kniet er vor dem Altare und wedelt mit dem Kohlengefäß und läßt den Weihrauch aufſteigen und neigt ſich und betet für ſeinen Schöps!

Und nach dem erſten Segen kommt er mit der langen Stange und zündet alle Kerzen an, die am Altare, an den Bildern und an den Wänden herum angebracht ſind. Majeſtätiſch ſchreitet er durch die Kirche.

Ein oder das andere Weiblein, an dem der Anzünder mit der Stange vorüberkommt, flüſtert ihm ſchüchtern die Bitte um Licht zu und hält ihren Wachsſtock hin; aber der Waſchel zögert: Du Licht, Du alte Rumpel! Biſt Du denn ſchon heilig geſprochen, und ſtehſt Du ſchon auf der Wand? Aber doch, er hat Nachſicht und reicht dem Weiblein Licht.

Endlich brennt Alles und der Kirchenwaſchel zieht ſich in die Sacriſtei zurück. Aber bald kommt er, und zwar wieder mit einer langen Stange, an welcher ſich diesmal kein Licht, ſondern ein Holztrühlein oder ein Klingelbeutelchen befindet. Mit dieſem geht er nicht mehr zu den Heiligen, die auf der Mauer ſtehen, ſondern zu den ſündigen Menſchen, die in den Stühlen ſitzen. Da blickt er wohl Jedem feſt und fragend in's Geſicht: Nu, giebſt Du was? oder wird's? — und wenn die Münze in das Trühelchen kollert, ſo ſagt er „Vergelt's Gott!" — und geht weiter, muß oft an mehreren Stühlen vorüber, ohne daß auch nur ein einziger Heller fällt. Da

bleibt er wohl gar ſtehen und brummt etwas. Beſonders den Jüngeren, die überhaupt gottlos ſind — die Mädchen wie die Burſchen — vermag er nichts abzugewinnen. Es iſt ein Jammer, was die Leute heutzutage ſchlecht werden!

Endlich von ſeiner apoſtoliſchen Wanderung in die Sacriſtei zurückgekehrt, überzählt der Waſchel den Ertrag ſeiner Sammlung. Jetzt glotzt er eine Münze an und kehrt ſie um und glotzt ſie wieder an und brummt und hebt die Hand mit derſelben langſam und ſchleudert die Münze in den Winkel. Es iſt erbärmlich — ein meſſing'ner Hoſenknopf war's!

Unter ſolchen Freuden und Leiden geht das Hochamt zu Ende; wieder Weihrauch zum Segen und dann Auslöſchen aller Kerzen. Die beim Leonhard läßt der Waſchel am längſten brennen, dann aber ſagt er: „Jetzt kann ich Dir nimmer helfen, die Kirche wird zugeſperrt, aber vergelt's Gott, Du ſchauſt ſo ſchön auf mein' Schöpſen!"

Und wenn die Leute ſchon längſt draußen ſind, ſich um den Obſtkrämer herumdrängen oder in's Wirthshaus gehen, waltet der Waſchel noch in der Kirche. Dann läutet er die Mittagsglocke, ſperrt zu und geht endlich zum Eſſen.

Und das iſt nur ein einziger Tag. Wer möchte erſt die wichtigen Aemter aufzählen, die der Kirchenwaſchel durch all die Feſte des Jahres bekleidet!

Stellt er zur Weihnacht nicht die Krippe, zu Oſtern nicht das heilige Grab auf? Wer wickelt zur Faſtenzeit all' die Crucifixe in blaue Tücher, wer krönt in den Roſenmonaten Altäre und Bilder mit Blumen und Kränzen, und wer zieht zu Frohnleichnam die Fahnen auf und hängt den Himmel (Baldachin) auf vier Stangen — und zu Pfingſten, wer ſendet den heiligen Geiſt aus der Dachſtuhlkammer hernieder und läßt ihn ſchweben an der Schnur über den Häuptern der Gläubigen?

Der Kirchenwaschel ist's!

Und wenn die Gemeinde gar einmal eine Wallfahrt nach Maria-Zell macht, wer geht voran und trägt die Fahne?

Ich brauche die Frage wohl nicht mehr zu beantworten.

Und wofür thut der Mann alles das?

Niemand leistet ihm Entgelt, nur daß — wenn er einst in die Grube rollt — die Glocken unentgeltlich läuten und der Pfarrer umsonst seinen Segen nachspricht.

Es ist ein reines Ehrenamt, und sein muß doch auch wer dazu — endlich jenseits ist Vergeltung, denn der liebe Gott zahlt seinen Hausknecht und die Heiligen verlassen ihren Kirchenwaschel nicht!

# Der Schaufelbub.

In den ſtillen Hochthälern der Alpen giebt es Gemeinden, die ſo klein und geſund ſind, daß ein Todtengräber dort nicht leben könnte. Darum iſt oft gar keiner im Orte. Die Leute behelfen ſich ſchon ſelbſt. Das Sterben können ſie allerdings nicht ganz laſſen, aber wenn ein Fall eintritt, ſo werden ein paar Bauernburſche aufgeboten, daß ſie im Kirchhofe ein Grab ausſchaufeln.

Eigen iſt's freilich, wenn ſo ein Junge von zwanzig Jahren voll Lebensluſt und Uebermuth plötzlich vor einem vermoderten Sarge ſteht. Nur ein wenig berührt ſein Spaten die Bretter, und ſie fallen auseinander. Lange ſtarrt er hin; — was iſt das hier vor ſeinem Auge?

— Und hört ma wo zithernſchlog'n,
So loßt's oan ka Roſt ka Rua;
's Geblüat hebt zan tonz'n on,
— — Und gach kimmt da Schaufelbua!

Er wendet ſich wohl weg, ein kaltes Schauern geht durch ſein blühendes Leben; — aber die Gebeine müſſen heraus; ſechs Schuh tief muß die Grube ſein, ſo verlangt's der neue Gaſt — und Einer verdrängt den Andern — unten wie oben.

Wo aber eine Gemeinde ſo groß iſt, daß zum Beiſpiel ein Arzt in ihr fortkommt, da kann wohl auch ein ordentlicher „Schaufelbub" leben.

Und wahrhaftig, er führt ein gutes Gewerbe.

Er hat Haus und Hof und zahlt keine Steuern; er bekommt Brot, wenn Andere verhungern, und das, woran er arbeitet, wird desto größer, je mehr er davon wegnimmt.

Nun? — Für das Beinhaus und den Friedhof verlangt der Staat keine Steuern; wenn Jemand verhungert, so bekommt der Todtengräber ein Geschäft, und das Grab wird desto größer, je mehr Erde er davon wegnimmt.

Der Todtengräber ist heute unser Mann. Es ist selten, daß man ihm bei Lebzeiten einen Besuch macht.

Es ist Spätherbst; vielleicht zu Allerseelen.

Der kleine Kirchhof liegt abseits vom Dorfe an einem schattigen Waldabhang. Er ist mit einem moosigen Bretterzaun umgeben, wie die Kohlgärten, und da drin stehen einige braune und rothe Holz- und Blechkreuze. Viele sind schon halb umgesunken und sind moderig und rostig, wie die unten, über denen das welke Gras steht. Ein gelbes Ahornblatt, längst schon seinem Zweig entführt, raschelt über den Boden dahin und hüpft und tanzt, als wär's in den Tagen der Maien — und es ist doch todt . . .

Mitten auf dem Gottesacker steht ein hohes Kreuzbild mit einem Blechdache; über die Brust des Gekreuzigten hat die Sonne des Hochsommers einen klaffenden Riß gezogen, und das ist wohl, meint die alte Lori, jetzt dringen die Gebete für die armen Seelen im Fegfeuer um so sicherer in sein Herz!

Unweit von diesem Kreuze ist ein offenes Grab. Der Schaufelbub hat es schon lange bereitet, und es sieht auch recht einladend aus, aber die Leute im Dorfe hängen so leidenschaftlich an diesen frostigen Nachsommerstrahlen und an den Herbstnebeln, daß unten in der traulich dunkeln Grube

ſchier die Schwämme wachſen. Für das Kind iſt das Grab zu groß, der Greis meint, für ihn ſei es zu tief, und der junge Burſche läuft in allen Weiten herum und weiß es gar nicht, daß ein Grab offen ſteht.

Am Rande des Gartens gegen das Dorf zu iſt das gemauerte Todtengräberhäuschen — an den Fenſtern ſtehen Blumentöpfe — da drinnen blüht der Frühling!

Ei freilich hat der Alte ein Töchterlein, aber das iſt ganz aus der Art gerathen, es will nichts wiſſen von den Todten, immer nur von den Lebendigen. Darum hatte ihm der Vater ſchon einmal geſagt: „Kind, Du machſt mir viel Kummer, Du wirſt es noch ſo weit bringen, daß einmal ſo ein Lebendiger kommt und Dich holt!“

Der Alte iſt ganz für die Todten. „Von dieſen muß unſereins ja leben!“ meint er. Aber er hat doch noch andere Einkunftsquellen; er handelt dann und wann mit Knochen, die ganz wunderbare Eigenſchaften beſitzen; er macht in Sargnägeln, die für die Eingeweihten unſchätzbaren Werth haben; außerdem ſammelt er im Sommer Kräuter und bereitet Getränke für kranke Pferde.

Die Kleidung unterſcheidet ihn nicht von den anderen Dorfbewohnern; an Sonntagen, wenn die Gemeinde vor der Kirche verſammelt iſt, würde man ihn gar nicht herausfinden, wenn er nicht vereinzelt in irgend einem Winkel ſtünde und etwa Muthmaßungen anſtellte, wer ſich nun wohl zuerſt in ſeine Grube legen könnte.

Der Mann wird verkannt; er hat nur einen einzigen Freund in der Gemeinde, und zwar den „Kirchenwaſchel“.

Außerdem ſteht der Schaufelbub auch in Verkehr mit Geiſtern; abgeſehen von denen beim Kirchenwirth, die ihm nicht ſelten gefährlich werden, hat er in gewiſſen Nächten

Erscheinungen. In seiner Schlafstube hängen die Stricke, mit denen die Särge in's Grab gelassen werden. Wenn nun Jemand in der Gemeinde stirbt, so fangen die Stricke an der Wand an zu rasseln und sich zu schlingeln: wenn das geschieht, so braucht der Schaufelbub nicht erst die Todesanzeige abzuwarten, sondern beginnt gleich an dem Grabe zu arbeiten. Besonders früher soll das sehr oft zugetroffen haben; seitdem aber so viele Mittel gegen die Ratten aufgetaucht sind — der Zusammenhang ist noch nicht klar — aber die Stricke bleiben seitdem ruhig.

Ist nun ein Todesfall eingetreten, so hat der Schaufelbub außer der Bereitung des Grabes noch gar Manches zu thun. Zuerst geht er von Haus zu Haus und sagt: „Nein, ich bin nur da, von wegen dem, weil wir morgen den N. hineinschieben, und er läßt bitten um die christliche Lieb', daß Ihr wolltet mit in die Kirche und auf den Freydhof gehen, und da thät' ich Euch eine Kerze geben und die zündet an zum ewigen Licht, und dem Verstorbenen sei die ewige Ruh'!"

Am Begräbnißtag selbst hat er das Hinabgleitenlassen des Sarges zu besorgen. Nach der kirchlichen Ceremonie kniet er hin vor das große Kreuz und betet laut und sehr kräftig um Ruhe für die arme Seele. Während des Gebetes flüstert er wohl gar einem Nebenstehenden zu: „Ist der Verstorbene reich gewesen?" Und wird dieses bejaht, so beginnt er mit noch größerem Eifer zu beten und es bricht ihm schier die Stimme.

Hierauf kommen die Angehörigen des Todten und bedanken sich des kräftigen Gebetes wegen und laden den Schaufelbuben ein, mit in's Wirthshaus zu kommen.

Dieser scharrt noch nothdürftig das Grab zu und eilt dann in's Wirthshaus. Dort wird ihm viel zugetrunken und

auch er ſelbſt trinkt ſich viel zu. Bei dem Todtenmahl iſt er der Erſte und der Wichtigſte! Eine Zeit während desſelben bleibt er auch noch Todtengräber, aber endlich legt er den Nimbus ab, er ſinkt vielleicht hernieder zum gewöhnlichen Menſchen und zuletzt an demſelben vorüber und unter den Tiſch. —

Trotzdem das Geſchäft des Schaufelbuben ein ſehr ruhiges iſt, ſo giebt es in demſelben doch viele Unannehmlichkeiten; den Menſchen iſt einmal nichts recht zu machen, nicht einmal das Grab.

Dieſer will in der Nähe des großen Kreuzes liegen, damit er die Gebete, welche am großen Kreuze für die Verſtorbenen geſprochen werden, möglichſt aus erſter Hand erhält; ein Anderer will neben dem oder dem Verwandten oder Bekannten ruhen, damit er ihn am Auferſtehungstage nicht erſt zu ſuchen brauche. Ein Dritter möchte einen ganz ungeſtörten Platz, wo ſpäter nicht mehr gegraben würde.

„Da legen ſie Einen heut' hinein," ſagte einmal der alte Krautwaſcher, „und wünſchen ihm die ewige Ruh', und in ein paar Jahren drauf' thut's ihnen ſchon wieder leid um den Platz, ſie graben auf, reißen Einen heraus mit Haut und Haar und verſtreuen die Knochen, einen da-, einen dorthin und zuletzt kriegt ſie der Beindldrechsler oder der Phosphorbrenner — ja, das iſt dann eine Kunſt, am jüngſten Tag, wenn auf einmal die Poſaune bläſt: Allo marſch, auf! und meine Arme ſind Spitzen an Pfeifenröhren und meine Füße ſind lauter Zündhölzelköpfe und meine Hirnſchale hat ſo ein Studioſus in der Stadt zum Zigarrenaſchentiegel! Wo nun ſchnell Alles nehmen und nicht ſtehlen? — Eine Kunſt, ſag' ich, ein ſolches Auferſtehen!"

Der Pfarrer hörte das vom Krautwaſcher und wollte ihn dieſer Rede wegen mit vollem Recht von der Kirche ausſchließen,

aber da ſagten die Anderen: „Du ſackeriſche G'ſchicht, das wird eh völlig ſo ſein, wie der Krautwaſcher ſagt, wenn man ſo gäh wach wird in der Gruben und man findet ſich gar nicht an, das muß eine elendige Schererei ſein, nicht einmal ſuchen kann man, weil man keine Füße und keine Augen hat!“

Der Pfarrer ſann. Sie Alle aus der Kirche ſchließen? — dann wäre er allein drin geweſen.

Und auch der Todtengräber will etwas Apartes, denn auch er, der Anderen eine Grube gräbt, fällt endlich ſelbſt hinein. Seine eigene Ruheſtatt hat er am liebſten mitten im Kirchhof. Er muß einſt am jüngſten Tage ja zuerſt auferſtehen — ſagt man — und den Schutzengeln die Plätze zeigen, wo die Schutzbefohlenen liegen. Dann gehen ſie Alle zuſammen über Ungarn und Serbien und die Türkei — in das Thal Joſaphat.

Da wir nun die Bekanntſchaft einmal gemacht haben, ſo geſtattet uns der Schaufelbub wohl den Eintritt in den Gottesacker, um einige Blätter jenes Buches zu leſen, welches das dichtende Volk geſchrieben hat. Das Volk ſchreibt ſeine Gedichte auf Hausthüren und Balken, auf Votivbilder und Martertafeln, auf Lebzelten und Schußſcheiben, auf Tanzböden und Grabkreuze.

Wir wollen hier nur ein tiefernſtes und luſtiges Capitel aufſchlagen: „Das Grabkreuz“. — Das Volk, das naive, geſunde da oben im Gebirge hat es noch nicht zu jener Ueberfeinerung des Gemüthes gebracht, die auf Grabhügeln nur in lauter, wilder Klage weint; auch noch nicht zu jener moderblaſſen Philoſophie des Materialismus, die Alles für verloren wähnt, was den Sinnen entrückt iſt. Das Volk glaubt und hofft und wird bisweilen faſt übermüthig dabei und ſetzt dem Todtenkopfe ſo gern einmal die Narrenkappe auf.

„Das Sterben iſt bitter,
Das Geſtorbenſein ſüß!“

ſteht zu leſen auf einer Grabtafel zu Steyr; und ein Anderes:

„Das hart' Sterben,
Das ich ſo lang hab' gefürcht,
Is vorbei.
Ich bin von allem Uebel frei
Und leb' bei der heiligen Dreifaltigkeit
Von nun an bis in Ewigkeit!“

zeigt, daß es wohl gerechtfertigt iſt, wenn manche Leute noch heute ihre Todtenfeſte mit Eſſen, Trinken und verſchiedenem Schabernack feiern wie ein freudiges Ereigniß.

Beliebt iſt folgender Vers:

„Ich lieg' hier im Roſengarten
Und thu' auf meine Eltern (Kinder) warten.“

Oder:

„Liebe Kinder, thut nicht weinen,
Daß wir ſchon geſtorben ſein,
Wir ſind nur vorausgegangen,
Um bei Gott euch zu empfangen.“

Ernſter iſt folgendes:

„Was ihr ſeid, bin ich geweſen,
Was ich bin, das müßt ihr werden,
Alle Blümlein wohl verweſen,
Und du wirſt zu Staub und Erden.“

Grabſchriften, ähnlich dieſer letzteren, haben zumeiſt Prieſter zu Verfaſſern; ſie ſind ſtets düſteren Inhaltes, ſprechen von der Eitelkeit des irdiſchen Lebens und haben eine moraliſirende Pointe. Von ſolchen ſind die naiven Dichtungen des Volkes leicht zu unterſcheiden.

Wenn wir auf einem Grabmal in Gröbming (Ennsthal) die Worte lesen:

„Hier ruhet Kaydan Strobl, gewesen der
Hammelschmiedin ihrer Schwester ein Kind",

oder:

„Willst mich mit Füßen tretten
So must auch ein Vaterunser bethen
für die Agatha Weissenbeckin,
gebohren im 24ger Jar,
Und 1857 lag sie auf der Bahr!"

so werden wir hierin an der echten Volksthümlichkeit keinen Augenblick zweifeln.

In Wagrein ruft ein gutes Kind seiner Mutter folgendermaßen nach:

„Du Theire hast nun ausgeliten,
Und sangst so früh ins Grab.
Der Schöpfer lis sich nicht erbiten
Der dir ein beseres Leben gab.
Nun ligst du in der külen Erde,
Lieb gutte Mutter du.
Bis wir dir einst folgen werden
Hinüber in die Himmelsruh."

Auf demselben Kirchhofe ist auch Folgendes zu lesen:

„Gatten, Kinder, Lebet wohl,
Lebet, wie man leben soll,
Mit Schmerzen bin ich aus Eiern Augen verschwunden,
Und kehret öfter bei meinem Grabe zu.
O! wünschet mir die ewige Ruh!"

Auf einem Gottesacker im Raabthale an einem Wandkreuze heißt es:

„Hier ruht mein Oheim Peter Paule,
Sterben missen wir ale.

Thue frumb leben
So Wirth dir Gott geben
Antonie Pirſtlingerin."

In St. Veit bei Schwarzbach finden ſich auf dem Gottesacker folgende Inſchriften:

„Hier in dieſen Roſſe Garten
Wo der Leib des Menſchen Ruth
Mus an die Auferſtehung warten
Bis der Poſſaunen ſchall ſie Ruft."

Auf dem Grabkreuze eines Tiroler Friedhofes ſteht zu leſen:

„Hier liegt Nothburga Stöger,
ſie ſtarb verſehen mit den
K. K. Sterbeſakramenten."

Ein anderes:

„Hier ruhet Hanna Brandnerin, geborne Zuntnerin. Was Gott will, iſt mein Ziel."

Ein Martertaferl in derſelben Gegend lautet:

„Hier iſt am 10. März 1861 eine Lawine niedergegangen und hat 5 Perſonen und 3 Böhm' derſchlagen."

In einem Friedhofe bei Oedenburg findet man folgende Inſchrift:

„Hinter diſes Kirchhofs Gittern
Liegt Hans Klaus
Er trank manchen Bittern"

— und weiter unten die Schlußzeile:

„Kelch des Leidens aus."

Ein ſinniger Spruch findet ſich auf dem Kirchhofe zu Neuberg:

„Als Gattin blüht' sie mir,
Als Mutter sank sie nieder,
Als Mensch ging sie von hier,
Als Engel kommt sie wieder.
Sie ist vorausgegangen
Den Gatten zu empfangen."

Eine andere Stimmung drückt die Grabschrift bei Lienz aus, die ein Tiroler seinem Weibe gewidmet hat:

„Hier liegt mein Weib Begraben,
Wünsch' ihr die ewige Ruh' zum Lohn,
Ich hab' sie schon."

Eine pessimistisch angehauchte Inschrift steht auf einem Grabkreuze in Spital am Semmering:

„O Mensch, du mußt leben,
Du weißt nicht wie lang;
O Mensch, du darfst sterben,
Doch weißt du nicht wann."

Und ein anderes, das viel zu formglatt und viel zu weltschmerzlich ist, um volksthümlich zu sein:

„Gott, Du bist ungerecht,
Hast uns den Tod erdacht;
Erde ist nicht so schlecht,
Hat ihn uns leicht gemacht."

Gar seltsam naiv und alterthümlich klingt eine in Marmor gehauene Inschrift in der Kirche zu Fladnitz, welche einst die Gemeinde einem ihrer Seelsorger geweiht hat:

„Wold ihr wissen in der Erd
Wer alda begraben ligt
Weil er gelebt hat habt ihr ihm geehrt
Jezt ihr ihm mit Fiessen tritt

M: Jacobus Schaffer ſein Name wahr
Mit Achtundfünfzig Jahren
28 Jahr war ehr Pfarherr alhie
Und hat mit groſſen Sorgen
Zu Abends auch und morgens fruhe
Seine Schefflein wollen ausborgen
Den 28 May anno 1708 mueß er von hier
Gedenkh der ihm mit Fieſſen tritt
Bleibt Keinen aus bald iſts an Dir
Fir ſein Seel all Gott bitt
Wan ehr werd ſein in Himmels Sall
Bitt ehr fir euch auch allzumall."

Ganz wunderlich wird Einem zu Muthe, wenn man die wilde Grabſchrift auf dem Gottesacker in Biſchofshofen (an der Giſela-Bahn) lieſt:

„O theurer Vater, wie ſanft er im Grabe ruht,
Während freche D-e-es Hände
Haſchen nach Deines Erben Gut.
O liebſter Vater, erhalte mir das väterliche Gut,
Bitte Gott, daß er vernichte
Die verfluchte Brut."

Wie doch anders ergreift Einen der Vers auf dem evangeliſchen Friedhofe in der Ramſau bei Schladming:

„Wie ſelig die Ruhe bei Jeſu im Licht!
Tod, Sünde und Schmerzen, die kennt man dort nicht,
Das Rauſchen der Harfen, der lieblichſte Klang
Bewillkommt die Seele mit ſüßem Geſang.
Ruh', himmliſche Ruh', im Schoße des Mittlers,
Ich eile Dir zu."

An einer Kirchhofsmauer in Kärnten ſteht Folgendes:

„Daß ich geſtorben bin,
Das weißt du;

Ob ich im Himmel bin,
Das fragst du;
Nicht sterben, aber im Himmel sein,
Das willst du."

Ein anderes in demselben Lande:

„Ich muß von euch, ihr Freunde, gehen,
Lebwohl, auf Wiedersehen!
Wenn mir Gott seine Gnad' wird geben,
Und ich am jüngsten Tag
Meine Knochen wieder finden mag,
So steh' ich auf zum ewigen Leben."

Eine Todtentafel bei Ischl — das Denkmal eines vom Baume gefallenen Bauers — sagt Folgendes:

„Aufig'stiegen,
Abig'fallen,
Hin gewest,
Die Ehre sei der heiligen Dreifaltigkeit."

Grabschrift eines Kindes in Wartberg (Steiermark):

„Schlaf, Kindlein, schlaf,
Du weißt nicht, was uns traf,
Wenn wirs gewußt, wie bald der Tod dich streckt,
Wir hätten dich für diese Welt nicht aufgeweckt."

Auf einem Kirchhofe im Lavant-Thale:

„Hier ruht der ehrsame Johann Misegger, er ist auf der Hirschjagd durch einen unvorsichtigen Schuß erschoßen worden aus aufrichtiger Freundschaft von seinem Schwager Anton Steger."

Eine Bäuerin in der Gemeinde Veitsch (Steiermark) ließ ihrem verstorbenen Gatten zum Zeichen ewiger Treue einen schönen Grabstein setzen, auf welchem sie dem Todten folgende Worte in den Mund legte:

„Der Tod riß mich von dir,
Du Weib, so brav und bieder,
O wein' und bet' bei mir,
Dann geh' und heirat' wieder."

Zu Klagenfurt hat man einem Prediger die folgenden Worte auf den Grabstein geschrieben:

„Was in der andern Welt ist?
Wie oft hab ich's gesagt,
Und konnt's nicht wissen.
Jetzt weiß ich's
Und kann's nicht sagen."

In einem Dorfkirchhofe an der Traun gesteht ein Todter treuherzig:

„1840, in den Hundstagen
Hat mich der Blitz erschlagen,
Und seitdem bin ich todt."

Auf einem Friedhofe des Pusterthales:

„Im Leben roth, wie Zinober,
Im Tode wie Kreide bleich,
Gestorben am 17. October
Am 19. war die Leich" (Maria Schober † 1835).

Bei Graz auf einem Gottesacker finden wir die Worte:

„Frag nicht, wer ich war,
Ich will vergessen sein."

Diese wenigen Beispiele zeigen, was hier zu zeigen ist. Von einem weiteren Dichtungszweige des Volkes der Alpen anderswo. — Schaufelbub, wir danken Dir.

# Die Komödiespieler.

Vieles ist von der „Kreuzschule" und dem Passionsspiele der Oberammergauer erzählt worden. Schlichte Bauersleute haben sich der dramatischen Kunst ergeben, und zwar nicht aus Gewinnsucht, Ehrgeiz, Passion zu ungebundenem Leben, oder wie die Triebfedern heißen mögen, die heutzutage so viele Unberufene dem Theater zuführen; auch nicht der Liebe zu dieser Kunst willen, die Liebe allein wäre hier zu wenig, wie viele Dilettanten giebt es, und ihre schöpferische Kraft ist nichtig! Die Bauern zu Oberammergau haben ihr Pfund von anderswo. Ihr Spiel ist ein religiöses Gedächtniß- und Dankopfer, sie spielen das Leiden und Sterben des Heilands so gläubig, wie der Priester die Messe liest.

Wäre hier die Darstellung nicht merkwürdig, so wäre es zum mindesten der Darsteller. Dieser ist so fromm und echt, daß er ganz und gar in seiner Rolle aufgeht, so sehr darin aufgeht, daß er vielleicht auch außer dem Proscenium in seiner Rolle zu wandeln scheint und zum mindesten von den Fremden als Petrus, Johannes oder gar als Christus angestaunt wird.

Selbstverständlich stehen die berühmten Volksspiele an der Ammer nicht vereinzelt da, aber diese wuchsen als edler, hoher Stamm hervor aus dem Gestrüppe des spiellustigen,

zu dramatiſchen Darſtellungen ſtets geneigten, an kirchliches Gepränge gewöhnten Volkes der Alpen. Im Mittelalter haben ſich's auch die Klöſter angelegen ſein laſſen, dieſe Neigung des Volkes zu cultiviren und haben ihm bibliſche Stoffe zurecht gemacht zur dramatiſchen Darſtellung, und die Leute ſagten: „A guati Komödie is ma liaba, wir a Predi.“ Aber die profane Menge hat die kirchlichen Dramen allmählich umgedichtet, daß oft tolle Ungeheuer daraus geworden ſind, und ſo haben die Prieſter dieſen Cult nicht mehr unterſtützt, ſondern unterdrückt. Daher iſt im Ganzen die Zeit der Bauern-Theater vorbei, gleichwohl in den verſteckten Bergdörfern von den Gletſcherwäſſern der Schweiz bis zu den klaren Waldbächen der Steiermark hin manchmal noch ein wenig Komödie geſpielt wird.

Es ſind viele Hinderniſſe da. Erſtens ſind die Spiele beſchränkt auf eine gewiſſe Jahreszeit. Im Advent, in der Faſtenzeit bis zum weißen Sonntage kann zur Darſtellung aus der heiligen Geſchichte keine Licenz ertheilt werden, weil die heiligen Geſchichten allemal in unheilige auszuarten pflegen. Ferner verbietet ſich's zu Zeiten, da die Scheunen voll Heu oder Stroh ſind, von ſelbſt, da ja die Schauſpielhäuſer fehlen. Erſt im Frühjahre, wenn Garben und Heu dahin ſind und zwiſchen den Bretterfugen die Sonne zur einen Seite hinein-, zur andern herausſchimmert, kommt die Zeit zum Komödienſpielen. Die luſtige, die erbauliche, die gräuliche Zeit!

Jetzt ſind ſeltene Gäſte da. Grafen und Könige mit funkelnden Zackenkronen und blutrothen Mänteln gehören noch zu den Gewöhnlichen, es müßte denn einmal ein Wütherich dabei ſein, wie der Etzel, der da ſengen, brennen, köpfen und ſpießen läßt, was beim Thalwirth an Lämmern, Schweinen

oder Geflügel zu haben iſt. Da aber häufig ſchon die echten Fürſten kein Geld mehr haben, ſo kann man's den unechten nicht für übel halten, wenn ſie „pumpen" oder beim Wirth am Freitiſch ſitzen. Der Wirth hat von ihnen ja doch ſeinen Gewinn.

Mehr Aufſehen im Dorfe, als die Könige, machen jedoch der „bairiſche Hieſel," die „Genovefa" mit ihrem „Schmerzenreich" und der ſchauderliche „Gollo", der „Hans Wurſt", die „Adam und Eva", der „Lucifer" und gar der „Gott Vater". Auch dieſe Herrſchaften haben zumeiſt Freitiſch.

Die ſeltenen Gäſte ſind aber nicht weit her. Wer ſteckt dahinter? Das erzählt uns der Dorfdichter:

„Da Nochtwochta ſpielt in Erzengel mit Muath,
In Lucifar, den mocht mei Weib ſo guat,
Nau, und ih ſpiel in Gottvoda;
In Tod dabei, den gibt da Boda.
Dan boariſchen Hiaſl ſpielt 'n Nauba
Da Herr Notar Zwick wulta ſauba."

Der Erzengel Michael trägt aber verwunderlicher Weiſe einen Schnurrbart, daher vor dem Beginne die Anſprache: Man möge Nachſicht haben, denn der Schnauzbart gehöre nicht dazu, aber man wolle bedenken, ſo ein Ding wachſe nicht ſo raſch, als es weggeſchnitten ſei. Am leichteſten zu beſetzen ſind die Rollen des Adam und der Eva; Leute, die gerne in den Apfel beißen, finden ſich immer.

Das Myſteriöſe der heiligen Schauſpiele iſt heute ſchier verſchwunden, hingegen kommt in denſelben viel ſpaßhaftes Element vor. Der Fremde würde Manches für eine Parodie auf die Bibel halten können.

Von einer köſtlichen Naivetät ſind die in dieſen Volksſpielen vorkommenden Anachronismen. Das „Krippelg'ſpiel"

iſt die dramatiſche Darſtellung der Geburt Chriſti. Hier ſind z. B. Maria und Joſef in ſteiriſcher oder tiroliſcher Tracht, die Hirten von Bethlehem reden im ſteiriſchen Dialekt, die heiligen Engel ſingen Almjodler, die heiligen drei Könige ſchmauchen gemüthlich aus kurzrohrigen Pfeifen ihr Kraut.

„Willt Du auch Tubak han?" frägt der Schwarze unter ihnen leutſelig den heiligen Joſef.

„Bedank' mich," ſagt dieſer, „ich nit Tubak rauchen kann."

Im „Paſſionsſpiel" kommt Judas der Erzſchelm zur Thür herein und redet ſo die Phariſäer ſingend an: „Gelobt ſei Jeſu Chriſt, ihr lieben Herrn!"

„In Ewigkeit, Judas, was iſt Dein Begehren?"

„Ich will Euch verrathen den Herrn Jeſum Chriſt, der für uns am Kreuz geſtorben iſt."

Nach dem Tode Jeſu kommt der heilige Gabriel zum Gott Vater und meldet, daß eben Chriſtus gekreuzigt worden wäre. Gott Vater ſpringt von ſeinem Throne auf. Da fragt der Engel verwundert: „Ja, iſt dem Herrn das etwas Neu's?"

„Hol' mich der Teufel!" ruft jener, „wenn ich ein Sterbenswörtlein davon weiß!"

In einem tiroliſchen Paſſionsſpiele kommt folgende Stelle vor: „Longinus mit der Lanzen ſticht Jeſum in die Wangen, daß er laut aufſchreit: Gelobt ſei die heilige Dreifaltigkeit!"

Das ſind der Proben nur etliche von dieſer Art Volksdichtung. Doch wird derlei heute mehr und mehr geſtrichen, es iſt aber ſchade d'rum, denn was übrig bleibt, iſt oft fades, inhaltsloſes Wortgeklingel, das die Schauſpieler nur durch Extemporiren mit allerlei Spaß und Spott zu beleben wiſſen. Das Würdigſte und Ergreifendſte iſt immerhin das Paſſionsſpiel, welches ſich textlich an die Evangeliſten ſchließt.

Digitized by Google

Dieſes Paſſionsſpiel bleibt dem Darſteller ſtets ein heiliger Gegenſtand, den er mit frommer Seele erfaßt, ihn vergeiſtigt und ſich in ihm thatſächlich oft hoch über ſich ſelbſt zu heben vermag. Da wird die Dorfſcheune zum Oel- und Calvarienberg und die Darſtellerinnen der Maria, der Magdalena ſind nicht mehr blöde Bauernmädchen, ſie ſind Schwärmerinnen und Hellſeherinnen und zeigen eine wunderbar ergreifende Frauenhaftigkeit. Chriſtus, zum Ecce homo ausgeſtellt voll Ergebung und dann vor den Richtern und dann an's Kreuz geſchlagen der blaſſe, edelgeformte Leib, der ſein dunkelgelocktes Haupt gegen Himmel hebt: „Vater, in Deine Hände lege ich meinen Geiſt!" — und zur Bruſt neigt: „Es iſt vollbracht!" — wer ſähe es dieſem Chriſtus an, daß er vorgeſtern Abends als übermüthiger Bauernburſche im Wirthshauſe der Liebſten wegen einen artigen Raufhandel gehabt hat! — Man ſieht hier, was edlere Begeiſterung auch aus dem rohen Menſchen machen kann.

Die Ausſtattung iſt auch bei den Paſſionsſpielen einfach genug; doch ließ ſich's eine Gemeinde dafür immerhin gern etwas koſten. Es lebte der Glaube, daß in Gegenden, wo des Jahres wenigſtens einmal das „Leiden-Chriſti-G'ſpiel" aufgeführt wird, die böſen Wetter den Feldfrüchten nicht Schaden thun mögen.

Ferner beliebt ſind das „Schäferg'ſpiel", „der bayriſche Hieſel", „der egyptiſche Joſef" u. ſ. w. Die Künſtler dazu finden ſich ſtets. Sie leben zerſtreut in der Gegend ihrem Berufe und verſammeln ſich alljährlich ein paarmal zu Proben. In Jahreszeiten, da die Arbeit nicht dringend iſt, thun ſie ſich zuſammen und bilden eine kleine Wandertruppe für die nächſtliegenden Dörfer. Sie ſetzen dabei gewöhnlich auch „ihre Sach' zu", denn die Einnahmen („der Zuſchauer giebt, was

guter Will', hat er wenig nicht, so geb' er viel") decken die Auslagen nicht. Selbst der Liebling des Publicums, der Lustigmacher, trägt einen fadenscheinigen Rock.

Wo eine lustige Gesellschaft beisammen ist, da wird gern etwas Dramatisches hervorgeholt oder improvisirt. Viele der althergebrachten Gesellschaftsspiele haben dramatische Form; die meisten derselben beschäftigen sich mit religiösen Dingen. Wer das „Bischofeinweihen", das „Lazarusbegraben" einmal mitangesehen, oder gar eine „Faschingspredigt" gehört hat, der könnte glauben, diese Leute seien die verbissensten Antichristen, welche Bibel und kirchliche Ceremonie mit Hohn und Spott bedecken. Aber das fiele dem Darsteller nicht im entferntesten ein; er, dessen ganzes geistiges Leben fast nur in den kirchlichen Erscheinungen wurzelt, kennt eben für seine künstlerischen Bedürfnisse kaum eine andere Form, als diese religiösen Gegenstände.

In den Oberammergauer Spielen steht das dramatische Künstlerthum des Bauers in schöner Vollendung, sonst nirgends mehr. Die tirolischen Passionsspiele halten mit jenen keinen Vergleich aus. Derlei sinkt heutzutage in den Grund. Der Geist der Zeit, oder besser, „der Herren eigener Geist", der Alles gleich machen will, wie der Tod, duldet keine solchen Abnormitäten mehr. Die Leute, theils gedrückt durch die wirthschaftlichen Zustände, theils aufgeregt oder zerstreut durch allerlei Neuerungen, theils von ihrer Priesterschaft im Zaume gehalten, haben keine rechte Freude mehr am Fabuliren und Spielen. Das Fabuliren überläßt man den „Großvaterleuten", die beim Ofen sitzen, das Spielen den Kindern. Die wirklich Thatkräftigen setzen sich — wollen sie ein Vergnügen haben — in's Wirthshaus zum Kartenspiel oder poltern auf den Kegelbahnen, oder verlangweilen sich den Sonntag in irgend

einem Winkel, wo sie die Beine von sich strecken und gähnen.

Und führen ein paar „Conservative" doch in irgend einer Scheune ihr „Komödieg'spiel" auf, so werden sie von denen die abwesend bleiben verspottet, von den Anwesenden heimlich bekichert oder hell ausgelacht.

„Die aber spotten und lachen, können es selber nicht besser machen!" sang zu Wensgau einmal der „Narr" auf der Bühne; da riefen sie ihm zu, er solle den Mund halten, heutzutag' brauche man zum Belehren keinen Gemeinde-Narren mehr, es sei sich Jeder selber genug.

Aus diesem Wensgau wäre überhaupt in unserer Sache Manches zu erzählen. Es existirte dort nämlich eine wunderliche Abart des „Paradeisg'spiel". Das Wensgauer Paradeisg'spiel, mit welchem sich eine fröhliche Dorfgeschichte verbindet, soll hier dargethan werden.

Wensgau ist in einem Hochthale der Alpen gelegen. Die Bauern von Wensgau tragen silberne Knöpfe an den Westen und silberne Schließen an den Hüten. Und die Bäuerinnen von Wensgau tragen Goldhauben und Sammtjoppen und Taffetschürzen und noch andere sehr werthvolle Dinge. Die Ada trägt heimlich gar ein goldenes Ringlein am Finger.

Wer ist die Ada, weshalb trägt sie das Ringlein? Und von wem? Und seit wann? Ja, lieber Leser, das ist eben die Geschichte vom Paradeisg'spiel.

Da vom Paradiese die Rede sein soll, so bringt es schon die Sache mit sich, daß wir mit dem Gott-Vater beginnen. Und der Gott-Vater zu Wensgau war der Großbauer Kirchrigler. Er war als Dorfrichter grau geworden. Wohl hatte der Kirchrigler erst seinen fünfzehnten Geburtstag gefeiert, und dennoch

hatte er nicht allein ſchon einen Sohn, der beim Militär war, ſondern bereits eine erwachſene Tochter. Der Kirchrigler war vor mehr denn ſechzig Jahren am 29. Februar geboren. Aber der Kirchrigler behauptete, er hätte von Natur aus noch nicht graue Haare, doch das Richteramt ſei ſo voll Sorge und Kummer, das hätte ihm kein gutes Haar auf dem Kopfe gelaſſen. Der Kirchrigler war das Haupt der Gemeinde. Der Pfarrer war nur ihre rechte Hand, der Schulmeiſter ihre linke, der Erzengel-Bader ihr rechter Fuß und der Lucifer-Schneider ihr linker. Die abſonderlichen Namen kamen vom Paradeis-g'ſpiel, welches ſeit undenklichen Zeiten in Wensgau aufgeführt wurde und wobei der Bader den Erzengel Michael und der Schneider den Lucifer gab. Der Bader kam bei dieſer Namens-aneignung vortheilhaft weg; denn eigentlich hatte er den Namen Eſel-Bader bekommen, weil er, da er ſchwach zu Fuß war, ſtets auf einem Eſel zu ſeinen Clienten ritt. Hingegen trug der Schneider außer ſeinem ſchwarzen Bühnennamen den wohlklingenden Titel: „Himmelſchneider". Dieſer Titel kommt lediglich von ſeinem Ehrenamte, denn der Schneider war Kirchenpropſt zu Wensgau und hatte als ſolcher die Meßgewänder, Fahnen, Altartücher, und den „Himmel" (Baldachin) in gutem Stande zu halten, reſpective in guten Stand zu ſetzen. Zwar ſchaffte er nebſt ſolchen göttlichen Dingen wohl auch Beinkleider und Joppen für gebrechliche Menſchen-kinder, doch war er zu obigem Titel eines himmliſchen Hof-ſchneiders wohl berechtigt, und der Lucifer lief nur ſo neben mit her und ergriff blos einmal des Jahres vollſtändigen Beſitz von dem Schneider, nämlich zur Zeit des „Paradeis-g'ſpiels".

Dieſes Paradeisg'ſpiel war ſehr alten Urſprunges. Es ging die Sage, unſere erſten Voreltern Adam und Eva ſeien

nach ihrer Vertreibung aus dem Paradiese in dieses Thal von Wensgau her versetzt worden, hätten hier gelebt und alljährlich zur Erinnerung an das Paradies ein Spiel aufgeführt, in welchem die Erschaffung der Welt, die Empörung der hoffärtigen Engel, der Paradiesgarten und der Sündenfall dargestellt wurden.

Und so sei dies Paradeisg'spiel hier entstanden und im Gebrauche geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die Aufführung fand gewöhnlich zur Winterszeit, am zweiten Weihnachstage statt, da hatten die Mitwirkenden Zeit, sich gebührend vorzubereiten, und die Leute der Umgebung sich in Wensgau zu versammeln.

Der Kirchrigler gab seit vierzig Jahren den Gott-Vater und hatte sich so lange weiße Locken angeklebt, bis ihm endlich selbst welche wuchsen. Mit solchen Rollen ging es freilich; der Gott-Vater und der Teufel sind nie zu alt und nie zu jung; der Erzengel Michael hilft sich zur Noth mit Schminke; ganz anders aber steht's mit den Hauptpersonen, mit Adam und Eva. Eine und dieselbe Eva taugt nur für ein oder zwei Jahre, dann ist sie verheiratet und ein- für allemal keine Eva mehr. Es ist noch nicht vorgekommen in Wensgau, daß eine Eva ledig geblieben wäre; es liegt auch in der Natur der Sache — Eva im Paradeisg'spiel kann nur die Schönste sein.

Jedes Jahr eine neue Eva, ein neuer Adam; das brachte die Direction, und diese war der Lucifer-Schneider, oft in eine große Verlegenheit.

Für dieses Jahr, von dem die Geschichte erzählt wird, hatte sich der Lucifer-Schneider wohl schon ein Pärchen zusammengeguckt. Da war Alex, der Schulmeistersohn, ein hübscher und lustiger Student, der für die Feiertage auf

Vacanz daheim war, und da war Ada, die heitere, bildſaubere Tochter des Kirchriglers. Das war dieſelbe Ada, die zuweilen heimlich das goldene Ringlein am Finger trug, ſo an Sonntagen, wenn ihre Hand keine Arbeit hatte und unter der Schürze ſein konnte. An dem goldenen Ringlein hingen, wenn auch unſichtbar, zahlloſe andere, eine ganze Kette, und das letzte Glied an der geheimnißvollen Kette war wieder ein ſichtbares goldenes Ringlein, und dasſelbe ſteckte am Finger des Schulmeiſterſohnes. Sie hatten es ſo eingerichtet, und das war der Fehler an dem Wensgauer Gott-Vater, daß er nicht allwiſſend.

Zum Glücke wußte der alte Kirchrigler auch von dieſem ſeinem eigenen Fehler nichts und meinte, es müſſe Alles geſchehen, wie er es wolle. War er doch Richter und Gott-Vater ſeit vierzig Jahren.

Heute, es war ein Sonntag-Nachmittag im Advent, ſaß der Kirchrigler in ſeinem Stübchen und blätterte in der Bibel. Seine Tochter war in der Chriſtenlehre.

Draußen vor der Thür klöpfelte ſich Jemand den Schnee von den Schuhen. Der Lucifer-Schneider trat ein: „Gelobt ſei Jeſus Chriſti! — Fleißig, fleißig, Kirchrigler?"

„Zwar nit gar recht viel, nur daß ich ein wenig in's Büchel guck'. — In alle Ewigkeit, Amen! — Steigſt auch daher, Schneider?" ſo entgegnete der Alte und legte ſeine unbändigen Augengläſer zwiſchen die Blätter.

Der Angekommene, ein ſchlanker, hagerer Mann mit einem blonden Spitz- und Backenbart, ſetzte ſich ſogleich zum Tiſchchen. „Der Pfarrer ſoll ſich den Chorrock ſelber über den Kopf ſtreifen, wenn er mit ſeiner Chriſtenlehr' fertig iſt!" ſagte er. „Unſereins hat jetzt anderweitig zu thun. Der Wirth-Franzl läßt ſchon die Tanzſtuben ausräumen, der

Schulmeister den Engelmarsch einüben, der Bader malt ein neues höllisches Feuer; kehr' die Hand um, werden die Weihnachten da sein, und ich hab noch keinen Adam und keine Eva. Kirchrigler, ich kann Dir nit helfen, Deine Tochter muß her — den Adam will ich nachher schon auftreiben."

Der Richter hatte es gehört und trommelte mit den Fingern auf dem Buchdeckel. Er trommelte einen Marsch, und als er ihn ausgetrommelt hatte, schloß er die Finger gemächlich in die Faust hinein, und hob ein wenig den Graukopf. „Schneider," sagte er bedachtsam, aber mit einem Tone, der den Director nicht allzuviel hoffen ließ, „das Paradeisg'spiel ist in Rechten und Sitten aufgekommen und ich halt' was d'rauf und ich denk', so lang ich der Gott-Vater bin, wird der Namen Gottes nicht eitel genannt werden bei unserm ehrsamen G'spiel. Der Erzengel Michael hält sich gleichwohl auch brav; über den Lucifer läßt sich auch nichts Uebles sagen, nur thust mir mannigsmal die Zungen ein wenig zu viel hervor. Das darf nit sein, Schneider; der Lucifer ist ein Engel Gottes gewesen, und ist er gleichwohl durch seine Sünd' häßlich geworden, so lese ich doch nirgends in der heiligen Schrift, das er deswegen die Zungen heraushängen hat lassen. Nachher, Schneider, thust mir auch mit der glühenden Ketten ein wenig zu viel herum, daß man oft sein eigen Wörtel nit versteht. Nur daß ich Dir's sag', kannst es dessentwegen halten, wie Du willst, machst sonst Deine Sach' recht brav. — Ist so weit Alles in der Ordnung, — bis auf die Adam und Eva, das aber ist Dir ein leichtsinnig Volk! Weißt ja, wie er allfort Hallotria treibt, wie er sie halst. Freilich, 's ist so das alt' Herkommen und man kann's nit ändern, darf's nit ändern, jedochhalben meine Tochter geb' ich nit her dazu."

„Wenn ich aber einen recht ſittſamen Adam thät wiſſen?“ bemerkte der Schneider.

„Iſt der Adam wie er will, meine Tochter geb' ich nit her!“

„Aber Eine muß doch wohl ſein, Nachbar. Und wenn ich, ſo was man ſagt, der Spieler-Hauptmann bin, ſo kann ich doch hergehen und kann Dich anreden: Gott-Vater, jetzt aber gleich auf der Stell erſchaff' mir eine Eva!“

Der Dorfrichter lächelte ein wenig, fuhr dann aber gleich wieder ernſthaft fort: „Na, na, Schneider, geſcheiterweiſe; wenn Ein's auch das Hallotriren nit abbringen kann und das Halſen, und was noch ſo mitgeht, und was die jungen Leut leicht auf zeitlich und ewig verführen kunnt', ſo läßt ſich das Ding doch anders machen. Und ſo ſag' ich Dir Eins, wenn ich Dir nit Zwei ſag': Meine Ada kannſt haben als Adam; für eine Eva dafür ſorgſt Du; nacher ſollen ſie machen all Zwei, was ſie wollen.“

Jetzt trommelte der Schneider. Und als er eine Weile getrommelt hatte, ſtand er auf und ſagte: „Wie Du meinſt, Richter. Wenn, da wir's vierzig Jahr' in Zucht und Ehren mitgemacht haben, jetzt das alt' Herkommen auf einmal nit mehr ſittſam genug iſt, ſo — — und daß g'rad Deine Tochter um ſo viel beſſer als wie Andere, daß — — und Du glaubſt, daß Einer mit ſo zwei Mädeln als Adam und Eva vor der Leut' Augen Wohlgefallen findet, wenn — — je nu, meinetwegen.“

„Schneider,“ verſetzte der Kirchrigler darauf, „verdrießlich darfſt mir deshalb nit werden. Einer ſo heiligen Sach' wegen heben wir keine Feindſchaft an, und ob der Adam ſo ein Halterbub, oder ob's ein Mädel iſt, das wird den Leuten juſt gleich ſein.“

„Glaub's nit," entgegnete der Schneider, „will aber sehen ob's geht; ich thu', wie ich kann; und dank Dir Gott, daß ich mich auf Deine Tochter verlassen kann, so oder so. — Gelobt sei Jesu Christ!"

Der Schneider war fort. Der Dorfrichter schmunzelte ein wenig. So hatte er wohl auch das durchgesetzt, seine Tochter konnte mitspielen und war ungefährdet. Mit sich zufrieden, zwickte er die Augengläser auf die Nase, schlug das Buch auf und sein Auge fiel auf den Vers: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen formen nach unserm Ebenbilde. Als Mann und Weib erschuf er sie."

Da kam Ada von der Christenlehre heim. Sie war hold und frisch, ein aufblühendes Rös'lein mitten im Winter. Als sie durch die Stube ging, hatte sie die rechte Hand verborgen unter der Schürze.

„Nu, Mädel, was hat er heut' gesagt?" fragte der Alte.

„Zum Kammerfenster thät er mir kommen —"

„Wer, der Pfarrer?"

Der Schreck stieß dem Mädchen schier das Herz ab in diesem Augenblicke. O Gott, sie hatte an ganz jemand Andern gedacht, wie Ein's nur so gedankenlos was daherreden kann.

„Nu, weißt es schon," fuhr der Vater fort, „in's Paradeisg'spiel kommst heuer hinein. Richt Dir ein weißes Höselein zusamm'!"

Ada war verwirrt; sie glaubte den Vater nicht verstanden zu haben; ein weißes Höselein trug in diesem Spiele doch nur der Adam.

Dem Schauspieldirector selbst lag daran, daß er den Leuten bewies, der liebe Gott sei ein Schneider gewesen und habe gleich die ersten Menschen mit einem neuen, schneeweißen Leinenanzug bedacht —.

Die Zeit nahte. In der großen Tanzstube des Wirth-Franzl wurden Proben gehalten; allein der Kirchrigler ging nicht zu den Proben; er wußte seine Rolle auswendig von Wort zu Wort, er war seiner Sache sicher. Er kümmerte sich auch sonst nicht um die Vorbereitungen, nur Ada fragte er ein paarmal, wie der Adam gehe. Nun, der ging gut; eine Eva war auch gefunden, und so übten sie sich Tag für Tag, und dann kam St. Michael mit dem flammenden Schwert und trieb sie hinaus von der Bühne und hinein in die Rumpelkammer zu den alten Pferdegeschirren und zum rostigen Eisen.

Der Lucifer-Schneider und der Erzengel Bader waren unermüdlich thätig. Es galt neue Decorationen aufzustellen und neue Costüme zu bereiten. Für St. Michael war aus dem Kreisstädtchen eine Feuerwehrhaube verschrieben worden. Zu einem Schilde wurde ein mächtiger Blechhafendeckel tauglich gemacht, auf welchen der Bader mit rother Farbe den „süßen Namen" malte. Der Schulmeister drillte seinen Chor, denn es sollte sowohl Gesang bei offener Scene als Musik in den Zwischenacten sein. Der Adam selbst hatte im Paradiese eine Hymne und zwei Vierzeilige zu singen, und dazu kam ihm Ada's liebliche Stimme wohl zu statten.

Die Tochter des Dorfrichters war ja Kirchensängerin zu Wensgau, und auf ihren holden Tönen glitten an den Sonn- und Feiertagen die gottseligen Gedanken aller Männer und jungen Bursche in den Himmel hinein. Wenn oben gesagt worden ist, wer den Kopf und die Glieder der Gemeinde vorstellte, so muß hier nachgetragen werden, wer ihr Herz war. Und das Herz der Gemeinde, an das sich all das junge Blut herandrängte und von dem aus alles Gute und Zarte kam, war Ada, die Kirchensängerin, die allgeliebte und viel umworbene Tochter des Dorfrichters.

Alex, des Schulmeisters Sohn, hatte drin in der großen Stadt viele Mädchen gesehen, aber keines war ihm in seinen Studien so hinderlich, als Ada von daheim. Es ging mit sonderbaren Dingen zu, in allen Büchern und Schriften, aus denen der strebsame Student mathematisches und technisches Wissen schöpfen wollte, war Ada, die Dorfrichters-Tochter. Er hatte einmal in den Ferien auf dem Chore ihren Gesang mit der Geige begleitet, und seither begleitete seine Seele das Gedenken an sie auf allen Wegen.

Dann hatten sie die Ringlein getauscht und — doch jetzt ist das Christfest da und der Tag zum Paradeisg'spiel, jetzt ist keine Zeit für solche Geschichten.

Schon am Christtage Abends kamen Weiber und Kinder aus den Nachbarorten an und nahmen Herberge in Wensgau bei Bekannten und Verwandten.

Nach dem Segen in der Kirche schleppten die Musikanten Pauken und Trommeln, Baßgeigen und Blechinstrumente in das Wirthshaus. Wer aber sonst auf den Tanzboden wollte, der wurde zurückgewiesen. Es war die Generalprobe und Adam und Eva spielten in ihrem neuen Costüme.

Der Kirchrigler ging, eine Pfeife rauchend, die Dorfgasse auf und ab. Er wollte zeigen, daß er nicht einmal auf die Generalprobe anstehe, daß der Gott-Vater bereits in sein Fleisch und Blut übergegangen sei. Dann setzte er sich in's Gastzimmer zum Herrn Pfarrer und redete mit vielbedeutendem Kopfnicken davon, wie das wohl was Großes und Ehrendes sei für Wensgau, daß das Gedenken an die ersten Tage und Dinge der Welt alljährlich so würdig begangen werde. — „Das wird Einer nirgends so finden und da mag Einer gehen schon gleich so weit als er will. Und wollten sie das Paradeisg'spiel auch wo anders aufführen, so dürfen sie's gar

nit, der Bischof erlaubt's nit, gelt? — Weil's halt nirgends so schön und feierlich g'halten werden thät, wie da bei uns in Wensgau."

Deß stimmten wohl Alle ein, die an den Tischen herum saßen.

Der andere Tag begann in neuer Erwartung. Der Vormittags-Gottesdienst war kurz und theilnahmslos, der nachmittägige Segen fand gar nicht statt.

Mit lustigem Geschelle kamen Schlitten von den Nachbardörfern und von weiter her, und die Gaststuben des Wirthshauses füllten sich, und endlich drängte sich Alles die Stiege hinauf in den großen Tanzboden.

Der Eintritt war frei. Vor Jahren fiel es einmal dem Krämer Louis ein, man könne ja zum Paradeisg'spiel Eintritt zahlen lassen. das gebe gewiß eine bedeutende Summe, womit man einen großen Theil der Gemeinde-Anslagen bestreiten könne. Auf diesen Vorschlag entgegnete der Dorfrichter: „Sind wir denn eine Bettelkomödianten-Gemeinde? Das alte, ehrwürdige Herkommen, das Erbe von unsern Vorfahren für Geld verschachern! Das wär' doch ein ewiger Schandfleck für Wensgau! So ein Krämerjud' thät gar den Adam und die Eva im Paradeis verkaufen und den lieben Herrgott noch dazu!"

Der Lucifer-Schneider stieß den Krämer heimlich, daß er still sein möge, und so ist Thür und Thor zum Paradeisg'spiel offen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Vor Allem waren alle Dorfstühle und Bänke versammelt auf dem Tanzboden des Wirth-Franzl. Gegenüber der Thür ging ein dunkelrother Vorhang nieder, auf welchem verschiedenartige und planlose Flecken und Flicken wohl das Chaos versinnlichen sollten, das vor der Schöpfung herrschte. Durch

ein paar Dachfenſterchen fiel noch ein wenig Tageslicht, doch waren die zwei Kerzen nicht überflüſſig, die vor dem Vorhange brannten und unter der Aufſicht zweier Jungen ſtanden, die mittelſt eines weißen Schirmes je nach Bedarf Licht und Schatten auf die Bühne bringen ſollten.

Unmittelbar hinter dieſen Kindern des Phöbus kamen die Jünger Polyhymnia's — der Schulmeiſter mit ſeiner ſingenden, klingenden Schaar. Und an dieſe drängte ſich, nach möglichſt vortheilhaften Plätzen ringend, das Publikum in Haufen.

Zur ſelben Stunde noch ſchleppten drei bereits halbcoſtümirte Männer eine bauchige Getreidewindmühle durch den Zuſchauerraum und hinter den Vorhang. Kein Menſch wußte, wozu hier dieſes Geräthe dienen ſollte, nur der alte Schuſter Wenz behauptete, die Windmühle brauche der Gott-Vater zum Windmachen, und den Wind zum Wettermachen, und aus dem Wetter entſtünde Luft und Waſſer und Alles, und nicht das Wort war im Anfange, ſondern die Windmühle.

Der Zuſchauerraum hatte ſich gefüllt und man war halb und halb zur Ruhe gekommen; die Leute flüſterten erwartungsvoll oder machten gar heimlich Späße, oder ſchwiegen. Der Herr Pfarrer und die Vornehmeren aus den Nachbarſchaften ſaßen in der vorderſten Bank; die Großen von Wensgau waren noch kaum geſehen worden; ihre Thätigkeit war ja hinter dem Vorhange. Der Kirchrigler war noch gar nicht da, und die Muſikanten hatten ſchon den dritten Marſch geſpielt, als er in einen langen, ſchwarzen Mantel gehüllt, durch den Saal ſchritt. Alles drängte ſich, ihm eine Gaſſe zu machen; Viele grüßten, die Meiſten blickten ihn ſtill und ehrfurchtsvoll an; er ſah weder nach links, noch nach rechts, er fühlte bereits den Gott-Vater in ſich, und unter dem eng

zuſammengezogenen Mantel trug er den langen, weißen Bart und das göttliche Kleid. Er hatte ſein Coſtüm zu Hauſe, zog ſich ſtets zu Hauſe an; es ſchien ihm entwürdigend, bei den Andern in der Garderobe ſich vorzubereiten. Er mußte ſich immer und allerorts als ganz und vollſtändig zeigen, ſeiner erhabenen Rolle wegen ſowohl, als wegen ſeines Dorfrichteramtes.

Hinter dem Vorhange klingelte es, da ſchwieg die Muſik. Es war lautloſe Stille, die Rückwärtigen ſtanden bereits auf den Zehen und dehnten ihre Hälſe.

Es klingelte wieder, und der Vorhang ſchrumpfte nach aufwärts zuſammen.

Den Augen der Zuſchauer bietet ſich nichts Geringeres dar, als der Himmel. Der Hintergrund iſt blau und mit Sternen beſetzt; vor demſelben ſteht der goldene Thron Gottes, er iſt leer, aber drei Kerzen brennen an ſeinem Fuße. Ganz im Vordergrunde auf Wolkenballen liegen mehrere kleine und erwachſene Engel in Strumpfhoſen und mit goldenen Flügeln an den Schultern. Einige ſchnarchen, Andere erwachen eben, richten ſich halb auf und reiben ſich die Augen.

„He!“ ſchreit Einer, „heut' iſt blauer Montag; wer nit aufſtehen will, der bleib' liegen!“

Ein Anderer: „Wenn's der Gott-Vater ſieht, ſo werden wir unſere Fetten kriegen.“

Der Erſte: „Der Gott Vater iſt heut' nit zu Haus, der iſt auf die Ster gegangen aus; der iſt gegangen die Welt erſchaffen, und will mit Himmel und Erden noch bis Samstag fertig werden.“

Alle erheben ſich in toller Freude: „Nachher haben wir nicht vonnöthen, den ganzen Tag zu ſingen und beten, nachher laßt uns jubiliren und muſiciren und hallodriren,

und ſchieben wir geſchwind die Wolken zuſammen, daß wir einen ſchönen Tanzboden kriegen in alle Ewigkeit, Amen."

Der Erzengel Lucifer tritt auf mit goldenem Spieß und Schild und ſchwarzen, fliegenden Haaren; das Antlitz iſt ſcharf und dämoniſch, obwohl man hinter der kühnen Malerei das harmloſe Geſicht des Schneiders nicht ganz vermißt.

Der Erzengel Lucifer: „Da habt Ihr Recht, Ihr engliſchen Brüder, tanzet und ſpielt und ſingt luſtige Lieder. Wenn ich Euer Herr und Gott-Vater wär': alleweil luſtig thäten wir ſein, gebrat'ne Hendeln und den beſten Wein und Feigen und Cibeben wollt' ich Euch geben. Aber der alte Herr iſt ein Brummbär, der kiefelt alleweil an ſeinem weißen Bart —"

Und ſo geht es fort. Lucifer zettelt gegen Gott-Vater eine Empörung an. Als Zwiſchenſpiel kommt ein engliſches Knäblein dahergeflattert und erzählt mit geflügelten Worten die Geſchichte der Schöpfung und wie „mitten im Paradeis ſteht ein einſchichtiger Mann, der mag ſich die Zeit nit vertreiben, eine Ripp' hat er, die er nit brauchen kann, damit thut ihn Gott-Vater beweiben."

Aber der Aufſtand wächſt, denn Lucifer verſpricht auch den Engeln im Himmel dasſelbe, was Gott-Vater im Paradieſe dem Einſchichtigen thut, und da entſteht ein wildes Gejohle; eine ſchrille Muſik fällt ein und Lucifer ſetzt ſich ſtolz auf den göttlichen Thron.

In demſelben Augenblicke hört man ein dumpfes Donnern, die Lichter am Throne verlöſchen und im Hintergrunde zeigt ſich im Glanze mit wallendem Haar und Silberbart hoch und hehr — Gott-Vater. Er ſteht auf Wolken; er iſt gehüllt in ein weißes langes Kleid, ſein Haupt ſtrahlt, ſein Auge leuchtet, aber er ſpricht noch kein Wort; langſam erhebt er ſeine rechte Hand und winkt. Da erwacht von

Neuem das Donnern — es iſt das Rollen der Windmühle; es blitzt, denn die zwei Lichtknaben vor der Bühne fächeln mit ihren Schirmen. Da naht der Erzengel Michael mit dem flammenden Schwerte, dem Hafendeckelſchild und der Feuerwehrhaube, und verſtößt Lucifer mit ſeiner aufſtändiſchen Schaar aus dem Himmel in die unterſte Hölle. Dann ſetzt ſich Gott-Vater auf ſeinen himmliſchen Thron und begrüßt mit tiefer, grollender Stimme, die durch den Bart faſt erſtickt wird, ſeine Getreuen und verkündet, daß „die Welt fertig mit Sonne, Mond und Stern', und morgen iſt Ruhetag, der Tag des Herrn!"

Da ſingen die Engel im Chor: „Ehre ſei Gott dem Vater und dem Sohn und dem heiligen Geiſt im höchſten Thron; Lob und Preis ſei der heiligſten Dreifaltigkeit von nun an bis in Ewigkeit."

Damit ſchließt der erſte Act.

Manch' Knäblein oder altes Weiblein unter den Zuſchauern hat während des Spieles vor Rührung geweint, oder wohl auch gekichert über das Treiben der Engel, über ſo manch' ſpaßhaftes Wort, das im Himmel geſprochen worden. Nun ſind ſie Alle wieder ruhig und in neuer, andächtiger Erwartung. Wieder ſpielt die Muſik, wieder tönt das Klingeln und wieder ſchrumpft der Vorhang zuſammen nach aufwärts.

Adam ſteht mitten in den Roſenſträuchen des Paradieſes. Er hat ein ſchneeweißes Beinkleid und ein kurzes Jäckchen an. Das junge Geſicht iſt wie Milch und Blut, die blauen Augen lächeln ſo unſchuldig, die dunkeln Locken wallen loſe über die Achſeln nieder. Es iſt ein ſchöner Jüngling, man merkt es gleich, daß ihn der liebe Gott ſelbſt erſchaffen hat als Muſterbild für die Tauſend und Millionen Andern.

„Das iſt die Ada, des Kirchrigler's Ada!" flüſtert Alles. Wer wird aber nun die Eva ſein?"

Adam ſingt zuerſt, dann ſpricht er laut mit ſich ſelbſt, und nennt die Blumen und Früchte, die um ihn ſind, und eine Anzahl Thiere. Man hört verſchiedene Vogelſtimmen, den Kukuk, die Amſel, die Wachtel, den Finken; man hört aus der Ferne das Bellen der Rehe; man hört das Ziſchen der Schlangen, das Pfeifen der Habichte; man hört das Säuſeln des Windes in den Gebüſchen und das Rauſchen eines Wäſſerleins.

Adam treibt Spiele mit den Blumen; er zerknittert ein Maßliebchen, rupft die Blüthenblätter aus und ſagt dabei: „Soll ich? ſoll ich nicht?"

Da theilt ſich plötzlich ein Roſenbuſch, Gott-Vater ſteht da und ruft: „Adam, biſt Du allein, wo iſt die Eva Dein?"

„Herr, ſie ſchläft dort hinter dem Strauch, ich weiß nicht, ſoll ich ſie wecken auf."

„Wenn ſie ſchläft, ſo laß ſie ſchlafen, ſie wird Dir ſchon noch geben zu ſchaffen. — Adam, ich bin Dein Herr und Gott, und daß ich mich überzeug' von Eurer Treu', ſo trag' ich Euch auf ein Gebot. Siehſt Du, dort am Wieſenſaum, Adam, ſteht ein Apfelbaum. Davon müßt Ihr kein Aepflein brechen, die Stengel thun ſtechen, die Frucht iſt der Erkenntniß Sam', der Unſchuld Tod und des Lebens Noth, die thät Euch ſchauderlich machen erbrechen."

Adam verſpricht, daß er ſchon aufpaſſen werde. Hierauf giebt ihm Gott-Vater noch einige väterliche Lehren, die in dieſem Falle eigentlich mehr auf die Dorfjugend im Allgemeinen gemünzt ſind, als auf den durchwegs noch harmloſen Adam.

Die Thierſtimmen ſchweigen, man hört wieder den Engelchor und Gott-Vater verſchwindet hinter dem Roſenbuſch. Nun

geht Adam dennoch, die Eva zu wecken; man hört ſie flüſtern hinter dem Strauch. Der Vorhang fällt.

Da trat jetzt der Lucifer-Schneider zum Gott-Vater und indem er ſich für ſeine nächſte Scene zwei Hörner am Haupte befeſtigt, ſagte er: „Kirchrigler, weil's ſchon ſpät wird und Du's nit gewohnt biſt ſo lang' im Wirthshaus zu bleiben, und Du etwa gern nach Haus gingſt, weil Dein Weib, hör' ich, auch nit ganz wohl iſt, ſo ſpiel' ich im letzten Act Deinen Auftritt, wenn's Dir recht iſt; es ſind nur ein paar Worte zu ſagen und hab' ſelbunder ſonſt auch nichts mehr zu thun."

„Ich ſpiel' meine Rolle, wie's der Brauch," entgegnete der Kirchrigler.

„Deine Tochter thät ich Dir nach dem G'ſpiel ſchon in's Haus begleiten," ſagte der Schneider.

Da ſah ihn der Bauer befremdet an: „Was haſt denn? Ich ſpiel' meine Rolle wie's der Brauch!"

„Rechtſchaffen ſchön, Dorfrichter," verſetzte der Spielhauptmann etwas verwirrt, „aber — wenn was ſein ſollt', weißt, übel aufmeſſen thu' mir's nit; ich hab mir einzig nit anders zu helfen gewußt — und das mußt bedenken, ich hab' gethan, wie Du's haſt haben wollen." Die Hörner ſaßen feſt, es klingelte, der Schneider eilte davon; der Gott-Vater ſah ihm nach und ſchüttelte ſeinen eisgrauen Kopf.

Der Vorhang zuckt krampfhaft empor, da geht eine Bewegung durch das Publikum. Der Rachen der Hölle hat ſich vor ihm aufgethan. Ueberall iſt ſchwarzer Rauch, ſind blutrothe Flammen, Drachen, Kröten und andere Unthiere, phantaſtiſch gemalt von dem ſehr talentvollen Erzengel-Bader. Mitten in der Hölle ſteht eine ſchnaubende Eſſe und eine glühende Fleiſchbank mit Haken, Zangen und Meſſern. Von

allen Seiten hört man heulen und zähnklappern, und die Lichtjungen vor der Bühne haben die weißen Schirme gegen rothe verwechſelt. Unter fürchterlichen Mißtönen trappelt nun eine Schaar von Teufeln heran, mitten unter dieſen der Fürſt der Hölle, Lucifer, der ſich ſofort auf den Thron, die glühende Fleiſchbank ſetzt. Er ſieht ganz anders aus, als weiland im Himmel; die Farbe ſeines phantaſtiſchen Anzuges iſt kohlſchwarz und blutroth, um die rollenden Augen ziehen ſich ein paar ſchwarze Ringe, und um das wüſte Haar mit den wildragenden Hörnern ſchlingt ſich eine goldene ſcharfgezackte Krone. Die linke Hand ſchleppt eine mächtige Kette, die rechte hält als Scepter eine dreiſpießige Oſengabel.

Die Teufel umſchwärmen ſeinen Thron und bedrängen ihn, ſein im Himmel gegebenes Verſprechen zu halten: „Verbrannt ſind die Hendeln, im hölliſchen Feuer gebraten, der Wein iſt hier auch nicht gerathen, 's iſt eine viel zu heiße Zeit, und verdorben iſt uns alle Luſtbarkeit."

„Der Alte, Eisgraue oben iſt Schuld," entgegnet der Lucifer mit rauher, ſchnaubender Stimme, „aber nur Geduld, Leutchen, nur Geduld; giebt's ſchon in der Höllen nichts zu lachen, ſo fahren wir in's Paradies, dort lebt ein Männlein und ein Weiblein, die ſollen uns Unterhaltung machen." —

„Die Eva ißt die Aepfel gern."

Nun wird der Beſchluß gefaßt, das Menſchenpaar im Paradieſe zu verführen. „Wer kann gut kriechen, hat eine glatte Haut und ſchmeichelnde Augen?" — „Ich, Herr!" rufen Alle. — „So mag wohl Einer als Schlange taugen. Leicht braucht ſich Einer nit viel zu ſtrapaziren, die Eva läßt ſich gern verführen."

Zuweilen hüpft ein leichtfüßiger Luſtigmacher hervor und giebt Schwänke zum Beſten, die ſogar zweideutige Anſpielungen

auf mißliche Gemeindezuſtände zu Wensgau enthalten. Soll nicht ſein das, und der Gott-Vater in ſeinem Winkel iſt ſehr ärgerlich darüber. Mit dem Schneider wäre er heute zufrieden, der hütet ſich ſorglich vor aller Uebertreibung. — Ein recht braver Teufel diesmal, ſagt er zu ſich ſelbſt, aber den Luſtigmacher hätt' ich gute Luſt davonzujagen.

In der Hölle wird noch eine Weile Spectakel getrieben. Im Vordergrunde iſt ein Teufelchen, das rührt in einem Keſſel Schwefel und Pech durcheinander und denkt ſich dabei die ſieben Todſünden aus. Und wie es ſie fertig hat, theilt es dem Höllenfürſten ſeine Erfindung mit. Lucifer entgegnet: „Deine Erfindung wird werden probirt bei den Menſchen auf Erden, und ſchlägt ſie ein, ſo ſollſt Du in der Höllen mein Miniſter ſein."

Mit einem fürchterlichen Lobgeſang auf den Höllenfürſten ſchließt der Act.

Das Publikum iſt ſehr befriedigt und Alles, auch der Theil, der die Komödie ſchon ein dutzendmal mit angeſehen, iſt geſpannt auf den „Ausgang". Die Burſchen intereſſiren ſich ſehr für die bisher noch räthſelhafte Eva; Andere freuen ſich auf die Schlange und die Apfelgeſchichte, und die älteren Männer und Weiber harren der Scene, wo Gott-Vater im heiligen Zorn den Adam ruft, den Fluch des Elends und des Todes ausſpricht, und wo St. Michael kommt und das gefallene Menſchenpaar, das nun mit Schrecken die Blößen bemerkt, die es ſich gegeben, aus dem Paradieſe treibt. Dann kommt zuletzt noch in bildlicher Darſtellung das Thal von Wensgau, in welchem die Verſtoßenen, Adam und Eva, ſich ein Haus bauen — das erſte Haus zum Dorfe Wensgau!

Gott-Vater rüſtet ſich hinter ſeiner Leinwandblache zur großen Scene. Der göttliche Zorn wird ihm heute nicht ſchwer

werden, denn nicht allein die Anzüglichkeiten des Luſtigmachers haben ihn verſtimmt, ſondern vielmehr noch ein kleiner Verſtoß, den er ſelbſt im Spiele gemacht. Er hatte ſtatt Adam einmal Ada geſagt und dadurch unter den Zuſchauern ein Gekicher erweckt; er trug das m wohl durch einige hm! hm! nach — aber es war und blieb fatal, und einem Gott-Vater, wie der Kirchrigler'ſche, ſollte ſo etwas nicht paſſiren.

Nun kam der Erzengel Michael von der eigentlichen Garderobe auf Gott-Vaters Seite herüber, denn das war die himmliſche, von wo aus die Beiden aufzutreten hatten. Der Richter zankte mit dem Bader der Feuerwehrhaube wegen, die er nicht für paſſend fand, als ſich der Vorhang aufthat.

Das Paradies mit dem Roſengarten und in der Mitte ein Apfelbaum. Wieder die Thierſtimmen und das Waſſerrauſchen. Adam und Eva treten ſich umſchlingend auf. Die Eva iſt eine ſchöne ſchlanke Geſtalt in einem zarten, weißen Ueberwurf; ihre Wangen ſind blüthenroth, ihre Locken ſind blond und ihre dunklen Augen blicken innig und ſehnſuchtsvoll dem Adam in die ſeinen.

Die Zuſchauer ſind überraſcht — das iſt ein ganz fremdes Mädchen, kein Menſch kennt es. Der Gott-Vater guckt wohlgefällig zwiſchen den Tuchwänden hervor.

Eva ſteht ſtill und blickt gegen den Apfelbaum. Adam will weiter. „Komm, meine Süße, es ſingen die Vöglein, wir wollen mit ihnen loben den Herrn!"

„Adam, ein Frühſtück hätte ich gern," entgegnet Eva. Der Kirchrigler ſtutzt ein wenig über die ſchöne, faſt männliche Stimme.

Eva fährt fort: „Ei, ſchau, lieber Mann, wie ſind die Aepfel ſo weiß und roth!"

„O komm' mit mir, es iſt ein Verbot! Wer von dieſem Baum genießt, der ißt den Tod."

„Das kunnt ich nit glauben auf alle Mittel und Weiſ'."

„Gott hat's ſelber geſagt, ihm ſei Ehr' und Preis!"

„Aber wenn ich Dich bitt', wenn ich Dich gar ſchön bitt', ich weiß, Adam, ſo verſagſt mir's nit!"

Der Dorfrichter hinter den Vorhängen ſpitzt die Ohren und macht immer größere Augen. Das Ding kommt ihm jetzt gar nicht richtig vor.

„Siehſt Du," fährt Eva fort, „da oben die ſchöne Schlangen!"

„O Eva, liebſte Eva mein, laß Dich nur nicht fangen!"

„Die Schlange lacht ſo ſüß herab, ſie thut uns ein Aepflein brocken."

„O Eva, liebſte Eva mein, ſo laß Dich doch nicht verlocken!"

„Und wenn ich Deine liebſte Eva bin —" ſie blickt den Adam ſchmachtend an.

Dem Dorfrichter geht es heiß und kalt über den Rücken. „'s wär doch aus der Weiſ'," murmelt er, „wenn er's richtig thät ſein."

„Und wenn Du meine liebſte Eva biſt," ſagt Adam, „ſo laß ich Dich nimmer verderben." Da liſpelt die Schlange: „O eſſet, Ihr Kinder, eſſet die Frucht, Ihr werdet deswegen nit ſterben."

„Und wenn ich Deine liebſte Eva bin" — verſetzt dieſe wieder und neigt ſich zu Adam, und ihre Lippen berühren die ſeinen.

„Du Lotter, Du Schulmeiſteriſcher!" fährt jetzt der Kirchrigler los, reißt dem Erzengel das rothe Schwert aus der Hand, ſtürzt mit demſelben auf die Bühne: „Iſt mir das eine Art, Ihr nichtsnutzig Volk! Auseinander! Ich leid's

nicht, und eher han' ich das ganze Paradeisg'ſpiel zum Teufel!"

Die beiden jungen Leutchen fahren erſchrocken in die Rumpelkammer hinein; im Zuſchauerraume iſt ein Geflüſter und Gekicher und bald darauf ein gellendes Gelächter.

„Wart', Schulmeiſterbub! Wart', Du Himmel-Schneider, Dir meſſ' ich's"! ruft der Erzürnte und poltert den Fliehenden nach. In demſelben Augenblicke werden die Lichter ausgeblaſen; da ſtößt der Gott-Vater im Finſtern an die Windmühle, an den himmliſchen Thron und an die hölliſche Fleiſchbank, an alles Mögliche, und die Bedrohten gewinnen Zeit, ſich in Sicherheit zu bergen. —

Die Komödie war aus; ſie war noch nicht aus, aber ſie war aus.

Es war ein unſägliches Gehetz und Gelächter im Dorfe Wensgau. Der Gott-Vater war vernichtet für immerdar, allein dieſer Umſtand ſollte der Herrlichkeit des Dorfrichters nichts anhaben. Der Kirchrigler hatte in derſelben Nacht kein Stündlein geſchlafen, und am andern Morgen noch vor dem Frühſtück ließ er ſeine Tochter zu ſich beſcheiden.

„Haſt mir eine ſaubere Ehr' gemacht geſtern!" fuhr er ſie an; „haſt es brav heimlich gehalten, was Du für eine Eva ſollt'ſt haben; und das ganz' Dorf, die halb' Welt hat's geſtern geſehen, was Du für ein leichtſinnig Ding biſt — nit ſo viel (er zeigte auf die Spitze ſeines Fingernagels), nit ſo viel beſſer wie die Andern. — Dirn', ich ſtraf' Dich! — Ehr' und Rechtſchaffenheit muß ſein in meinem Haus, und was unrecht iſt geſchehen, das ſoll zu Rechten werden. Heiraten mußt ihn, den Schulmeiſteriſchen!"

„Jeſus Maria, Vater!" rief das Mädchen und fiel dem Alten um den Hals, „ich dank' Euch zu tauſendmal."

„Was," sagte der Alte, einen Schritt zurücktretend, „Du willst ihn heiraten, den Bettelstudenten, den Stadtspatzen! — Du die einzige Tochter des Kirchriglers von Wensgau!"

„Aber auch Alex ist mein einziger Sohn," rief die Stimme des Schulmeisters durch die halbgeöffnete Thür herein, und nun kam gar der Schulmeister selbst festtäglich gekleidet nach, und an seiner Seite der Pfarrer und der Schneider. „Mein Einziger," fuhr der Schulmeister fort, „für den ich meinen ganzen spärlichen Erwerb eingesetzt habe, daß er was Rechtes hat lernen können. Gott sei Dank, fleißig, brav ist er geblieben. Die Studienzeit ist für ihn nun zu Ende; gestern erhielt er das Anstellungsdecret als Hilfsingenieur bei der neuen Eisenbahn. Kirchrigler, ich bin hier, daß ich Euch für meinen Alex um die Hand Eurer Tochter bitte."

War ein Ausweg? Hatten sie es nicht gehört, wie er zu Ada rief: „Heiraten mußt ihn!"? — Zudem wird sein Hans bald vom Militär zurückkehren und Haus und Hof übernehmen; der bildet sich zuletzt gar was ein auf seine Schwester, die Frau Ingenieurin.

Der Dorfrichter ließ den drei Herren Wein und Brot bringen, aber er sagte nicht Ja.

Er sagte aber auch nicht Nein. Er sagte: „Wollen schon noch reden davon. Daß ich der Sach' nachgerade entgegen wär', dasselb' ist just nit. — Dir, Schneider, aber sag ich's: Das letztemal ist's gewesen; das Paradeisg'spiel wird nit mehr aufgeführt!"

„Hi, hi, jetzt erst recht!" lächelte der Lucifer-Schneider.

Er hats aber anders gemeint. Es geschah thatsächlich der Wille des Alten, das Spiel ist öffentlich seitdem nicht mehr gegeben worden.

# Der Richter.

Da mühen wir uns ab, grämen uns Tag und Nacht einer beſſeren politiſchen Exiſtenz wegen. Und wir vergeuden mit dieſem Mühen und Ringen alle unſere Stunden, die eigentlich dem Frieden und dem Geiſtesleben gehören, und wir erreichen ſie doch nicht, die Freiheit, die wir meinen.

Mein Völklein iſt beſſer dran. Seine Nahrung und übrigen Bedürfniſſe wachſen aus dem Boden, auf dem es lebt. Die Regierung bezieht von ihm die Steuern und die Burſchen für das Heer, ſonſt kümmert ſie ſich nicht viel darum; es darf treiben, was es will, und ſo macht es ſeine Republik.

Nun dürfte es intereſſant ſein zu ſehen, wie die Leute das anſtellen.

Jedes Hochthal, jede Gemeinde iſt von Nachbarthälern und Nachbargemeinden ziemlich abgeſchloſſen; da iſt die Welt mit Brettern verſchlagen ringsum. Und da giebt es Zuſtände im Thale, die eines gemeinſchaftlichen, von einer tüchtigen vertrauenswürdigen Kraft geleiteten Kopfes bedürfen, und dazu wählt ſich das Völklein in jedem dritten Jahre ſeinen Präſidenten; er heißt zwar nicht Präſident, er heißt Richter, aber er hat im Thale ſo viel Recht und Macht wie der Herr in Nordamerika.

Ich führe einen solchen Mann vor. In Steinbach haben sie in diesem Jahre den Graben-Natzel zum Richter ernannt. Der Graben-Natzel ist ein Ehrenmann; gleich bei der Wahl hat er gesagt: „'s thut mich freuen, Nachbarn, daß Ihr auf mich das Vertrauen setzt, und ich will's halt probiren, aber das sag' ich, Ihr müßt jetzt essen, wie Ihr Euch einbrockt habt, und ich geh' nicht, bis die drei Jahr aus sind. Nehmt's Euch zusamm', daß eine Ordnung ist, sonst mach' ich Euch ein Spektakel!"

Deswegen unterscheidet er sich doch nicht von den Anderen; er trägt seine braune Knielederhose und seine blauen Strümpfe und sein Lodenjöpplein wie jeder Andere. Wenn sein Weib auch sagt: „Alter, aber jetzt mußt Dir wohl fleißig die Hosen flicken lassen, es kommen alleweil Leute her!" so entgegnet er: „Das mußt Du schon besser wissen, aber ich mein', sie kommen nicht der Hosen wegen."

Ein sehr wahres, vernünftiges Wort! sie kommen nicht der Hosen wegen. Da kommen Nachbarn, sie sind im Streit wegen einer Grenzscheide oder einer Schuld oder gar wegen Schlägereien. Sie setzen sich zusammen zum Tisch, oder wenn diesen die Bäuerin als Nudelbrett benützt, um die Speckknödeln zu machen, so setzen sie sich zusammen auf den Herd. Und der Richter setzt sich auch auf den Herd und legt zuweilen eine glühende Kohle in sein Pfeiflein und bläst eifrig den Rauch heraus, und siehe, so mitten im Rauche bildet sich das Urtheil und der Ausgleich, und noch bevor das Pfeiflein ausgebrannt ist, reichen sich die Parteien die Hände und sind einig Dann legt ihnen der Richter einen Laib Brot vor: „Schneidt's Euch ab einen braven Klotz, bei der dalketen Rederei kommen Einem frei die Schaben in den Magen."

Nicht ganz so gemüthlich endet der folgende Fall:

Bringt ein Bauer einen Jungen, der blaue Flecken im Geſicht und Blut in ſeinen zerzauſten Haaren hat und dem die Hände mit einem Strick gebunden ſind.

„Sei ſo gut, Natzl, jetzt was iſt zu machen mit dem Halbpelzer da, dem Knecht hat er das Geld geſtohlen!"

„Schön, ſchön!" brummt der Richter, „hat er's geſtanden?"

„Und was ich ihn ſchon geſchlagen hab' mit dem Hauſtiel, und was ich ihn ſchon treten hab'! auf den Boden hab' ich ihn geworfen und auf ihn geſprungen bin ich und der Knecht hat ihn beutelt, daß ſchon Alles hat geſtaubt — aber er geſteht's nicht und er ſagt's nicht, wo er das Geld hat."

Der Junge ſteht da und ſchaut ſeinen Ankläger an und dann den Richter — er will was ſagen, doch er bringt kein Wort hervor.

Aber der Richter ſtellt ſich mit geballten Fäuſten vor den Jungen und mit einer fürchterlichen Stimme ſchreit er: „Höllſaggera, jetzt auf der Stell' ſag', wo das Geld iſt, oder ich ſchlag' Dich nieder wie einen Ochſen, Du Kreuzfikraments-Kerl, Du vermaledeiter!"

Da ſtürzt der Angeklagte auf ſeine Kniee: „Ich — ich ſag's ſchon — unter dem Brunntrog wird's halt ſein, oder im Stall wo."

„Was iſt das für ein Herumreden, du Himmelherrgott's!"

„Ja, ich ſag's ſchon, unter der Bodenſtiegen wird's halt ſein."

Der Junge ſchluchzt und faltet bittend die Hände, aber der Richter iſt gar ſtreng in ſeinem Amt, er läßt den Dieb auf eine Bank legen. Das arme, vielfarbige Beinkleid iſt unſchuldig an dem, was da zu ſühnen iſt, darum muß es

herab, und der Richter kommt nun mit dem Birkenſtock, und der Richter iſt nicht träge.

Da geht der beſtohlene Knecht zur Thür herein: „Hätt' ein Wort mit dem Richter zu reden."

„Siehſt denn nicht, daß er g'rad in der Arbeit iſt," ſagt der Bauer.

Aber endlich iſt er fertig, wirft dem Jungen das Beinkleid zu und ruft dem Knecht entgegen: „Was weißt denn Du wieder für Geſchichten?"

„Ja, ich hab' ſagen wollen, mein Geld habe ich wieder gefunden; ich hab's in der Hoſentaſche gehabt und da hab' ich früher nicht geſchaut."

Da ſtürzt der Bauer auf den Jungen, der in dumpfer Reſignation die Schickſalsſchläge hingenommen hat: „Was lügſt denn nachher. Ich bin im Stand und beutel Dich noch einmal!"

Aber der Richter ſagt: „Wirſt 's Maul halten, Du Flegelbauer! Der Burſche bleibt bei mir da!"

Unterwegs nach Hauſe ſagt der Bauer zum Knecht: „Ja ja, iſt ein ſcharfer Mann, unſer Richter, bringt die Wahrheit gleich heraus." —

Dem Richter liegt auch die Ueberwachung des Bettelweſens ob, und wer kein „Heimiſcher" iſt und keinen Paß hat, der muß hinaus. Das iſt nun eine ſchwere Aufgabe, denn eben nur die Paßloſen machen dem Richter ihre Viſite nicht, ſondern ſchmuggeln ſich in Häuſer ein, deren ſchriftunkundige Beſitzer leicht zu betrügen ſind. Manche halten es gar mit den Bettlern oder es begiebt ſich Anderes, was verboten iſt in ihren Häuſern. Somit werden Streifzüge nöthig, die durch die Gemeinde in der Gemeinde ſtattfinden müſſen, und zwar ſo, daß dieſe dadurch von ihr ſelber förmlich überrumpelt wird.

Es geht lang ruhig hin, es kommt Verdächtiges vor, es wird über Diebstahl und Bettel geklagt, der Richter schweigt dazu, aber er trägt was im Kopf. Noch eine Zeit läßt er's hingehen, da plötzlich einmal mitten in der Nacht sagt er zu seinem Weib: „Alte, heut' kommst allein an, ich geh' streifen." Steht auf, zieht sich dicht an — man kann's nicht wissen, auf welche Art man mit der Welt in Berührung kommt — nimmt einen derben Stock und geht zum nächsten Haus: „He, Nachbar, die Polizei ist da, gleich aufmachen!" und er poltert heftig an der Thür, so daß der Bauer drin aufspringt und denkt: „Heiland, jetzt ist das ganze Haus von der Polizei umrungen!" Er öffnet die Thür und da steht nur der einzige Richter mit seinem Stock. Er will diesem gleich die Hand reichen: „Kumah (willkommen) Natzl!" aber der sagt streng: „Führ' mich im Haus und Stall herum, will wissen, ob Du keinen Landstreicher oder sonst nichts übles unter Dach hast, mach'!" Und der Aufgestörte führt den Richter mit Licht umher, und wenn Alles untersucht ist, so sagt dieser: „Ist in der Ordnung und jetzt zieh' Dich an, mußt mit mir zum Nachbar!"

Somit sind zwei zum Streifen und beim Nachbar untersuchen sie wieder Haus und Hof und nehmen ebenfalls den Bauer mit. So wächst die Polizei an und wird immer mächtiger; so zieht die Rotte in der Nacht durch das Thal und öffnet alle Thüren und Thore, und hält Gericht. Kein Flüchtiger kann entlaufen, weil sie unvorhergesehen in's Haus fällt, und jeder Vagabund, der aufgestöbert wird, muß mit und kommt vorläufig in den Gemeinde-Arrest. Aber der Richter hat nur im Sommer und Herbst einen Gemeinde-Arrest, im Winter wohnen in demselben die Schafe.

Aber, so wie der Richter für die Sicherheit sorgt, so sorgt er auch für die Armen.

Da humpelt ein Greis in die Stube: „Ja, Richter, mit mir ist's Mathäu am letzten, mag mein Brot nimmer graben! Zwei Zähne hätt' ich noch, aber nichts zu beißen, und ich hab' auch keinen Heimgang, jetzt was ist zu machen? Ist gar kein Mittel für mich?"

Da stopft der Richter sein Pfeiflein und schlägt sich mit Stahl und Stein Feuer. „Armenhaus," sagt er, „das weißt so, Armenhaus haben wir kein's, aber wenn Du in die Einleg gehen willst!"

Und der Alte geht in die „Einleg". Er gehört in die Gemeinde und diese muß ihn versorgen. Beim Richter fängt er an und bleibt in der Kost und Pflege bis Ende der Woche. Am Samstag nimmt er seinen Stock und sein Bündel — so mühselig er ist, bei Gott, er trägt es leicht — und wandert zum Nachbar. Kommt ihm Freundlichkeit entgegen oder Rohheit, er bleibt eine Woche im Hause und schafft was er kann und genießt Kost und Pflege, und am Samstag sagt er wieder sein: „Vergelt's Gott!" und zieht weiter.

Das ist das Los eines Jeden im Thale, der es nicht zum Hausbesitzer oder zu einem kleinen Ersparniß gebracht hat; in seinen alten Tagen wird er ein Wandersmann, ein Bettelmann — das ist sein Ruhestand.

Der Richter ist auch der Wächter der Sittlichkeit. Um die Kinder schert er sich wenig, aber die Erwachsenen! Trotz der nächtlichen Streifzüge geschieht in manchen Häusern etwas Ungeheuerliches, und zwar von Seite solcher, die zu dem Ungeheuerlichen gar nicht berechtigt sind. Es bliebe oft länger verborgen, aber des Richters Kennerauge kundschaftet es Sonntags auf dem Kirchweg aus. Er läßt sofort den betreffenden Bauer zu sich kommen, und wenn er da ist, nimmt er, der Richter, wieder sein Pfeifchen zwischen die

Zähne und schlägt Feuer mit Stein und Stahl und sagt: „Bauer, was ich Dir sagen hab' wollen, schau einmal Deine Weidmagd an!"

„Meine Weidmagd, und wegen was, möcht' ich wissen!"

„Schau sie nur an und dann — sie ist eine von drüben, sie gehört nicht zu uns und sie muß aus der Gemeinde. Du weißt, wir dulden kein unehelich's Kind, 's ist wegen der Einlegerschaft später. Schau sie nur an, Deine Weidmagd, und dann schau, daß Du sie weiter bringst, in vier Wochen darf ich sie nicht mehr sehen. So, das hab' ich Dir sagen wollen."

Der Andere schüttelt ungläubig den Kopf. „Ja, das wird doch nicht wahr sein, das wär' schon aus der Weis'!"

Dann geht er heim, läßt die Weidmagd rufen und schaut sie an. Allerdings! . . .

„Barbara," meint er dann, „'s wird wohl nicht sein, aber ich sag' nur, schau, der Richter hat mir heut' was erzählt."

Da wird die Barbara roth im Gesicht und schluchzt endlich gar in die Schürze: „Wahr mag's auch sein, Bauer, aber ich bitt' Dich gar schön, thu' mich nicht verstoßen!"

„Schau, schau, Barbara, das hätt' ich mir nicht von Dir gedacht; und wer? wenn man fragen darf!"

„Halt ein guter Bekannter von mir und auch — halt auch von Dir und vom Richter."

„Nutzt nichts, mußt fort! Pack' zusamm Deine Fetzen, sonst werf' ich sie vor die Thür! So ein lüderliches Volk da übereinander. Da hast Deine paar Gulden und jetzt marsch!"

Da tritt der Sohn des Richters herein: „Mag der Vater und der Richter sagen was er will, die Sach' ist so, daß ich auch was drein zu reden hab' und die Barbara bleibt da!"

davon, und man hält ſie allgemein für eine arme Magd. Unſäglich wohl thut es ihr, daß ſie im Geheimen ihre erſparte Sach' hat.

Auf den „lieben Geſund" hält ſie am meiſten, und wenn ihr was aufgedeckt iſt, ſo ſchaut ſie rechtſchaffen zum Eſſen, denn — wenn ſie auch eine Magd iſt — ſo muß ſie's doch mit ihrer Kraft zum Waidbuben bringen, ſie geht ja mit ihm in den Wald, in die Holzarbeit, ſie muß hacken und ſägen von der Morgenfrüh bis in den ſpäten Abendthau. Sie darf dem Waidbuben nichts nachgeben, iſt's im Holzſchneiden oder Fingerhäkeln, oder im Aeſthacken oder im Ringen; und wenn die Bäume fallen und wenn ſich der Waidbub' zuweilen ein wenig auf das Moos niederläßt — die Magd muß auf ihren zwei Füßen ſtehen. So weit muß ſie's bringen.

Jede bringt's aber doch nicht ſo weit; da iſt zuweilen Eine, die denkt ſich: Schau, wenn ſich die abgerindeten Bäume ſo bequem hinlegen auf's Moos und der Waidbub' auch, ſo muß ſich Eins doch frei denken, der lieb' Herrgott hat den weichen Erdboden deswegen erſchaffen. Und ſie bleibt nicht ſtehen.

Aber ſitzen kann ſie bleiben, dasſelbe iſt das Gefährliche. Denn wenn ein junger Bauer auf Freiersfüßen herumgeht und er ſieht ein Dirndl beim Waidbuben auf dem Moos ſitzen, ſo hat er auf dem Platze nichts verloren und nichts vergeſſen. Wenn er das Mädchen aber flink dreinhauen ſieht mit der Axt, daß die Splitter ſauſen, ſo tritt der Freiersmann wohl ein wenig hin zu ihm und ſagt: „Die Bäum' ſind 'leicht von hartem Holz?"

„Ja, wenn ſie von Butter wären, thät ich ſie mit den Zähnen abbeißen," ſagt das Mädchen und ſchaut gar nicht

auf und sieht den Blumenstrauß nicht, der auf seinem Hute florirt.

Der Freier geht nicht weiter, ja er tritt noch näher zu ihr hin und — im grünen Wald unter freiem Himmel — macht er ihr kurz und g'rad heraus den Heiratsantrag.

Einen Heiratsantrag hört die junge Holzhauerin nicht alle Tage, aber trotzdem läßt sie jetzt die Axt nicht ruhen, und wegen so einem Heiratsantrag bleibt sie dem Baum keinen Streich schuldig.

„Lang' hab' ich simulirt bei mir selber, ob ich in den Eh'stand treten soll oder nicht," meint der Bursche, „'s ist wohl auch der Hauswirthschaft wegen. Ein ganzes Jahr hab' ich meine Leibelknöpf abzählt: Soll ich? soll ich nicht? aber der Donner, wie ich halt zum untersten komm', heißt's alleweil: ich soll. Schau, und deswegen hab' ich mich auf die Füß' gemacht und bin zu Dir gangen, weil Du mir anstehst."

Jetzt erst läßt sie ab vom Hacken, stützt sich auf den Axtstiel und schaut den Werber an.

„Bedank' mich schön für die Ehr'," sagt sie, „wenn Du aber meinst, Du nimmst mich, weil ich eine arme Waise bin, mit der Du nachher machen kannst, was Du willst, die Du in Deinem Haus — der Hauswirthschaft wegen wie einen Waschhadern brauchen kannst; und wenn Du mich heiraten willst, daß Du eine Dienstmagd weniger zu verzahlen brauchst — so sag' ich wohl gleich, Du bist in diesem Wald auf eine Irrwurzen gestiegen und zu der Unrechten kommen. Gleichwohl schaust Du aus, als ob Du's ehrlich meinen thätest, und so weis' ich Dir mein Begehr. Wenn ich Deine ehelich' Hauswirthin werden soll, so mußt mir Haus und Hof, wie's liegt und steht, schwarz auf Weiß verschreiben lassen. Mit

dem Löffel bin ich nicht zufrieden, möcht' auch die Suppen dazu haben; und was thät's mir helfen, wenn Du mir den Kaſten verſchriebeſt und den Schlüſſel ſelber in der Taſche behielteſt? Wenn Du mir den Finger herhalteſt, ſo greif' ich um die ganze Hand, und ich kann mich eſtimiren, ſo hoch ich will; wenn ich mich nicht anbringe, ſo behalt' ich mich ſelber. Und das ſag' ich auch im voraus, wenn wir Eins werden, ſo bin ich die reiche Bäuerin, wie Du der reiche Bauer, und trifft uns was immer, ſo ſteht Dir das Recht nicht zu, mir's vorzuwerfen, daß Du mich als eine Waiſe aufgehoben haſt. — Ich thu' auch meine Pflicht und ich verdien' mir mein Stückel Brot im Hof wie im Walde; nicht daß Du 'leicht meinſt, juſt mein Mundwerk allein wär' gut zur Hauswirthin. — Wenn's Dir ſo nicht gefällt, Bauer, ſo gehen wir jetzt in Freundſchaft wieder auseinander."

Sie bleiben in Freundſchaft beiſammen. Der Ehevertrag wird aufgeſetzt und jetzt iſt die reiche Bäuerin fertig. Dann am erſten Abend nach der Hochzeit, wenn ſie Beide im Bauernſtüblein zuſammenkommen, ſagt ſie leiſe: „Heimlichkeit mag ich keine vor Dir haben," und häkelt das Jöpplein auf und gar ſchämig neſtelt ſie den eingenähten Silbergulden hervor.

Der junge Bauer wickelt ihn auf und dreht ihn in der Hand eine Weile umher und guckt ihn an von allen Seiten und meint hernach, er laſſe ein Löchlein ſtechen in's Geldſtück, und wenn ſeiner Tage — wie's denn ſchon einmal ſo närriſch eingerichtet iſt auf dieſer Welt — ſo ein Büblein anrückte, das noch nichts geſorgt und nichts gethan hat, und dennoch meint, es ſei im reichen Bauernhof daheim und könne durch ſein Geſchrei das ganze Hausweſen drunter und drüber bringen — ſo möge dereinſt dieſem Büblein der Silbergulden um den Hals gehängt werden.

Die junge Bäuerin ist nun eingesetzt in ihr Besitzthum. Draußen auf dem Felde, im Walde, auf der Wiese und noch weiter draußen im Dorfe, auf dem Markt, auf der Straße, wenn es Handel und Wandel giebt, schafft der Bauer; innerhalb des Angerzaunes aber, der das Gehöfte umgiebt, ist das Reich der Bäuerin. Von ihrem feurigen Thron, dem Herde aus, regiert sie Küche und Keller; Speisekasten und Stube ist ihr unterthan ein- für allemal; im Stall und in der Scheune hat sie oft auch das gewichtigste Wort. Da kommt eines Abends der Bauer heim, er schmunzelt, er bringt eine bauchige Brieftasche mit, er hat draußen auf der Straße ein paar Ochsen verkauft.

„Ein paar Ochsen verkauft?" sagt sie und stemmt die kernigen Arme in die Seite, „den einen kannst meinetwegen forttreiben, der andere gehört mein." Der Handel geht wieder zurück. Wenn der Bauer etwas kaufen oder verkaufen will, so hat er die Bäuerin zu fragen. Da erstreckt sich ihr Wille weit hinaus über die Grenze des Gutes.

Der Nachbar und der Handwerker und der Herr Pfarrer weiß gar wohl, an wen er sich zu wenden hat, wenn er mit dem Bauer was ausrichten will, und es ist hierin schon manches Wörtlein heimlich gesprochen worden mit der Bäuerin hinter der Thür. Das Gesinde kennt den Vortheil auch.

Aber die Ehre weiß die Bäuerin zu wahren in Rath und That, und was von ihr ausgeht, das ist vielleicht nicht immer zum Vortheil des Hofes, aber gewiß zu seiner Ehre.

Der Bäuerin kommt insonderheit die Wahl des weiblichen Dienstpersonals zu, sowie die Bestimmung ihres Lohnes und der Aufgütung (Extrageschenke), ferner die Wahl der Kost und die Anordnung an den Festtagen. Die Bäuerin ist zum frühesten Morgen oft die Erste aus dem Bette und die Letzte

in dasſelbe. Bis der Bauer aus dem Neſte kriecht, hat ſie ihm an demſelben Morgen ſchon längſt die Schuhe geſchmiert und die ſchadhaften Beinkleider ausgeflickt; hat ihm, wenn nöthig, die Stube geheizt, die Suppe gekocht. Da iſt ſie ganz Dienerin; aber ſie nimmt zu den Schuhen das Fett, welches ihr anſteht, ſie beſſert ſein Beinkleid aus nach ihrem Geſchmack, und das ſagt ſie auch gern: ſie heizt den Ofen von ihrem Holze und kocht die Suppe von ihren Mitteln. Das iſt ein leichtes Bedienen. Und ſo geht's den ganzen Tag. Was der Bauer heimbringt, das bewahrt und benützt ſie daheim. Und wenn's darauf ankommt, ſo zieht ſie wieder die Holzſchuhe an, oder geht gar barfuß mit ihm hinaus zur Feldarbeit oder in den Wald; ſo iſt ſie's ja gewohnt worden einſt als arme Waiſe, und ſie weiß ſich in Alles zu ſchicken.

Nie kommt ihr ein zärtlich' Liebeswörtlein über die Lippen, da beißt ſie ſchon gut zuſammen, denn, wozu braucht er's zu wiſſen, er thäte ſie zuletzt noch auslachen. Daß ſich ein bäuerliches Ehepaar vor Leuten geküßt, hab' ich meiner Tage nicht geſehen. Zanken, ja, das können ſie alle Beide und das iſt ein gutes Zeichen; eine rechte Hausfrau zankt den ganzen Tag mit ihrem Manne, und etwa gar im Bette noch, daß ihr der Platz zu enge.

Von außen ſieht ſich's kühl und froſtig an, von innen aber — nein, in's Herz hineinblicken, das laß' ich euch nicht, da leuchtet, nicht zu klein und nicht zu groß, ein ſtilles Flämmlein fort und fort. — Daß ſie allweg heilig zuſammenhalten, wie ſie's dem Prieſter verſprochen, das verſteht ſich von ſelbſt.

Und es kommt eine Zeit, da rücken ſie wirklich an. Zu Anfang — mein' ich — das Büblein, welches den Silbergulden bekommt, dann flugs das Zweite und Dritte nach — und die Wiege kommt ſobald nicht wieder zur Ruhe.

Jetzt erst kommt das Weib — die Frau — zur wahren Bedeutung. Sie nimmt — o, diese verrückte Sache kennt man im Bauernhofe gar nicht — keine Amme in's Haus; selbst wacht sie bei ihren lieben Kindlein Tag und Nacht und nährt sie. Jetzt fehlt der Bäuerin nichts mehr, jetzt denkt sie an keinen guten Bissen mehr, jetzt hat sie keinen Schlaf, jetzt leidet sie keine Hitze und Kälte, jetzt hat sie keinen Zahnschmerz und kein Kopfweh, jetzt ist sie nicht mehr die arme Waise und nicht mehr die reiche Bäuerin, jetzt ist sie Mutter. Sie kocht dem Kinde selbst das Mus, sie näht ihm selbst das Kleidchen, und wenn das Kind zum Bewußtsein gekommen ist, so erzählt sie ihm Märchen von Gott und den Engelein. Dann wird sie Erzieherin und Lehrerin. Dann meint sie, es wäre das Beste für jedes Kind, es wäre eine arme Waise, damit es leiden lernte, damit es stark werde unter derben Händen, damit es seine in Fleiß und Schweiß erstrebte Sach' fest zusammenzuhalten wisse, und damit es so der Herrschaft über einen großen Bauernhof einst werth sei. Und wie sie denn schon einmal rechtschaffen ist, sucht sie ihre Kinder nach diesem Sinne zu erziehen. Freilich wohl wird sie dann eine strenge Mutter geheißen, aber das ist ihr ein Lob.

Planmäßige, unermüdliche Arbeit innerhalb des Wirkungskreises und strenge Zucht. Auf diesem Wege, meine Leserinnen, hat die Gebirgsbäuerin ihre Selbstständigkeit errungen.

Da giebt es auf Erden irgendwo ein Land und in demselben eine Stadt und in dieser ein Haus, in welchem die Hausfrau den ganzen Tag nichts thut, als sich nach der Modezeitung anziehen und ausziehen und ein wenig naschen dazu. Das ist dieselbe Frau, die keine Muttermilch hat für ihr armes Kindlein, die das kleine Wesen einer wildfremden Person zur Pflege überantwortet, und welche meint, sie habe

ihre Mutterpflicht gethan, wenn sie dem armen Wurm ein seidenes Pölsterchen stopfen läßt.

Wenn dieses Haus auch einen stattlichen Eingang und breite, lichte Treppen hat, es ist kein Glück darin. Ich gehe an ihm vorüber und suche zu meinem Gespons eine arme Waise im Walde, die dem Waidbuben nichts nachgiebt und stets auf ihren zwei Füßen steht, wenn er im Moose liegt.

# Die Zuchtdirn.

Darum der liebe Herrgott gerade arme Leute so häufig mit reichem Kinderſegen überſchüttet? — Das Darum liegt nicht allzu ferne, nur bezieht es ſich blos auf das Mittel und nicht auf den Zweck.

Wenn ein Taglöhner im Gebirge mit zwölf Gulden Monatserwerb dreizehn unmündige Kinder hat, ſo iſt dieſes Zahlenverhältniß ein hinkendes, und man meint, der Volksglaube habe Recht, das dreizehnte müſſe ſterben — an Hunger. Es kommt aber doch vor, daß keines ſtirbt, daß alle rothe Backen haben und groß und kräftig wachſen. Wo eine ſorgſame Mutter waltet und die wohlthätige Frau Natur Pathe geſtanden, da thut der Taglohn des Vaters oft gar nicht viel zur Sache.

Anders iſt es, wenn in dem armen Hauſe ſich noch der Leichtſinn zu einem Familienmitgliede zählt, oder wenn eine Krankheit oder ein anderes Unglück als Gaſt einkehrt. Solche Hausgenoſſen drücken auf die holden Kinderſtirnen den Kuß des Elendes, und mit dieſem Kainszeichen müſſen die Armen hinaus in die Welt und ſie werden geflohen oder verachtet, und ſie finden keine Heimſtätten außer in den Zuchthäuſern oder Siechenanſtalten. Nicht die Entbehrung iſt der Fluch der Armuth, ſondern die Verwahrloſung der Kinder.

Freilich wohl wachsen sie auf, „wie die Bäume im Walde“, aber dann gehören sie auch in den Wald und nicht in die Menschengesellschaft.

Für die Burschen ist's noch ein Glück, wenn sie zu den Soldaten kommen, obwohl sie in der Regel das durchaus nicht wollen, denn mit dem Gehorsam und mit der Ordnung stehen sie auf bösem Fuße. An Bauerhöfe verdingen sich solch' verwahrloste Jungen nur ungern; auch das fruchtbare Flachland sagt ihnen selten zu, oder das Heideland, auf welchem sie sich durch Fleiß und Arbeit kleine Bauerngüter erwerben könnten. Sie suchen das Gebirge, werden Holzhauer, Köhler, Wurzelgräber und verlegen sich auf das Wildern. Könige des Waldes zu sein ist ihr schönster Traum, und wenn sie lesen könnten, die Geschichte von dem bayrischen Hiesel hätte für sie den meisten Reiz.

Die Töchter armer Leute des Berglandes haben ein gleichwohl nicht viel günstigeres Schicksal, das sich aber dann und wann zum Besseren wendet. Kommt eine reiche Bäuerin in die dunkle Hütte des Taglöhners, theilt unter die Kinder, die sich furchtsam in die Winkel flüchten wollten, Semmeln oder Kreuzer aus und sagt zu einem oder dem andern: „Bist aber sauber, Du. Gehst mit?“ Und zu der Mutter: „Wie viel hast den nachher?“

„Liebe Zeit, fünfe hab' ich halt noch daheim.“

„Willst mir ein Dirndl lassen? Etwa dasselb' schwarzäugig beim Ofenwinkel? Ich zieh' Dir's auf und bei mir hat's Ein's gut.“

„Da thät' sich die Hofbäuerin wohl einen Staffel in den Himmel bauen. Geh', Agerl, küss' geschwind der Frau Mahm die Hand. Dir ist jetzt Dein schwarzes Stückl Brot in den Honigtopf gefallen.“

Und so wird's abgemacht. Für das Agerl hat gleichwohl die schönste Zeit des Menschenlebens nun ein Ende; es muß Vater und Mutter und Geschwister verlassen, zieht fort von der Heimatshütte und zu dem reichen Bauernhof mit den schönen Rindern und Schafen und Pferden, mit dem zahlreichen Gesinde — wird dort Fußschämel, Waschhadern, Aschenbrödl, die Zuchtdirn.

Mali die Tochter des Hauses ist vielleicht im gleichen Alter mit dem Agerl, allein sie mag nicht recht Gemeinschaft haben mit dem „Bettelkind", so treuherzig sich dieses auch an sie anschließen will. Aber es ist ihr doch recht, daß das Mädchen in's Haus gekommen, nun braucht sie nicht mehr die Hühner zu hüten, daß sie der Geier nicht holt, das Agerl thut's; nun hat sie Jemanden, dem sie die abgetragenen und aus der Mode gekommenen Kleider schenken kann, damit sie neue bekommt.

Das Agerl wird größer. Da sagt der Altknecht: „Ein so großes Mensch da und Hühner halten, s' ist eine Schand'! Treib' die Schafe auf die Haid', treib' die Kühe in den Wald, und trag' dabei Holz zusamm' und brock' Schwämm', daß Du was ausrichtest, ist gescheiter!"

Nach bestem Wissen und Können folgt das Mädchen der Weisung; und nun muß es den ganzen Tag über auf der Haide bleiben oder im Walde, und es bekommt nur ein Stück Brot mit. Blos ein Stück Brot, das macht der kleinen Halterin kein Herzeleid, sie weiß ja frische Quellen, und neben dem Wässerlein wächst Waldkresse — das ist ein gesundes Mittagsmahl. Angstvolle Stunden sind's, wenn in den Hochsommertagen ein Gewitter naht; da fürchtet sich das Agerl so sehr, es könne der Blitz einschlagen und sie tödten mitsammt der Heerde. Oft gehen Gerüchte umher, es sei ein Bär oder ein

Wolf oder gar ein Wildschwein in der Gegend; — was unsere Hirtin in solchen Zeiten leidet, ist nicht zu beschreiben. Aber getreu hält sie aus bei ihren Schutzbefohlenen, die ihre besten Freunde sind. Am späten Abend zurückgekehrt in den Hof und zu den Menschen, ist ihr nicht viel wohler als draußen in den Gefahren des Waldes. Jedes schafft und befiehlt ihr mit harten Worten. In der Küche soll sie das Geschirr abreiben, in den Ställen die Streu zurecht fassen, in der Stube den Boden scheuern, vom Brunnen die Wasserkübel holen, oben soll sie sein und unten soll sie sein. Und wenn in der Wirthschaft irgendwo was schief geht, was ungeschickt gemacht, was zerbrochen wird — das Agerl hat's gethan — an Allem ist das Agerl Schuld, die Zuchtdirn.

Und wenn der Knecht auf den Bauer einen Zorn hat, etwa wegen zu magerer Kost, wegen zu langer Arbeit und zu kurzen Feierabenden, so schilt er die Zuchtdirn. Wenn sich die Magd mit der Bäuerin zerschlägt wegen heimlicher Wäsche oder geradehin wegen des Liebsten, so schilt sie die Zuchtdirn; und wenn der Stallbub die Ochsen schlägt und er dafür vom Bauer eine Rüge bekommt, so schlägt er nicht mehr die Ochsen, aber die Zuchtdirn. Da geht das Mädchen wohl hin zur Bäuerin und sagt weinend: „Mutter, die Leut' geh'n all' so viel los auf mich!"

Und die Bäuerin entgegnet: „Haben schon Recht, das ist Dir gesund, mußt auch was gewohnt werden!"

Und die Mali will gar nicht mehr reden mit der Zuchtschwester, sondern blickt sie über die Achsel an und brummt: „Bist ein Patsch, und das sieht man gleich, wo Du her bist. Wär'st blieben in Deinem Hungerleidkotter und hätt'st Birnstingel kloben!"

Aber schau, so sehr können sie das Agerl doch nicht niederhalten, daß es nicht nach und nach aufwüchse schlank und

frisch, daß es nicht glatte Flachshaare und blühende Wangen bekäme, daß sich an ihm nicht nach und nach das Busentuch wölbte über zwei sanfte Hügelchen. Und so merkwürdig hat sich nun die Zeit gewendet: der Knecht mag einen noch so großen Zorn haben auf den Bauer, so schilt er nicht mehr die Zuchtdirn; der Stallbub mag noch so raufluſtig sein gegen die Ochsen und gegen die Menschen, so schlägt er nicht mehr die Zuchtdirn. Im Gegentheile, er wird gegen dieselbe zartsinnig, liebevoll.

Aber je mehr das Agerl in der Achtung der Knechte steigt, desto mehr sinkt es in jener der Mägde, der Bäuerin und der Tochter des Hauses.

Die Bäuerin hat gar bemerkt, daß Fremde lieber dem Agerl nachblicken als der Mali! Ist nicht die Mali die Tochter des Hauses? Hat nicht die Mali die feinen, glatten Hände und hat nicht die Mali wohlriechende Nelkenöltröpfchen im Haare? Trägt ferner die Mali nicht das neue Sammtjöpplein und die goldene Kette um den blühweißen Hals? — „Du Agerl!“ schreit die Bäuerin einmal, „trag' Deinen geflickten Kittel und geh' barfuß, heuer kriegst kein Gewand und keine Schuh', das sag' ich Dir! Und kämm' mir am Sonntag das Haar nicht alleweil so glatt, bind' das braun' Tüchel um den Kopf und zieh' Dir's sittsam über die Augen herab, und duck' Dich schön zu Boden und versteck' Dich in der Kirchen in's hinterste Winkel, daß Dich Niemand sieht; 's mag Dich so kein Mensch anschauen, bist gar nit so sauber, wie Du meinst. — Hoffart! Das ging mir noch ab bei der Dirn; da soll sie lieber wieder den Bettelsack auf den Buckel nehmen und um ein Häusel weiter gehen. Schau!“

Und das Agerl befolgt die strengen Worte der Bäuerin auf das gewissenhafteste. Ein kurzes, dunkelrothes Kittelchen

und ein braunes Lodenjöpplein trägt es; und daß es das Kopftüchelchen über die Augen herabzieht, thut ihm ſogar ſehr wohl, denn wenn ihm die Burſchen oft ſo in die Augen geguckt hatten, das war immer ein Stich im Herzen. Barfuß geht es die ganze Woche, ob auf ſteinigem Grunde, ob über die Neſſelheide.

Wenn des Nachbars kleines Büblein, das auch keine Schuhe hat, in dem Geſtrüppe und Geſteine der Haide nicht weiter kommt und zuletzt gar laut zu weinen anhebt, ſo eilt das Agerl herbei, bückt ſich zu ihm nieder und ſagt: „So, jetzt knartz (klettere) mir da auf's Genick und reck' die Füßl auf beiden Seiten vor, und halt' Dich gut an meinen Kopf; aber gieb Fried', ſonſt laſſ' ich Dich fallen!" Und ſo trägt das Mädchen den Kleinen über die Hinderniſſe hinweg. Indeß, das Büblein iſt zum Dank dafür oft recht unartig; wenn es ſich gerade einmal feſt und ſicher an das Agerl geſchlungen und geklammert hat, hebt es mit den Füßchen langſam an zu krabbeln und zu zappeln, ſo daß das Mädchen kichernd ſchreit: „Du vertrackter Bub, Du kitzelſt mich ja! Ich ſchmeiß Dich weg!" Aber es thät's doch nicht, ſelbſt wenn es könnte.

Mit den Burſchen wird das Agerl nach und nach anbandeln — das fürchtet die Bäuerin am meiſten, ſie hat das Mädel ja auf dem Gewiſſen. Holzapfeleſſig gießt ſie auf die Haken und Bänder der Thür, welche in Agerl's Schlafkammer führt; und jetzt ſoll nur Einer kommen in der Nacht! Sobald er die Thür nur anrührt, ſchreien und winſeln es die roſtenden Angeln aus, daß das ganze Haus davon erwacht. Das will ſie doch ſehen, die Bäuerin, ob man ſo einem jungen Volke nicht genugſam werden kann.

Wohl iſt auch die Mali ſchön und hat ein ſüßes Blut, doch die iſt geſcheiter, die bewahrt ſich ſchon ſelbſt. Und ſie

wird ja ohnehin bald einen Mann haben, sie kann sich einen aussuchen, sie ist eine reiche Bauerstochter.

Und es kommen die Freier. Freundlich grüßen sie das Agerl, das in seinem einfachen Kittelchen in Haus und Hof emsig seinen Arbeiten obliegt, und sie sagen zur Bäuerin: „Dein Töchterl, gelt?"

„Bei Leib nit, bei Leib nit!" entgegnet die Bäuerin schnell. „Na, das wär' nit übel, wenn ich so einen Patschen da zur Tochter hätt'! Eine Zuchtdirn. Kann sich ja gar nicht schicken und so einfältig ist sie; — zu Tod' thät ich mich schämen mit so einem Kind. Ein Bettler-Balg ist's und ich hab's aus Barmherzigkeit in's Haus genommen, vor — Mali, wie lang' ist's schon, daß wir die Betteldirn in's Haus bracht haben?"

Nein, wahrhaftig, verrückte Leut' sind diese Freier; sie hören gar nicht, was die Mali antwortet, sie sehen in einemfort nur dem Agerl zu und lächeln, und stellen gar Worte an die Zuchtdirn.

Sie haucht nur „ja" oder „nein" und blickt unverwandt auf die Arbeit und wird gluthroth im Gesichte.

Die Freier gehen wieder davon.

Mali und ihre Mutter können es gar nicht begreifen, und Letztere sagt: „Ich bitt' Dich, liebes Kind, so sei doch recht freundlich, wenn fremde Leute kommen, und halt' Dich sauber!"

Das Agerl darf aber nun nie mehr zu Hause arbeiten; es muß mit dem alten Knecht in den Wald, muß Bäume umhauen und absägen helfen, oder es muß auf dem Felde die ausgeackerten Steine wegschleppen — Arbeiten, die sonst von kräftigen Männern verrichtet werden.

Zu Weihnachten aber bekommt die junge Magd keinen Jahrlohn, denn sie ist eigentlich und jetzt auf einmal „ein

Kind vom Hauſe". Sie bekäme Plätze mit beſſerer Pflege und mit Jahrlohn; ſie darf aber nicht fort, die Hofbäuerin hat ſie auferzogen; und ſie will auch nicht fort, ſie will dankbar ſein für die Wohlthat, und ſie harrt aus in Fleiß und Arbeitſamkeit und in geduldiger Ergebung.

An Sonntagen auf dem Kirchwege ſuchen ſich Burſchen zu ihr zu geſellen, wollen ſie in's Wirthshaus mitnehmen und ihr Wein und Kaffee zahlen.

„Dank gar ſchön! Wir haben ſchon daheim was," entgegnet das Mägdlein und eilt davon.

Und die Mali iſt noch immer ledig, und die Freier fragen noch immer, auf das Agerl deutend: „Iſt das Dein Töchterl, Hofbäuerin?"

Das wird der Hofbäuerin endlich zu toll und ſie meint, das müſſe anders werden. Sie nimmt Baumöl und beſtreicht damit die Haken und Bänder der Thür, welche zu Agerl's Schlafkammer führt, ſo wie ſie dieſelben einſt mit Eſſig begoſſen hat. Nun werden ſie kommen, die Knechte in bloßen Strümpfen, die Burſchen der Nachbarſchaft, die Thüre wird ſie nicht mehr verrathen; in einigen Monaten werden die Freier nicht mehr nach der Zuchtdirn fragen.

Aber das Agerl ſchiebt an jedem Abend fürſorglich den Holzriegel vor die Thür.

Da kommen eines Tages der junge Hochriegler und ſein Pathe in's Haus. Sie fragen zuerſt, ob keine Kalben zu verkaufen, ſie gingen im Viehhandel um. Später, ſo beim Pfeifenſtopfen, läßt der junge Hochriegler das Wort fallen: „Iſt das Agerl nicht daheim?"

„Die Dirn iſt im Holz."

„Ich mein', wir ſuchen ſie ein wenig auf, Göd," ſagt er zum Pathen, und ſie gehen dem Walde zu.

Die Bäuerin ſchaut nur ſo. Ja, was wollen denn die mit der Dirn?

Sie erfährt es bald, denn es geht ſchnell: Das Agerl wird Hochrieglerin — könnte jetzt ſeine Ziehmutter über die Achſel anſehen, denn der Hochrieglerhof iſt das größte und wohlbeſtellteſte Bauerngut in der ganzen Gegend.

Bei der Hochzeit geht die Hofbäuerin immer Arm in Arm mit der jungen Braut und ſagt: „Nein, aber die Freud', die ich hab'! Den heutigen Tag vergeſſ' ich mein Lebtag nit. Dein Glück geht mir zu Herzen, Agerl, und wenn Du meine leibliche Tochter wär'ſt, lieber könnt' ich Dich nicht haben, das kann ich wohl ſagen. Allweg iſt's meine größte Sorg' geweſen, daß Du bei mir was gelernt haſt und brav blieben biſt. Und das kann ich mir nit verhalten," fährt ſie liſpelnd fort, „wenn ich Dich dem Hochriegler nicht alleweil ſo angelobt hätt', Du wärſt heute nicht die vornehm' Bäuerin."

Und zu Hauſe ſchlägt die Hofbäuerin vor Unmuth drei Töpfe zuſammen und brummt in ſich hinein: „Sein Lebtag, da kann man wohl ſagen, da hat eine blinde Henn' ein Weizenkorn gefunden. Eine Ungerechtigkeit iſt jetzt auf der Welt — 's iſt eine Schand' und ein Spott!" —

Nicht alle Ziehmütter ſind ſo böswillig, und beiweitem nicht alle Ziehtöchter heiraten reiche Bauernſöhne. Viele dieſer verwaiſten Kinder verkommen und verkümmern körperlich und geiſtig aus Mangel an Pflege, oder unter der Wucht der Arbeit, welche ihnen über ihre Kräfte auferlegt wird. Den leiblich Ausgebildeten wird nach ihrem zwanzigſten Jahre regelmäßig das Schürzenband zu kurz, es mag Baumöl an die Thürangeln kommen oder Holzapfeleſſig.

# Das ledige Kind.

Es sollte nicht sein, aber es ist. Und wenn sich der Prediger zehnmal auf den Kopf stellt — es ist.

Der Poldel hat einen Buben 'kriegt. Der Bub ist als „lediges Kind" in das Pfarrbuch eingetragen worden. Der Poldel ist Strohknecht beim Pimperklangbauer; die Traudel ist Schafmagd beim Haberveit, und das Ganze ist dem Anscheine nach wieder eine unmoralische Geschichte.

Der Traudel geht es nicht besser, wie dem Poldel, sie hat auch einen Buben 'kriegt. Aber sie muß das kleinwinzige Hänsel auf dem dürren Laub in der Scheune liegen lassen und muß die Schafe pflegen. Der Haberveit hat sie aufgenommen für seine Schafe und nicht für ihren Hänsel, der im Laufe des Dienstjahres angerückt kam, und es hatte doch kein Mensch nach ihm geschickt.

Der Poldel geht nun einmal am Haberveithofe vorüber; — da hört er weinen in der Laubscheune und das junge, schwache Stimmchen ist schon ganz heiser geworden.

Geht der Poldel in den Schafstall: „Du Traudel, gieb mir den Buben, ich laß ihn nicht verderben und versterben." Da keift die Traudel: „Was hebst denn Du an mit dem Kind, Du bist ein Unschlachtig, Du steckst es 'leicht in den Hosensack?"

Thut das Weib so übertriebene Reden, so muß der Mann nie eine Antwort geben. Der Poldel hebt das Büblein und trägt es auf den Armen, daß es schier lieblich ist, und trägt es dem Pimperklangbauern zu.

„Poldel?!“ sagt der Bauer.

Der Poldel weiß gleich, was der Bauer meint. „Du hast vor drei Wochen ein Kindlein kriegt, mein lieber Bauer Pimperklang; schau, ich hab auch so ein Glück gehabt. Der himmlische Vater ist manchmal so viel freigebig. Mir ist's auch recht, ich behalte mein Kind bei mir; jetzt Bauer, willst mich mitsammt dem Hänsel, so bleiben wir; willst mich nicht, so gehen wir um ein Häusel weiter.“

Dem Bauer geht das Gesicht in die Länge; er kann den fleißigen Strohknecht nicht lassen; Stroh streuen in den Stall, Stroh schneiden für die Krippe, das ist für seinen großen Viehstand eine g'nöthige Arbeit.

„Mein lieber Bauer Pimperklang,“ sagt der Poldel „ich verlang' es nicht, daß Du mein Hänsel in die Wiegen zu Deinem Fritzel legest; ich thu' mein Büberl in eine leere Krippen und will schon selber die Kindsmagd sein und will Dich nur bitten um die Milch und ich will deßweg mein Geschäft mit Gewissen betreiben, wie eh vor Zeit und will Dir die Halbscheid vom Jahrlohn nachlassen.“

Der Handel wär' nicht dumm, denkt sich der Bauer; „kannst Deinen Balg bei Dir behalten, Poldel,“ sagt er.

Von auswendig ist der Poldel nicht schön. Nicht Gott hat ihm seine verkrüppelten Beine zugetheilt, aber seine Mutter, die ihn verwahrlost. Das darf beim Hänsel nicht sein; keinen Groschen werd' ich ihm einstmalen vermachen mögen, aber seine gesunden Glieder soll er haben und seinen braven Hausverstand, so viel auf frischem Stroh zu haben ist.

So denkt sich der Poldel, gönnt sich Tag und Nacht keine Ruh', thut seine Arbeit und pflegt das Büblein. Und am Sonntage ist er mit dem Kinde draußen unter dem Kirschbaume, daß der Kleine die grünen Blätter und die weißen Blüthen und die liebe warme Sonne soll sehen können. Das Nachbarsvolk allmitsammt, das zur und von der Kirche geht, kichert und spöttelt über den Poldel; aber dieser schaukelt sein Büblein, und wenn ihn das Hänsel zuweilen holdselig anlächelt, so ist er in einer Glückseligkeit und sein Herz ist viel heller wie die Sonne und viel größer wie das Himmelreich.

Die Traudel ist einmal gekommen: „Du, gieb mir den Buben!"

„Geh, Du ließest ihn doch wieder liegen im nassen Laub. Du bist keine rechte Mutter. Schau, er will gar nicht zu Dir — schau!"

„Der Töpp!" rief die Traudel und lief davon.

Sie kam nicht mehr, sie schlug sich mit anderem Männervolk herum und über's Jahr war's in der Laubscheune wieder lebendig.

— Lege das Blatt nicht aus der Hand, mein Freund. Der Poldel ist ein braver Mann. Zwanzig Jahre bleibt er nun beim Pimperklangbauern, ist genügsam mit kargem Lohn, erfüllt rechtschaffen seine Dienstespflicht und lebt doch für sein Kind. Kleine Kinder, kleines Kreuz; große Kinder, großes Kreuz — das erfährt auch der Poldel. Des Bauers Fritzel ist ein wilder, böser Bub', der oft schlimm mit dem Hänsel spielt; blaue Flecken giebt's genug. Setzt sich das Hänsel aber zuweilen zur Wehr, so ist's gleich aus und das ganze Haus fällt her über den „Balg" und über seinen sanftmüthigen Vater, den Poldel.

Den „Druck" kann der Poldel leſen. So ſitzt er denn oft bei ſeinem Söhnlein in der Strohkammer und erklärt ihm aus einem alten „Traumbüchel" die Buchſtaben. „Das Traumbüchel ſelber, mein Bübel, das verlohnt's nicht, aber die Buchſtaben ſind doch gut; mit denſelben Buchſtaben können tauſend brave Bücher geſchrieben und geleſen werden."

Das hat der Poldel davon, weil er ſieht, der Pfarrer und der Amtmann und der Richter und die geſcheiteſten und vornehmſten Leute, die er kennt, verſtehen zu leſen, und bei keinem einzigen hat er noch ein Traumbuch geſehen. Der Pimperklangbauer weiß den Hänſel wohl zu brauchen. Nur wenige Stunden der Nacht liegt der Junge im Bett, er kauert ſich zuſammen, denn zu Füßen ſticht das Stroh hervor und die aus verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeflickte Decke iſt auch ſo kurz und ſchmal. Durch die Bretterfugen pfeift der Wind — draußen rauſchen die Tannen.

Kaum hat er ſich etwas erwärmt, pocht es von der Bauernſtube herauf. Freilich wohl hört der Bub das Pochen, aber die Augen wollen nicht aufgehen; und wenn ſie nicht aufgehen wollen, denkt er ſich, ſo mögen ſie halt zubleiben, und er verkriecht ſich tiefer in ſein Stroh. Aber da pocht es zum zweitenmale und bedeutend ſtärker, und der Bauer in der Stube ſchreit: „Na, Bub, magſt heut nicht mehr auf, wart', ich will Dir den Weg gleich zeigen, herab!" — Jetzt, denkt ſich der Hänſel, jetzt kommt er mit der Birkenlisl! (Ruthe aus Birkenreiſern geflochten zum Züchtigen der Kinder.) Eilig ſpringt er im bloßen Hemdchen aus dem Bett und ſchlüpft in die ſteife Lodenhoſe; — wenn man einmal in der Hoſe ſteckt, denkt er ſich, dann geht's nicht mehr ſo gefährlich um wegen der Birkenlisl.

Wie nun der Bauer und die Lisl gar bei der Bodenthür hereinschauen, schreit er schnell: „Ich komm' schon, bin schon da!" und seine Augen sind helllicht offen — Gott sei Dank!

Der Bub ist noch nicht ganz fertig mit dem Anziehen, aber der Alte brummt schon wieder: „Heut mag er mehr nicht weiter, jetzt schaust mir aber, daß Du hinauskommst, die Schaf' röhren schon; die Schuh' mach' Dir auf der Weid zusamm'."

Mein, die Schaf' hätt' er schon röhren lassen, und hätt' noch früher mit den Dienstleuten einen Löffel Suppe gegessen, aber die Birkenlisl — die ist so grob und die versteht gar keinen Spaß!

So eilt er hinaus zum Stall, jagt die Schafe hin auf die Heide und dort knüpft er erst seine Schuhe zusammen, daß er die Riemen nicht abtrete. Dann setzte er sich hin auf den frischen, thauigen Rasen und schaut den Morgenstern an — der ist auch ein Halter und die andern kleinen Sterne um ihn sind seine Schafe — ei, hat aber Der hunderttausend weiße Schafe und Lämmer! Ob er auch keine Morgensuppe bekommen hat? 's mag wohl sein, weil er so bleich wird. Gar die Schafe verliert er und jetzt geht er selbst auch noch fort . . . die Sonne kommt. Was singen die tausend Vöglein lieb auf den Lärchenzweigen! Die haben es so gut, so gut — die können schlafen in den Federn so lang' es sie freut, und sind sie wach, so können sie fliegen und überall ist der Tisch gedeckt für sie — 's ist ein Elend, wenn man ein armer Mensch ist, ein Halterbub!

Die Blümlein, die da stehen! Soll der Bub daraus einen Kranz flechten? Wozu? für die Lämmer — die haben das Zeug lieber im Magen als auf dem Kopfe; für sich?

Kindereien, das thun nur die dummen Mädchen; den Buben ſteht das Vögelfangen an.

Der Hänſel ſteigt auf einen Steinhaufen, klettert an Rainen und ſucht Himbeeren und Johannisbeeren — der Herrgott hat ſie wachſen laſſen für ihn zum Morgenbrot.

Wie er ſatt iſt, legt er ſich hin in der Sonne und ſieht den Schafen und Lämmern zu, ſie graſen ſo geſchäftig und luſtig, ſie laufen einander vor, ſchnappen ſich einander die fetteſten Blätter vor der Naſe weg, die ſtärkeren ſtoßen die ſchwächeren ſeitwärts, die kleinen müſſen warten, was übrig bleibt — nicht viel beſſer als die Menſchen.

„Wenn ich doch einmal größer wäre," ſagt der Hänſel zu ſich ſelbſt, „größer, größer, daß ich nicht immer ſchafhalten dürfte!"

Gegen die Mittagszeit hin, wie unten im Hauſe ſchon der blaue Rauch aufſteigt, iſt es heiß geworden in der Sonne und die Schafe laufen. Der Hänſel treibt ſie in den Hof, ſperrt ſie in den Stall, aber wie er in die Stube zum Tiſch geht, haben die Anderen ſchon wieder gegeſſen und für ihn iſt nichts übrig geblieben, als ein Schälchen Suppe und ein halber Knödel; das hat ihm die Bäuerin vorgeſetzt.

Kaum beginnt er zu eſſen, ſo ſchreit der Bauer ſchon wieder: „Kreuzſchlapperment, wo iſt denn der Bub?"

„Aber mein," ſagt die Bäuerin, „ſo wirſt ihm doch zum Eſſen Zeit laſſen, Du haſt gar alleweil eine Drängerei, zu was brauchſt ihn denn ſchon wieder?"

„Lüftig (eilig) ſchöbertreten muß er gehen, 's kommt gar ſchon der Regen!"

Wie der Bub das hört, wirft er ohnehin ſchnell den Löffel weg und lauft hinab gegen die Wieſe. Da ſind die Schoberſtangen ſchon geſteckt und die Knechte und die Mägde

ſchieben das Heu zuſammen und der Großknecht faßt es mit ſeiner Gabel um die Stange. Luſtig ſpringt der Bub' auf den Haufen und lauft um die Stange und tritt das Heu zuſammen, daß der Schober feſt wird und nicht fault. Oft kommt der Kleine völlig unter die Bauſchen und Haufen und die Halme ſtechen ihn beim Knie, wo die Hoſe ein Loch hat, aber wacker kämpft ſich der Junge empor und wickelt zuletzt das Heu um die Stange, daß der Schober eine Spitze kriegt zum Ableiten des Regens. Zuletzt ſtreift er auf die Stange den Heukranz und nun iſt er hoch oben und fertig. Aber weh, der Bub zittert, und hält ſich feſt an die Stange — das wackelt ſo fürchterlich! „Was haſt denn, Bub!" ſchreit der Großknecht.

„Auweh, der Schober fallt um, auweh!"

Aber ſiehe, jetzt giebt ein Knecht dem Schober einen Stoß und das Büblein purzelt herab und verſtaucht ſich faſt die Hand in dem feſten Boden.

Und ſo geht es fort auf der Wieſe, und der Hänſel betet im Geheimen ein Vaterunſer, daß der Regen komme, und daß er wieder bald zum Schafhalter werden möge.

Der Regen kommt nicht, aber die Sonne ſinkt und die Schatten werden immer länger; das Heu wird feucht und der Großknecht ſagt: „Laſſen wir's heut gut ſein." Dann kommt die Kathl vom Haus herab und bringt einen Hafen Milch und einen großen Laib Brot und Löffel, darauf ſetzen ſich Alle hin auf den grünen Raſen, der Großknecht ſchneidet das Brot auf, die Kathl ſchüttet die Milch in eine Schüſſel und dann nehmen Alle ihre Holz- oder Beinlöffel und beginnen zu eſſen.

Auch der Hänſel will einen Löffel nehmen, aber da ſagt der Großknecht: „Bub', Du wirſt nicht Zeit haben zum

Milcheſſen, nimm Dir ein Stückl Brot und geh' Schafaustreiben!"

Völlig betrübt nimmt das Büblein ſein Brot und geht, um die Schafe auszutreiben. Am Brunnen trinkt es Waſſer und denkt ſich: Jetzt muß es ſchon wieder gut ſein bis zum Nachtmahl. —

Aber am Abend, wenn die Schafe ſchon im Stall ſind, muß der Bub erſt die Ochſen weiden, die den Tag über am Pflug waren. In der Schlucht rauſcht das Bächlein ſo ſchaurig und das Büblein fürchtet ſich vor Geiſtern. Ueberall, an Zäunen und Rainen ſtehen ſchwarze Rieſen, Funken ſchweben umher und vom Himmel fallen die Sterne. Das Büblein hält ſich feſt an ſeine Ochſen, es will vergehen vor Angſt. Der Großknecht macht ſich nichts aus den Geſpenſtern und Ungeheuern, der meint, die ſchwarzen Rieſen an den Zäunen und Rainen ſeien nichts als Bäume, die glühenden Funken hält er für Johanniswürmchen und die fallenden Geſtirne für Schnuppen. — Zu ſolchem Unglauben kommt es, bis der Menſch groß wird.

Auch für unſer Büblein wird einſt dieſe Zeit kommen. Heute weidet es noch die Ochſen und ſehnt ſich in's Haus. Und wenn ihm endlich das Abendbrot vorgeſetzt wird, ſo rührt er davon nichts mehr an, er iſt zu ermüdet, ſucht bald ſein Bett unter den Dachbrettern auf, dort kriecht er hinein und kauert ſich zuſammen und ſchlummert einige Stunden bis zum nächſten Tag mit ſeinen neuen Freuden.

Der Poldel ſieht und hört das Alles, wie ſie mit ſeinem Kinde umſpringen, aber er ſagt nichts, darf nichts ſagen. Das Herz thut ihm weh.

Der Fritzel aber, der Hausſohn! der läuft in allen Weiten herum, zerreißt ſeine Kleider, kommt einmal in die

Strohkammer und zerfetzt dem Hänſel das Traumbüchel. Der Hänſel wächſt auf; er hat gerade Beine und anſtatt des Höckers eine ſchöne, hohe Bruſt. Er iſt ein wenig rauh und derb, aber ein netter Burſche. Der Poldel iſt nicht mehr jung. Und nun machen ſie es umgekehrt. Der Hänſel iſt Strohknecht beim Pimperklangbauer und pflegt ſeinen Vater. Es mag am Werktag oder Feiertag, in der Kirche oder in der Taverne beim Weingläschen ſein, allweg ſind ſie beiſammen, der Junge und der Alte. Der Alte geht am Stock gar ſehr gebückt einher, aber er hat ſeine Freude an dem „Buben", und er lebt in dem Buben, und er geht hoch aufrecht und iſt wieder jung und guckt mitunter nach hübſchen Mädchen um — in ſeinem Sohne.

Der Hänſel und der Fritzel haben nie ein gutes Zuſammenſehen; wie auch? Der Fritzel iſt ein reicher Großbauernſohn und der Hänſel ein armes uneheliches Dienſtbotenkind, und der Fritzel braucht nichts zu arbeiten, nichts zu lernen und der Hänſel muß jeden Tag ſorgen und haſchen, daß er ſeinen Biſſen Brot findet.

Das dumme Weibervolk freilich, das verſteht ſo was nicht und das blinzelt in der That lieber nach dem Hänſel, als nach dem Fritzel. Es wird weiter nichts daraus, denn es kommt noch zu rechter Zeit der Kaiſer dazwiſchen. Alljährlich ſchüttelt und rüttelt der Kaiſer einmal an dem Stamm ſeines Volkes und wie reife Aepfel fallen ihm die friſchen Burſchen in den Schoß.

Aber vor wenigen Jahren, als die Militärdienſtzeit noch um mehrere Ellen länger war als heute, gab es des Jahres mehr friſche Burſchen, als der Kaiſer neue Soldaten brauchte, und ſo entſchied zwiſchen den Tauglichen die Loſung. Das Geſchick muß es dem alten, mühſeligen Poldel gut

meinen; der Hänſel geht frei aus; der Fritzel aber zieht Nummer zwei, da iſt ſein Bleiben ſo viel als ſicher.

Einen Tag nach dieſer Entſcheidung geht der Pimperklangbauer zur Aſſentirungscommiſſion. Er hat ſeinen breiten Ledergurt umgebunden und er ſchlägt mit der flachen Hand trotzig auf den Ledergurt; da klimpert es drin.

Noch einen Tag ſpäter erhält der Hänſel die Vorladung zur Aſſentirung. Der alte Poldel erſchrickt; der Hänſel jauchzt auf und tröſtet ſeinen Vater. Friſchen Muthes zieht er mit den Recruten von dannen. Es kehren die meiſten wieder, es kommt auch der Fritzel zurück. Aber der Hänſel iſt geblieben.

Da weint der alte Strohknecht recht zum Erbarmen. Jetzt iſt ihm ſein Kind, ſeine Stütze genommen und er iſt alt und blutarm. Wohl ſagt der Bauer: „Poldel, Du bleibſt bei mir, ſo lang' Du magſt; ein Löffel Suppe für Dich wird allfort gekocht ſein."

Ja wohl, der Alte bleibt, ſo lange er mag, aber das iſt nicht lang'. Der Fritzel iſt, was ſie in der Gegend ſagen, ein „Knopf", der vergällt ihm das Gnadenbrot. So wankt der Poldel wegshin und klopft an die Thür des Armenhauſes.

# Der Halbpelzer.

Der Halbpelzer oder Halbtrottel ist von Natur aus meist gutmüthig. Fühlt er die Verachtung, die ihm wird, so kann er auch boshaft sein. Bleibt er trotzdem gut, so ist er nicht blos dumm, sondern auch herzensgut, wie es der Bursche ist, der mir aus der Reihe verschiedener Halbpelzer in Erinnerung lebt.

Das ist ein kleiner dicker Knirps mit einem großen Kopfe, der Kopf sitzt tief und fest zwischen den hohen, breiten Schultern; hinter der rechten Achsel erhebt sich ein Höcker. Wie er die Hände schon gern niederhängen läßt, wenn nichts anzugreifen ist — hängen sie ihm schier bis zu den Knieen hinab. Die kurzen dünnen Füßlein sind so bestellt, daß vorn die Zehen stets zusammenstehen, als hätten sie sich allerweg was Heimliches zu erzählen. Gott erbarm', sie hätten sich zu erzählen, wie sie erfroren sind und es sind ihrer an den beiden Füßen nicht so viele, daß sie die Zahl der Wochen ausmachten, seit welchen sie schon in keinen Schühlein gesteckt.

Dieser Junge — Adam! mag er heißen, und er ist der Armseligsten einer noch nicht — torkelt in dem Kieselhofe unter den Füßen der Knechte und Mägde umher, und wer ihn braucht, der giebt ihm nur einen Schupfer mit dem Stiefel, und wem er was nicht recht ausrichten kann, von dem bekommt er die Fußtritte.

In jedem größeren Bauernhofe muß so ein Schuhhadern sein, an dem sich Jeder abwischen kann. Der Adaml ist recht zum „Schuldaustragen", oder wer im Hofe hätte sonst so breite Schultern und einen sochen Höcker wie der Adaml?

Der Kieselhofbauer hat den Jungen als kleines Kind einem Bettelweibe abgenommen und ihn zu erziehen und zu behandeln versprochen, wie sein eigen Kind.

„Streng mag der Bauer schon sein auf den Buben," hatte das Bettelweib gesagt, „der darf wohl einen Rippler gewohnt werden auf der Welt, nur seine geraden Glieder laß mir der Bauer nicht verderben!"

Der Bauer schenkte dem Weibe einen Laib Brot und behielt also den Knaben. Und die geraden Glieder? Jeder Großknecht dürfte Gott danken, wenn er ein solch umfangreiches Haupt, so knorrige Arme und einen so kräftigen Rücken hätte, als der Adaml. Dieser Rücken war aber die Jahre her auch wacker erprobt worden, denn der Kieselhofbauer hatte ja eine gute Erziehung versprochen.

Da ist in dem Hofe eine Stallmagd. Sie ist noch nicht alt, aber streng in ihren Pflichten, und darf sich schon getrauen, zu Zeiten mit dem Bauer ein Wörtlein über die Dienstbotenordnung hinaus zu reden. Sie nimmt den armen Jungen oft in Schutz.

„Was geht denn Dich der Halbpelzer an, Afra?" frägt sie der Bauer einmal.

„Was mich der Bub angeht? Bauer, das hab' ich Dir lang' schon sagen wollen, mit diesem Kinde hast Du Dir kein' Staffel in den Himmel baut. Schau Dir den Adaml einmal an, hast Du Dein Lebtag schon ein solches Krüppelg'spiel gesehen? Wie der Adaml jetzt dasteht, ist er sich zu Allem zu wenig, kann seinem Brot nicht nachkommen. Ich kann das

nicht anſehen, Bauer, und in einem Haus, wo ſie arme Leut' ſo unter die Füße treten, mag ich nicht bleiben! Halt' mir's nicht für übel, Bauer!" —

Wenn der Adaml bei Tiſch ſo unter den ſtämmigen Knechten kauert, ſo lugt nur ſein Kopf herauf über den Rand; er ſieht nie in die Schüſſel hinein, ſein Löffel kommt ſchier immer mit der lauteren Suppe zurück, nur in den ſeltenſten Fällen liegt eine Brotſchnitten d'rin. Nicht viel günſtiger geht's bei den Knödeln und beim Sterz, und ſo kommt's, daß der Adaml nach dem Eſſen oft rechtſchaffen gern ein Stückel ſchwarzes Brot verkiefelt. Da nimmt ihn denn die Afra mit in den Stall und giebt ihm ein Schälchen Milch und der Junge blickt ihr dafür treuherzig in die Augen und ſagt: „Dank dir Gott, Kuhmenſch, jetzt hab' ich geſſen, jetzt mag ich ſchon wieder arbeiten."

Er hat eine rauhe, lallende, ja, wenn er in Erregung iſt, eine faſt bellende Stimme; die anderen Leute verſtehen ihn kaum und höhnen ihn aus; Afra verſteht ihn und iſt zu ihm liebevoll wie eine Schweſter. Sie beſorgt ihm die Wäſche, beſſert ihm die Kleider aus, und wenn der Reif des Herbſtes kommt und es iſt der Schuſter noch nicht im Hauſe geweſen, ſo ſchenkt ſie dem Adaml ein Paar alte Schuhe. Trotzdem hat er an ſeinen verfrorenen Füßen oft arg zu leiden und er wimmert die Nächte hindurch, bis wieder die Afra kommt und ihm kaltes Kraut oder labende Rübenblätter auf die Froſtballen legt. Es verlachen ihn die Anderen, weil er „Weibsſchuhe" trage — er iſt in Allem der Spott des Geſindes.

Nach ſolchen Erfahrungen beginnt der Junge ſeiner Umgebung die Fäuſte zu ballen und die Zähne zu fletſchen; aber Alle höhnen ſolcher Rache und drücken ihn mit Spott und Arbeitsüberladungen womöglich noch tiefer zu Boden.

Ein schönes großes Auge hat der Adaml gehabt, aber das beginnt sich nun immer mehr und mehr hinter den langen dunkeln Brauen zu verbergen. Nur wenn er im Stalle bei Afra sitzt und ihr von seinem Leiden klagt, treten die hellen Augensterne wieder hervor, und je leiser er seine Worte spricht, desto deutlicher und verständlicher sind sie zu hören.

Da kommt aber eine Zeit, wo den Burschen auch Afra nicht mehr versteht. Er war ihr einigemale mit runden glatten Kieselsteinen gekommen, wie sie unten im Thalgrunde in Unzahl liegen, und hatte diese in verschiedenen Figuren auf ihre Kleidertruhe gelegt. Und einmal brachte er auch einen Strauß bunter, silberigschillernder Nußhäherfedern und legte ihn auf das Hauptpolster ihres Bettes. Da fragte ihn Afra, was sie denn mit diesen Dingen sollte. Darüber wurde er roth im Gesichte und schleuderte die Steine in die Stallstreu und zerzauste den Federstrauß, daß die Fetzchen flogen. Von diesem Tage an kam er lange nicht mehr in den Stall, und Afra mußte ihn endlich bitten, daß er ihr wieder die Kleider zum Ausbessern gäbe.

Einmal, an einem Sonntag, steht der Adaml unten am Bache und sieht den Forellen zu, die auf dem braunsandigen Grunde des klaren Wassers langsam hin- und herschwimmen. Und als der Fischer mit seiner langen Schnurstange des Weges kam, hält er vor diesem die Hände zusammen und bittet ihn um die Erlaubniß, eine solche Forelle herausfangen zu dürfen. Da ihn der Mann nach längerem Fragen versteht und ihm die Erlaubniß ertheilt, wirft der Bursche eilends den Rock und den alten, dicken, fast formlosen Filzhut weg, daß die dichten, borstigen Haare emporstehen, streift die groben Hemdärmel auf und legt sich auf den Bauch hin an des

Baches Rand. In wenigen Minuten ſchwänzelt ein weißbauchiges Fiſchlein in ſeiner Fauſt und Adaml johlt vor Luſt. Der Fiſcher lächelt und ſchenkt dem Burſchen die Beute. Dieſer thut behende Waſſer in den tiefen Hut, das Fiſchlein dazu und eilt ſo dem Hofe und dem Kuhſtalle zu. Noch iſt das Waſſer nicht ganz verſickert, noch plätſchert und zappelt das Thier im Hute und wirft ſich von einer Seite auf die andere und die Floſſen fächeln und die rothen Sternchen glühen auf dem glatten Leibe — als der Adaml damit vor der Stallmagd ſteht und röchelnd vor Lauſen dieſer den alten Filz mitſammt dem Inhalt hinhält.

„Was haſt denn, Adaml, was thuſt denn, was willſt denn?“ lacht Afra, „jetzt bringt mir der Kindiſch gar einen halbtodten Fiſch daher!“

Der Burſche aber grinſt mit leuchtenden Augen und gurgelt: „Den mußt Du braten und eſſen, weil Du brav biſt auf mich —“

Dann geht er davon und es zittern ihm ſeine Füße und es zittert ihm ſein Herz.

Einmal ſitzt Afra im Stalle auf der Kleidertruhe und neben ihr der Zimmerer-Nantl. Sie reden leiſe mit einander und die längſte Zeit gar nicht — ſie legen einander ihre Arme um die Nacken.

Der Adaml ſieht es durch die Thürfuge und als darauf der Nantl von der Magd zärtlichen Abſchied nimmt und heraustritt, klettert ihm der Zwerg behende wie ein Eichhörnchen auf den Nacken und beginnt ihn zu würgen und erhebt ein kreiſchendes Zetergeſchrei. Als die Leute herbeieilen, rutſcht der Burſche auf den Boden und es iſt kein Wort von ihm herauszubringen. Der Nantl hatte ihm einen Schlag verſetzt und war davongeflohen.

Nach dieſem Tag bittet Afra den Halbpelzer nicht mehr, daß er ihr ſeine Kleider zum Ausbeſſern gäbe. Der Adaml weicht ihr auch aus; nur von der Ferne oder unbeachtet, wenn er ſie ſehen kann, bleibt er ſtehen wie ein Baumſtrunk und ſtarrt auf ſie hin.

Das iſt zur Winterszeit. Und als hernach der Frühſommer kommt, ſtellt der Kieſelhofbauer die Afra mit einer Heerde von Kühen hinauf auf ſeine neu angekaufte Alm. Auch der Adaml als Halter zieht mit, und das zu ſeiner größten Freude.

Als die beiden Menſchen einige Zeit in der Einſamkeit auf lichten Höhen ſind, ſteht der verkrüppelte Burſche einmal einen ganzen Abend am Herde und ſieht die Magd an und ſpricht kein Wort. Und als ſie die Suppe auf den Tiſch ſetzt und ihn zum Eſſen ruft, ſteht er am Herde, und als ſie das Gruß-Maria ſagt, ſteht er am Herde, und als ſie endlich zu ihrem Bette geht und die Schuhriemen zu löſen beginnt, ſteht er noch immer am Herde.

„Nach und nach wirſt ein ganzer Narr, Adaml, das ſeh' ich wohl," ſagt Afra endlich.

Da wendet er ſeinen Körper, was er immer thun muß, wenn er den Kopf wenden will, und dann ſtolpert er über ein paar Milchkübel an ihr Bett.

„Wie mich der Herrgott erſchaffen hat, ſo bin ich!" ruft er. „So lang' mich die Leut' niedertreten, kann ich nicht gerad ſtehen, und ſo lang' mich die Leut' für einen Narren halten, werd' ich nicht geſcheit. Ein Menſch bin ich aber! Das iſt ja meine Pein, daß ich ein Menſch bin."

„Adaml, Du mußt eine warme Suppe eſſen und in Dein Bett gehen. Du weißt, ich hab' nie was gegen Dich gehabt."

„Jetzt haben ſie mich verkrüppelt," fährt er fort in einer Weiſe, wie man ſie in dem blödſinnigen Burſchen kaum vermuthet hätte, „haben mir kein gut Wort gegeben und nichts gelernt, und ich kann völlig die Zung' nicht heben, Nachdenken thu' ich oft und ich kenn's, es geht nicht recht mit mir zu."

„Das hab ich nicht gemeint, Adaml, Du biſt ganz vernünftig, und wohl Manchem könnt's taugen, wenn er Deine Gutheit hätt'. Wer Dich quält und wer Dir Feind iſt, der ſteht neun Klafter tiefer wie Du." So ſagt ſie.

„Nachher — nachher magſt mich 'leicht!" ſchreit er auf.

Er will ihr um den Hals fallen, aber Afra entgegnet: „Wegen dem, daß Du nicht gar ſo ſauber gewachſen biſt, wie oft mancher Burſch, thät' ich Dich gar nicht verſchmähen."

„So willſt meine Dirn ſein?" ruft er.

„Will Dich wie meinen Bruder halten, aber ſonſt — ſchau, ich hab halt ſchon den Nantl, dem hab' ich's verſprochen."

Der Adaml ſteht da und legt die rechte Hand in das verworrene Haar. Er drückt ſeine Augenbrauen zuſammen, ſein Kopf will noch tiefer zwiſchen die Schultern ſchliefen. Endlich murmelt er: „Hätt's nit verlangt, daß Du mir das Letzt' geſagt haſt, hätt' zufrieden ſein müſſen mit einem Kopfbeutler, daß es nichts iſt. Hab' nur gemeint, ich müßt' Dich einmal fragen, weil ich anheben möcht'. Jetzt, weil ich weiß, wie's iſt, will ich's anders einrichten, gute Nacht, ich geh' in mein Bett!"

Er wackelt hinaus, legt ſich auf ſein Stroh.

Es iſt eine traurige Sach'.

Der Zimmerer-Nantl iſt ein hübſcher, luſtiger, lockerer Mann, aber — „laß mir doch das gottverbannte Wildſchützenleben!" hatte ihn Afra zu tauſendmal gebeten. So oft

er hinauf in die Hütte kam, hatte er unter dem langschößigen Lodenrock sein zerlegtes Gewehr bei sich; dann und wann klopfte er gar in der Nacht an und keuchte mit einem gewichtigen Rehbock über dem Rücken zur niederen Thür herein.

So ist er auch jetzt da, mitten in der Mondnacht und sie sitzen zusammen neben dem Herd. — Da hören sie draußen Hundegebell und bald darauf Männerstimmen. Ja freilich, die Jäger sind es und sie poltern schon an der Hüttenthür. Unter dem Herde ist die Nische für eine Hühnersteige, dort hinein verkriecht sich der Nantl, und die Afra wirft Geäste und Reisig darüber, wie es für das Herdfeuer bereitet ist. Dann schleppt sie das Wild und das Gewehr in die Milchkammer und beginnt laut zu zanken, daß auch in der Nacht noch keine Ruhe sei und was die Polterer da draußen denn wollten?

„Hat uns lang' genug genarrt," rufen die Jäger in die Hütte stürmend, „aber heut kommt er uns nicht aus. Wir haben den Schuß gehört, den Wilderer über die Höh' laufen gesehen und seine Spur führt zu dieser Hütte. Wenn Du uns den Wilddieb verleugnest, Brentlerin, so geht's nicht gut her!"

„Mein, verleugnen — ja, ich —" Afra bringt kein Wort hervor. Zitternd bläst sie in der Ofengluth einen Span an. In der Angst, daß die Männer die Herdnische durchsuchen könnten, deutet sie gegen die Thür der Milchkammer.

Und als die Jäger mit gespanntem Hahn und der Fackel in die Milchkammer treten, kauert neben dem todten Rehbock, die Büchse in der Hand, ein höckriger zwergenhafter Bursche mit funkelnden Augen und verstörten Haaren — der Adaml.

Die Männer stutzen einen Augenblick über diese erbärmliche Gestalt, dann fallen sie darüber her, entwinden ihm das Gewehr und binden mit einem Riemen seine Hände

ſo feſt aneinander, daß ſie dunkelblau anlaufen. Der Burſche ſchweigt, er läßt mit ſich machen, was ſie wollen, nur einen Blick thut er nach Afra, einen Blick — nicht zu ſagen.

Die Magd ahnt wohl, was das heißen ſolle; ihr zu Lieb will er den Wilderer retten, ſich ſelbſt opfern; ſie erwartet, daß der Nantl aus ſeinem Verſteck hervorkriechen und den unſchuldigen Jungen befreien werde. Aber ſie laden dem armen Burſchen den Rehbock auf ſeinen Höcker und führen ihn davon mit Fluchen, mit Stößen und Schlägen, und der Nantl kriecht nicht hervor.

Als es endlich wieder ſtill iſt in der Hütte und draußen, ſteckt der Mann ſeinen Kopf durch das Reiſig und flüſtert: „Tauſend Sapper, aber jetzt wär' ich bald ankommen!"

Da ſchreit die Afra: „Hörſt, Nantl, Du biſt ein Lump, daß Du den Adaml, der's ſo gut mit Dir gemeint hat, ſo kannſt fortſchleppen laſſen. Wenn Du nicht augenblicks nachläufſt und Dich ſelber angiebſt, ſo biſt bei mir nimmer daheim!"

Das kann der Zimmerer-Nantl ſchier nicht begreifen, wie Eins wegen eines ſolchen Krüppels ſo ein Aufhebens machen mag. Er ſchaut die Magd groß an, und als dieſe die Thür weit aufmacht, huſcht er hinaus und davon.

Da iſt es ſtill, da verliſcht der Span in der Hütte, da ſtrahlt das Mondlicht zu dem Fenſterchen herein und legt eine weiße Tafel auf den Lehmboden. Die Afra liegt aber ſchlaflos auf ihrem Lager und weint.

Es vergehen Tage, der Nantl kommt nicht und der Adaml auch nicht. Da will die Brentlerin länger nicht mehr warten, ſie ſchließt die Hütte zu, ſie geht hinab zum Kieſelhofbauer und ſie fährt mit dieſem hinaus zum Gericht. Sie dürfen den Adaml beſuchen in ſeiner dunkeln Klauſe, aber ihn

nicht mit heimnehmen, so lange der nun neu angeklagte Wilddieb, der Nantl, nicht eingebracht ist.

„Man meint, er hätte genug zu tragen an seinem Buckel'" sagt der Kieselhofbauer, „und jetzt nimmt er noch die Sünden Anderer auf sich!"

Es vergehen wieder Tage, in welchen die Afra weint, über den falschen, niederträchtigen Zimmerer flucht. Endlich überraschen diesen die Förstergehilfen in einer halbverfallenen Köhlerklause und bald hernach steigt der Adaml hinauf zur Alpenhütte. Sein Kopf sitzt schier noch tiefer zwischen den Schultern als ehedem.

„Er ist einfältig gewesen und jetzt haben sie ihn doch noch eingefangen," sagt der Adaml.

„Du bist einfältig gewesen," antwortet die Brentlerin, „er ist schlecht. Du bist der Mensch, den Eins nicht verachten soll."

„Nachher, nachher magst mich 'leicht?" schreit der Bursche.

Dabei schüttelt er seinen Höcker und der Kopf sitzt ihm noch immer so tief zwischen den Schultern — nah' am Herzen.

# Der Cretin.

Wir finden die Cretins durch die ganze Alpenkette mit Ausnahme weniger Gegenden bis nach Savoyen hinein.

Es ist gerade nicht possirlich, von den armen Wesen zu sprechen und dem Aesthetiker zulieb will ich die Leutchen nicht allzu gewissenhaft beschreiben. Es sind verkrüppelte Zwerge mit kurzen, nach einwärts gerichteten Füßen und langen Händen; sie haben dicke Hälse und große Köpfe mit struppigem Haar, die Stirn ist niedrig, die grauen, oft schielenden Augen glotzen matt und ausdruckslos vor sich hin. Die Nase ist platt und der Mund hat stets etwas zu lachen. Im Allgemeinen ist die Menschheit durch den vollständigen Gebrauch ihrer Sinne verteufelt ernsthaft geworden, nur der Seelenstumpfe und Gedankenlose lebt noch in Arkadien und freundlich lächelt und grinst er zu Allem, was er sieht. Dem Dummen gefällt die Welt noch .... und der lachende Cretin wäre also gar nicht zu bedauern?

Doch immer lächelt er nicht. Ich will von den Qualen, die ihm seine körperliche Beschaffenheit verursacht, noch die ihm von seiner zumeist rohen und oft boshaften Umgebung zugefügt werden, nicht sprechen. Aber auf die Gewalt der Leidenschaften will ich hinweisen, welche in diesen sonst so

ohnmächtigen Menschen stecken kann. Ich kannte einen Cretin, dem ein ganzes Haus unterthan war; er war der Bruder des Hausbesitzers und mußte bei dem Gute versorgt werden. Niemand wagte, ihn irgendwie zu reizen, zu meistern, man fürchtete seinen Zorn, dem er mit der Stallgabel oder mit der Holzaxt wesentlichen Ausdruck zu geben verstand. Er war verschmitzt und erfinderisch in seiner Rache, er war gefürchtet in der ganzen Gegend.

Einen Anderen kannte ich, vor dem ging kein Weib sicher. Er verstand sonst kaum, Hand und Fuß zu rühren, den Kopf ließ er hängen wie ein Gelähmter. Er kauerte stets an dem Kobel des Kettenhundes, starrte im Halbschlaf vor sich auf die Erde hin und der Hund beleckte ihm sein fahles Gesicht. Er war zu keiner Arbeit fähig und sonst zu keiner körperlichen Bewegung zu bringen; kam aber eine Frauensperson in die Nähe, da traten ihm die Augen hervor, grunzend sprang er auf und das Weib hatte Mühe, ihm zu entkommen. — Es giebt keine unter den sieben Hauptsünden, deren ein Cretin nicht fähig wäre.

Anders steht es natürlich mit den Tugenden, zu deren Uebung eben schon Seelenbildung und Geistesanlagen nöthig sind. Trotzdem finden wir bei den Halbcretins schöne Beispiele von Eltern- und Geschwisterliebe, von Freundschaft und Treue, von Friedfertigkeit und Geduld. Vor wenigen Jahren erst war es, daß in einer Kaserne von Graz ein häßlicher, arg verkrüppelter Knirps erschien, der sich mit seiner schweren, lallenden Zunge kaum verständlich machen konnte. Endlich brachte man es doch von ihm heraus, er war da, um den Johann Filzmoser von dem Soldatenleben zu befreien. Alles lachte laut und der Filzmoser rief dem Trottel zu: „Ja, wesweg willst denn just mich auslösen, Lutz, mich hast doch nie leiden mögen?"

„Ich Dich freilich nit, Du Büffel," war die gröhlende Antwort, „aber die Mirzel. Und Du mußt heim zu ihr."

Viel häufiger als die „Ganzen" ſind die „Halbnarren", die Halbcretins. Dieſe leiden gewöhnlich nur an körperlichen Gebrechen, als Verkrüpplung der Glieder, Schwerhörigkeit, Schwachſinn, doch entbehren ſie durchaus nicht des Denkvermögens. Solche Menſchen, gleichwohl einigermaßen ſtumpfſinnig und nicht weltläufig, ſind oft mit einem gewiſſen Kunſt-Inſtincte begabt. Es giebt z. B. Schnitzer und Mechaniker unter ihnen, die ihr Geſchäft mit großer Fertigkeit und mit Erfolg betreiben. In einem Seitenthale der Mürz ſteht ein Bauernhaus, in welchem es zugeht wie in einer großen Fabrik; in allen Enden und Ecken treiben Räder und Rädchen, klappern Hämmer, bewegen ſich Balken und Möbel wie durch unſichtbare Hand. Die Dreſchmaſchine und die Kornmühle und die Butterrühre und die Wanduhr und die Brotaufſchneide und ſelbſt die Wiege treibt ein Wäſſerchen, das draußen vorüberfließt. In der ſchaukelnden Wiege liegt ein blauäugig Büblein, das wird allen Anſehens nach gewiß geſcheiter wie ſein Vater, aber ſo findig wird es ſicher nicht.

Wer ſeinen Vater nur des Weges trotten, oder ihn im Wirthshaus ſtumpfſinnig vor ſich hinſtieren ſieht, der nennt ihn einen Halbtrottel; wer ihn näher kennt, mit ihm arbeitet, oder andere Geſchäfte hat, der heißt ihn ein „Kreuzköpfel, das ſeine Sach' unter dem Hütel hat". Das Kreuzköpfel hat den ganzen Mechanismus, wie er in ſeinem Hauſe ſpielt und ſpukt, aus ſich ſelber erfunden und dargeſtellt.

Eine andere Species der Halbcretins ſind die Rechenmeiſter, die Zahlen- und Kalendertrotteln. Dieſe haben oft ein faſt unglaublich ſcheinendes Zahlen-, Orts- und Namengedächtniß. Sie wiſſen alle Heiligen des Kirchenkalenders und

ihr Datum. Sie wissen fast niemals den Grund eines Geschehnisses, aber sie wissen die Zeit und den Ort desselben ein- für allemal.

Häufig treibt man mit den Halbcretins allerlei Schabernack und die armen Geschöpfe lassen sich den Muthwillen der Rohen gefallen, sie apportiren wie ein Hund, sie stehen auf dem Kopf, sie machen mit der Zehe das Kreuzzeichen, sie verstopfen sich mit der Zunge die Nüstern u. s. w. Sie erwerben sich in ihren „Künsten" oft eine große Fertigkeit, so daß sie dieselben auch gern den Fremden vormachen und damit Kreuzer erwerben.

Ich kannte einen Halbtrottel, der das „Messelesen" verstand, überall wo er hinkam, seine Messe las, und zwar in den Bewegungen und Geberden ganz genau wie der Priester am Altare. Manche glaubten an diese „Messe" und gaben dem Halbnarren Kleingeld.

Der Uebergang von den cretinartigen Menschen zu jenen mit gesunder Vernunft ist ein allmählicher, und das Aeußere trügt hier oft arg; nicht Jeder, der die Kappe trägt, ist ein Narr. Hingegen weist der durchaus uncultivirte Dorf- oder Waldbewohner trotz seines ausgebildeten gesunden Körpers oft den Stempel des Cretinismus auf der Stirn.

Den Kreuzmartin hielten sie im Dorfe für einen Halbnarren seines Betragens wegen in der Unglücksstunde. Eines Tages brach nämlich im Hause des Kreuzmartin, das abseits vom Dorfe auf einem Hügel stand, Feuer aus. Die Flammen brachen zum Dach hervor; der Martin schrie gegen das Dorf hinab, was er schreien konnte: „Helfet, Nachbarn! Steht mir bei, Ihr lieben Nachbarn, mein Haus brennt mir nieder! Kommt mir zu Hilfe, um Jesu Christiwillen, Ihr meine Pfarrgenossen, meine Brüder!"

Vergebens schrie er. Die Leute standen auf der Dorfgasse und betrachteten von weitem das brennende Haus, an dem, wie sie meinten, nichts mehr zu retten war. Und als der Martin sah, sein Bitten sei vergebens, da schlug seine Stimmung um. „Verflucht und vermaledeit sollt Ihr sein, allmiteinand!" rief er. „Der Teufel soll Euch holen hinab in die unterste Höllen!"

Seitdem sagt man im Dorfe, der Martin sei ein Narr. Ich halte den inständigen Hilferuf und den plötzlichen Zornausbruch des Mannes für menschlich.

Wir haben uns von dem eigentlichen Gegenstand ein wenig entfernt. Aber der vernünftige Mensch mag nun wohl fragen: Ja, was ist die Ursache des Cretinismus, warum kommt dieser gerade in den Alpen vor, wie groß ist die Zahl der Unglücklichen und wie könnte die Erscheinung verhütet oder gemildert werden?

Die Hauptursache der cretinischen Anlage dürfte wohl die Kälte und Feuchtigkeit des Bodens sein. Die Kälte und Feuchtigkeit des Bodens hängt nicht allein von der Lage, den Höhen und Vertiefungen des Gebirges ab, sondern auch von der Formation desselben. Die derben und festen Gebirgsarten, wie z. B. die quarzig-krystallinischen Urgebirg- und Grauwacken-Formationen, sind nicht geeignet die Feuchtigkeit in sich zu saugen, wie dies etwa bei der Kalkformation der Fall ist. Und in der That finden wir in den Gegenden des Urgebirgs und der Grauwackenbildung die meisten cretinischen Anlagen vorkommen.

Die ungünstigen örtlichen Verhältnisse sind es jedoch nicht allein, welche die cretinische Anlage begründen und nähren. Der Keim derselben wird häufig schon von den Eltern auf die Kinder übertragen und durch Verwahrlosung

der Kleinen begünstigt. Schlechte Nahrung, dumpfige Wohnung, unzweckmäßige, ungenügende Kleidung, Unreinlichkeit, üble Behandlung und allerlei abergläubische Mißbräuche sind es, die den Keim des Cretinismus sich entwickeln helfen. Kaum sieben Jahre alt, wird das Kind barfuß hinausgeschickt auf die einsame Weide zum lieben Vieh, mit dem es nun jahrelang umgeht. Dazu kommt der Mangel an Unterricht, an jeder geistigen Anregung. Da dürfen uns die häufigen Blödlinge in den Alpengegenden nicht wundernehmen. Indeß ist die Zahl der wirklichen Cretins doch nicht sehr groß; in Steiermark z. B. werden gegenwärtig etwa 300 solcher Individuen gezählt und ist in den letzten zehn Jahren sogar eine wesentliche Abnahme der Erscheinung nachweisbar.

Zur Verhütung oder wenigstens Milderung des Cretinismus wären uns verschiedene Mittel an die Hand gegeben. Vor Allem ein wachsames Auge auf die Gehirnleiden der Kinder; Gehirnkrankheiten können ja in jedem Lande und unter allen Verhältnissen cretinartige Folgen nach sich ziehen. Der wirkliche Cretin muß auf humane Weise versorgt, der Halbcretin möglichst unterrichtet und angemessen beschäftigt werden. Es kommen Anstalten auf, in welchen die armen Wesen verpflegt und möglichst unterrichtet werden, aber der Landmann giebt seine Cretins nicht gern aus dem Hause, denn es herrscht der Glaube, daß der Trottel ein Hausſegen sei und den Gottessegen in die Wirthschaft bringe. Dieser Glaube schützt die armen Geschöpfe vor mancher Mißhandlung. Die an und für sich schöne Idee der Erziehungs-Institute für Cretinkinder ist vielleicht deshalb nicht unbedingt zu empfehlen, weil, wie schon unter den Erwachsenen bekanntlich ein Narr zehn macht, der Umgang cretinischer Kinder mit und unter einander mehr schaden als nützen müßte.

Ein Mittel, um das Uebel schon in seinem Keime auszurotten, wäre Kreuzung der Ehen zwischen den Gebirgs-, Thal- und Hügelbewohnern. Bisher hat der Militarismus viel zur Erhaltung des Cretinismus beigetragen. Die körperlich und geistig gesunden Männer wurden dem Lande entzogen und zuweilen als Kanonenfutter verwendet; die Krüppel und Blöden blieben daheim mit der Obliegenheit, ihre Gattung fortzupflanzen.

Die glänzendsten Erfolge zur Verhütung und Tilgung der cretinischen Anlage müßten Turn- und militärische Uebungen haben. Ich weise hier hin auf die gesunde Bevölkerung der Schweiz, in welcher die Bedingungen des Cretinismus nicht minder vorhanden, als in den übrigen Alpenländern, in welcher aber nicht blos das Unterrichts-, sondern auch das Turnwesen Gemeingut des Volkes geworden ist.

# Die Gelehrten.

In einem Hochthale weiß ich ein Bauernhaus, in welchem lauter Gelehrte leben. Alle vier Facultäten sind darin vertreten.

Der alte Ausgeding-Vater treibt Medicin. Er ist wohlbestallter Vieharzt, und jeder Ochs schickt zu ihm, hat er sich auf der steinigen Weide einen Fuß verstaucht oder durch ein Schierlingkraut, das er für Petersilie hielt, den Magen verdorben.

Und wieder wird er zu einem maroden Pferd beschieden. Mit demselben ist er völlig collegial. „Je, was ist dir denn widerfahren, Alter," sagt er, und tätschelt dem Schimmel oder dem Fuchsen auf dem Leib herum, „der Haber, gelt? — Mußt dich wohl ein wenig einhalten jetzt und so ein paar Tage hin blos ein Eichtl Heu kieseln. Ich schick' dir ein Trankel, das ledigt ab und putzt dich schon wieder aus. Bist gesund, so thun wir einmal schlittenfahren miteinand in's Zellerisch' hinein, gelt?" — „Ei ja, das wohl!" entgegnet der Eigenthümer des Pferdes, dem es vorkommt, als seien die letzten Worte ein klein Bischen auf ihn und seine Großmuth gemünzt.

So wohlwollend der Ausgeding-Vater mit dem maroden Thiere verfährt, im Hinterhalte hat er doch blutdürstige Gedanken und seine Hand zieht aus der Tasche des Lodenfracks ein scharfes Aderlaßeisen hervor.

Wenden wir uns zum zweiten Gelehrten. Der junge Bauer, der vor wenigen Jahren von seinem medicinischen Vater die Wirthschaft übernommen hat, weiht sich in seinen freien Stunden der Jurisprudenz! Er kennt alle Processe der Umgegend und alle Rechtsfälle, die seit Jahren bei dem Bezirksgerichte vorgekommen sind. Er wird von der Nachbarschaft und weiteren Umgebung zu Rathe gezogen in Erbschafts-Angelegenheiten, Grenzstreitigkeiten, Dienstboten-Zerwürfnissen und in allen möglichen Fällen, in welchen es sich um das liebe Mein und um das fatale Dein handelt. Ehrenbeleidigungsprocesse kommen in der Gegend wenig vor; die werden ohne viele Umstände ehestens handgreiflich ausgeglichen, und bis die blauen Flecke verblaßt und die Geschwulst der Wangen abgelaufen, ist Alles wieder gut Freund und nicht einen Kreuzer hat er bekommen, der Herr Notar.

Unser Bauernjurist indeß verlangt auch nicht einen Kreuzer; umsonst giebt er Rath und geistigen Beistand, und genießt dafür hohe Ehre. Alle Männer rücken den Hut vor ihm. Alle alten Weiblein humpeln ihm nach, wenn er auf dem Kirchweg ist, und klagen ihm ihr Anliegen: wie sie in ihrer Ausnehmerschaft verkürzt werden, wie es aber geschrieben stehe im Vertrag, so viel Mehl und Schmalz müßten sie von den jungen Inhabern jährlich bekommen, und so viel Paar Schuhe und Jöpplein und Pfaiden, und ein Ferkel stünde auch geschrieben — und da muß ihnen der Mann die Vertragsscheine vorlesen und immer wieder vorlesen; Jede hat den ihren schon längst auswendig gelernt; aber wenn ihn halt der gelehrt' Bauer so laut und bedächtig herabliest, da nimmt sich's doch vornehmer aus und ihr Recht steht fester und sicherer als der Oetscherberg.

Sie reden dann den Bauer aus lauter Ehrfurcht mit „Ihr" an und bitten ihn „halt rechtschaffen fleißig", daß er

doch sollt machen, daß sie zu ihrer Sach' kämen. Nur ein kleinwinzig Bischen nickt er mit dem Haupte, und wie erlöst sind die Weiblein und kühn stellen sie sich hin vor ihre Ausgedingschuldner: „Wart' nur, will Dir's schon zeigen! weiß auch meine Wege — dem Michelsteiner hab' ich's übergeben!" Das ist dann allerdings respecteinflößend, denn der Michelsteiner bleibt nicht unthätig. Der hat in seinem Hause ein uraltes Gesetzbuch; die Buchstaben desselben und die Paragraphenzeichen sind verschnörkelt und verschlungen und gewunden, wie das Recht seit jeher verschnörkelt und verschlungen und gewunden werden kann. Die Blätter des alten Buches aber sind ganz gelb vor Aerger, daß ihre gestrengsamsten Gesetzparagraphen schon seit vielen Jahren nicht mehr respectirt werden. Der Michelsteiner aber hat aus diesem ehrwürdigen Buche seine Weisheit geschöpft und bleibt bei den alten Gerechtsamen, wenn er auch die neuen Verordnungen zum Theile ebenfalls kennt — diese sind lediglich nur da, daß die Advocaten Geld kriegen.

Da kommt eine Magd vom Nachbar zur Thüre hereingeschlichen; sie zieht sich an der Wand so hin und setzt sich in eine Ecke der Stubenbank, und bleibt bescheidentlich sitzen, bis der Michelsteiner sie frägt nach ihrem Begehr. Sogleich pachtelt sie jetzt ihr Busentuch auseinander, thut einen sorglich zusammengelegten Papierbogen hervor: „Wollt halt wohl bitten, daß mir's der Michelsteiner thät sagen, wo ich daheim bin!"

Der Michelsteiner greift nach dem noch ganz durchwärmten Papier, schlägt es kunstgerecht auseinander, murmelt die Schriftzeilen herab und sagt dann, das Blatt zurückgebend: „In der Seewiesen bist daheim, der Heimatschein ist in Aflenz ausgestellt."

„Ja ſo, in der Seewieſen?“ ſagt die Magd, „ja ſelb iſt ſchon recht.“

„Willſt leicht gar heiraten?“

„Nein, weiter nit; juſt, daß ich's gern hab' wiſſen mögen, wo ich daheim bin.“

Artig und beſcheiden, wie ſie gekommen iſt, geht ſie wieder davon. Als elternloſes Kind iſt ſie in die Gegend gekommen und dient ſeit ihrem Gedenken beim Nachbar. Sie hat ſich bisher um gar nichts gekümmert, als um ihre Arbeit, und nun auf einmal! — Iſt das aber doch ein Vorwitz und eine Neugierd' bei den Weibsleuten, denkt ſich der Bauernjuriſt, jetzt wollen ſie ſchon gar wiſſen, wo ſie daheim ſind. —

Nach dieſer Skizze des Bauernjuriſten ſteigen wir empor zur dritten Facultät im Bauernhauſe, zur Gottesgelahrtheit. Wir ahnen es kaum, wer ihr Hauptvertreter iſt, nämlich das flinke, luſtige, neunjährige Büblein. Aber hört nur, den ganzen, großen Katechismus kann er auswendig, der Franzl, und die Evangelien mitſammt den Epiſteln zu den fürnehmeren Feſttagen noch dazu. In einem einzigen Athemzug ſagt er die zehn Gebote her, wenn er juſt ausgeraſtet iſt, und er weiß die fünf Gebote der Kirche und die ſieben Sacramente und alle ordentlichen Sünden und die neun fremden extra noch. Der Katechet giebt aber auch ſchier für jede Sünde einen Fleißzettel.

Dem Büblein zur Seite in der Theologie ſteht die Großmutter. Ihr Wiſſen iſt zwar weniger vielſeitig, als das des Enkels, hingegen aber um ſo tiefer. Der Kleine weiß z. B. wohl, daß in der Kirche das Weihwaſſer zum Zeichen der Reinigung und Heiligung durch die Gnade Gottes da iſt; weiß ferner, daß es ein Fegefeuer giebt, in welchem die läßlichen Sünden zeitlich abgebüßt werden; — hingegen, daß

das Weihwaſſer auch zum Hexenbeſchwören und Teufelaustreiben Anwendung findet, ferner, wie ſo ein Fegefeuer ausſieht, und durch welch' geheimnißvolle Mittel die armen Seelen noch vor dem abgelaufenen Termine aus demſelben zu erlöſen ſind, das weiß der Kleine nicht; die Großmutter aber weiß es. Hinwiederum weiß der Knabe die Geſchichte von dem Hahn des heiligen Petrus, von der Salbe der Magdalena, von dem Palmſonntag-Eſel und von dem Geldbeutel des Judas. Da frägt wohl zuweilen das verwunderte Großmütterlein: „Mein Lebertag hui! Wie kommen aber doch ſolche Dinger in den Glauben hinein; bei meinem Aufwachſen iſt ſonſt nichts Unrechtes darin geweſen wie der Pontius Pilatus."

Man ſieht, daß die Gottesgelehrten auch im Bauernhauſe nicht unbedingt einig ſind. —

Nun noch ein Wörtlein über die vierte Wiſſenſchaft, die Philoſophie. Ihr ſchlichter Vertreter iſt — kommt mit in die Strohkammer. Es iſt Sonntag Nachmittag. Der alte Knecht ſitzt auf ſeiner Kleidertruhe und flickt ſein Jöpplein aus. Die Nadelſtiche kommen nicht durchaus in Reih und Glied zu ſtehen, denn der bewachende Blick fehlt. Der ruht in einem daneben aufgeſchlagenen „hundertjährigen Kalender", denn der Mann berechnet die Planeten und Sonntagsbuchſtaben der künftigen Jahrzehnte. Die Planeten geben ihm Aufſchluß über Witterungsverhältniſſe, Elementar-Ereigniſſe, über Krankheiten, Krieg und Frieden der Zukunft. Der Sonntagsbuchſtabe aber hat das große Geheimniß von dem Ende der Welt in ſich, nur iſt die genaue Berechnung desſelben noch Keinem gelungen außer dem Kalendermacher; der Kalendermacher aber darf's nicht ſagen, weil die Leute närriſch werden würden, wüßten ſie das Ende. Er, der Knecht, verſucht's aber doch auf alle Weiſe, die fürchterliche Gewißheit herauszuklügeln,

und er vermeint, genug Seelenstärke zu haben, um diese Gewißheit ertragen zu können. Nur daß er sein Jöpplein nicht so sorglich zu beflicken brauchte, wäre in nächster Zukunft die Zeit erfüllt.

Die „goldene Zahl", welche dem Kalendermacher nur dazu dient, um die Finsternisse im voraus zu berechnen, hat für unseren Philosophen eine besondere Bedeutung. Es ist ihm nämlich bekannt, daß in einem Jahre, in welchem die goldene Zahl 19 ist, in der Lotterie viel gewonnen wird; es sei, so oft noch diese Ziffer in das Jahr gefallen, die Lotterie immer völlig bis auf den letzten Groschen „ausgeplündert" worden — und sie heiße deswegen die goldene Zahl.

Und so wie jeder wahre Philosoph das Ideale stets mit dem Wirklichen, das Logische mit dem Praktischen eint, so auch unser Weiser in Knechtsgestalt. Mehr noch als die Planeten des hundertjährigen Kalenders achtet er die Witterungs-Anzeichen in der Natur. Wenn der Rauch träge über den Dachfirst kriecht und an der anderen Seite wieder hinabduckt, wenn auf dem Düngerhaufen weißgelbliche Schwämmchen wachsen, wenn der Kettenhund Gras frißt, wenn die Raben schreien, wenn die Ameisen sich verkriechen, so verpfändet er seine unsterbliche Seele darauf, daß bald Regenwetter eintritt. Ebenso sind ihm die ersten Lostage des Jahres die sichersten Propheten für Sturm oder Ruhe, Gesundheit oder „Sterb", Krieg oder Frieden. Und tritt die Erfüllung der Vorzeichen nicht immer ein, so sind eben nicht die Lostage schuld, sondern der traurige Unglaube, welchen die Menschen heutzutage den allbewährten Lostagen entgegenstellen.

Indeß, was in unseren Tagen gräuliche Anzeigen auch prophezeien, sein Gewissen ist rein; nur das wäre sein einziger Wunsch, daß vor dem Ende die Ziffer 19 noch

einmal die goldene Zahl würde. Für ihn hat Sein und Vergehen keinen Sinn, so lange er nicht einen Terno gemacht.

Unter solchem Sinnen und Sehnen vergeht der Nachmittag. Dunkel wird's, die Mäuslein rauschen im Stroh; der alte Ausgeding-Vater geht in die Ställe zu dem lieben Vieh, der junge Bauer klappt in stiller Befriedigung das uralte Gesetzbuch zu und der Kleine hüpft lustig über den Hof und trillert die „sechs Sünden im heiligen Geist".

# Die Hebmutter

Die Hebmutter?

Ihr habt sie doch Alle schon gesehen, die große, wohluntersetzte Frau, die gegen Weiber und Kinder sehr liebevoll ist und eine weiße Haube trägt! Am linken Arm hat sie immer einen Handkorb — klein zwar, aber geheimnißreich. Sie wohnt in einem Hause gegen das Ende des Dorfes hin. Das Haus ist ebenfalls klein und geheimnißreich. Die Frau wohnt einsam und allein. Es gehen oft Dinge vor in dem kleinen, verschlossenen Hause, manches Tränklein wird gebraut, manche Salbe abgesotten für Leibes- und Seelenschmerz. Außen, über der bunt angestrichenen Thüre hängt das Bildniß der heiligen Jungfrau mit dem Kinde.

Das ist das Schild.

Die Frau ist geachtet im Dorfe und gesucht. Junge Ehegattinnen sind ihre besten Freundinnen. Wenn eine Trauung stattfindet, so steht sie mit ihrem Handkorb schon an der Kirchenthüre und denkt von der Braut: Bislang bist Du die Stolze gewesen und hast zu Frohnleichnam nicht mit mir gehen wollen, weil Du das Kränzchen trugst und ich das Häubchen. Du hast gern die Augen niedergeschlagen und hast mich nicht hineingucken lassen in Dein Herz. Das wird jetzt

anders werden. Wohl wirst Du die Lieb' Deinem Manne gestehen, aber mir wirst Du noch mehr gestehen!

Und noch vor Abend weiß sie einen Moment zu erhaschen, um der Braut zuzulispeln, wie sie es mit ihrem Kränzlein zu halten. Nicht auf einmal muß das verknittert und verdorben werden. Zuerst ein Blättchen loslösen, dann ein Zweiglein umbiegen, dann ein Knösplein entfalten, dann das und das — —

So muß man's halten mit dem jungfräulichen Hochzeitskranze.

Und die freundliche Frau giebt dem jungen Weibchen noch viele andere Rathschläge.

Die Braut schlägt beide Augen zu Boden.

Wohl plätschert der Dorfbrunnen manchen Tag und manche Woche, ehe sich etwas ereignet, was da aufgeschrieben zu werden verdient im Buche des Lebens.

Eines Morgens aber klopft es denn doch an der Thür der Hebmutter.

Die junge Bäuerin ist da.

Heute schlägt sie die Augen nicht mehr nieder; mit rührender Offenherzigkeit erzählt sie ihr innerstes Empfinden.

Und die würdige Frau giebt heute keine Rathschläge mehr, sondern Verordnungen.

Die Bäuerin darf, abgesehen von Anderem und Anderem, nicht in die Sonne blicken, nicht ein einzelnes Auge zudrücken und das andere offen halten, keinem Hasen nachsehen und im Falle eines jähen Schreckens mit der Hand das Antlitz nicht berühren. Sie darf, selbst wenn es ihr sehr danach gelüsten sollte, nicht einmal Kreide oder Wagenschmiere essen, auch nicht Baumwolle.

„Ja, da will ich Dir gleich was erzählen," sagt die Hebmutter, „man darf nicht viel Spaß machen, und ich vergess'

dieſelb' Begebenheit mein Lebtag nicht. Kennſt Du die Schwaigraiterin in Mitterberg? Gelt? Schau, wie die zum erſtenmal auf ſchwerem Fuß herumgegangen iſt, hat ſie einmal einen halbnackten Bäckergeſellen geſehen und iſt ihr die Luſt kommen, daß ſie dreimal in ſeine Schultern beißen möcht'. Darauf hat ſie ihren Mann kniefällig gebeten, er möcht' ihr das doch zuweg' bringen, ſonſt müßt' ſie ſterben. Richtig hat der Schwaigraiter dem Bäckergeſellen für den Biß fünf Zwanziger verſprochen und iſt der Bäcker bereit geweſen. Ja, Du lachſt gar. Zwei Biſſ' hat er ausgehalten, für den dritten iſt ihm der Schmerz ſchon zu groß worden und er hat geſagt: Schwaigraiter, brauchſt mir nur zehn Zwanziger zu geben, aber Dein Weibl hat verſchnalzt junge Zähn'! Verſteht ſich, ſie hat ſich müſſen zufrieden geben. Was meinſt, das geſchehen iſt? In fünf Wochen drauf iſt die Schwaigraiterin mit Dreilingen niederkommen — zwei davon haben das Leben gehabt, das dritt' iſt todt geweſen!"

Und die Hebmutter verbürgt das Erzählte.

Dann vergeht wieder eine Zeit. Was im Laufe derſelben im Dorfe geſchieht — kein Hahn kräht danach, aber die Spatzen auf dem Dache ſchwätzen dennoch davon. Dann und wann kommt auch Meiſter Storch und guckt zum Schornſtein hinab.

Endlich einmal, mitten in der Nacht, wird die Hebmutter geweckt, ſie möge allſogleich zur jungen Bäuerin kommen.

Sie nimmt ihren Handkorb und eilt zur jungen Bäuerin.

Um dieſe ſind bereits zahlreiche Weiber verſammelt, auch die Godl iſt ſchon da, und es wird viel geliſpelt und geheim gethan. Indeß, das Ereigniß des Hauſes iſt vorüber, die Engel haben ein Kindlein gebracht, oder es iſt auf einem Kochlöffel die Mur oder Mürz herabgeſchwom-

men, oder eine Taube hat's zum Rauchfang hereinfallen laſſen — kurz, das junge Weſen iſt glückſelig da und befindet ſich bald darauf unter den Händen der Hebmutter.

Ein Privilegium dieſer ehrenwerthen Frau berechtigt ſie, daß ſie gebieten kann, von Allem was im Stübchen geſchieht, zu ſchweigen. Sie leidet keine müßige Zeugenſchaft, keine fremden Geſichter.

Wie iſt es einmal der Baronin vom Schloſſe drüben ergangen?

Sie wurde von einer reichen Bäuerin zu Gevatter gebeten und kam dann auch zur betreffenden Stunde in Goldſchmuck und rauſchenden Gewändern würdebewußt zu der Wöchnerin, um das Kind unter die Taufe zu halten.

Die Hebmutter war eben beſchäftigt, das Kleine in einem Waſchbecken zu baden und murmelte dabei Gebete. Sie flehte alle himmliſchen Heerſchaaren und alle Planeten an, daß ſie ſich den jungen Weltbürger empfohlen ſein laſſen wollten; ſie legte hierauf das Kind nackt auf den Fußboden und machte von demſelben weg drei große Schritte nach rückwärts, um bildlich darzuthun, daß es nun eigentlich allein und ſelbſtſtändig daſtehe auf der Erde und daß es ſich ſelbſt zu helfen ſuchen müſſe. Bei dieſer Handlung zeigt es ſich auch maßgebend, ob der junge Menſch friedfertig oder händelſüchtig, von ernſtem oder heiterem Temperamente werde, je nachdem er ſich auf dem Boden ruhig oder ſchreiend und zappelnd verhält.

Die Frau Baronin ſah dieſen Dingen nicht ohne einiges Befremden, aber doch lächelnd zu. Plötzlich wendete ſich die Hebmutter, hüſtelte und ohne alle Umſchweife ſpuckte ſie der Baronin gerade in's Geſicht. Dieſe that einen Wehſchrei und taumelte ohnmächtig zurück. Wohl ſprangen ſie ihr bei mit

Waſſer und ſcharfen Tropfen, wohl warf ſich die Hebmutter vor der Tiefverletzten auf die Kniee und flehte um Verzeihung; Ihre Gnaden hätten mit beiden offenen Augen ſo auf das Kind hingeſchaut, und Ihre Gnaden ſeien doch eine Fremde im Hauſe, das ließe ſich nicht leugnen, und darum habe ſie, die verantwortliche Hebmutter, nicht anders gekonnt und habe, um die Folgen des „böſen Auges" von dem Kinde abzuwenden, das Unerhörte thun müſſen und ſie laſſe ſich dafür todtſchlagen, aber ſie bereue es nicht; es gäbe eben kein anderes Mittel gegen das „Verſchauen" und „Verſchreien", und das ſei gotteswahrhaftig und dafür laſſe ſie ſich rädern und das ſei ihr heiliges Vornehmen bis in die Ewigkeit hinein."

Die Frau Baronin, zitternd und todtenbleich, ließ ſich in ihr Schloß befördern und ihre Kammerfrau mußte an ihrerſtatt die Pathenſtelle vertreten. —

Das aus dem Leben der Hebmutter. Nie läßt ſie die gewiſſenhafte Erfüllung ihres Berufes aus dem Auge und nie ihren Handkorb.

Es wären noch andere Dinge zu verzeichnen, die jedoch, wie man ſagt, nicht aufgeſchrieben werden können.

's mag ſein, 's mag ſein; ich weiß es nicht.

# Die Gadl.

An demſelbigen Tage, als die junge Thalfriederin Hochzeit hielt, ſind die Schwalben gekommen. Seitdem haben ſie ſich eingeniſtet auf dem Giebelboden des Hauſes, durch deſſen Dachfuge ſich zuweilen ein goldener Sonnenfaden ſpinnt in das gewahrſame Neſt. Frau Schwalbe iſt ein klein wenig unwohl; der Ammer und die Amſel kommen geflogen zum Neſt, zu ſehen, wie es ihr bekommt, der Gevatterin.

Der Tauſend! jetzt ſchwätz' ich von Vögeln, und ich hab' Euch von Menſchen erzählen wollen. Zuvörderſt von der jungen, rosmarinfriſchen Thalfriederin. Sonnabend iſt's; ein Juli-Abend, ſo ſüß und liebhold daß man meint, die ganze Welt gehe Arm in Arm mit ihrem Geliebten — dem lieben Herrgott — im Garten ſpazieren. Die Thalfriederin aber geht allein, nimmt nicht einmal ihren jungen Gatten mit, ſingt und trillert auch nicht wie ſonſt, wenn ſie über die grüne Wieſe hüpft. Nein, die hat heute einen Stein auf dem Herzen.

Zum Nachbarhofe geht ſie, mit der Nachbarin hebt ſie an zu plaudern, zuerſt laut und lachend, dann ein wenig leiſer und zuletzt nur mehr wiſpernd und flüſternd. — Und gerade das geheimſte Geflüſter weiß ich zu erzählen. „Laubhofbäuerin" ſagt man ſonſt zu der Nachbarin, welche die

Thalfriederin heute beſucht, aber dieſe nennt ſie „Liebhofbäuerin", und 's iſt doch nicht ihre Schweſter, nicht ihre Jugendfreundin, ſondern nur die ehrſame Nachbarin. — „So nicht weit um die Faſchingstäg' herum wird's halt fallen," flüſtert die Thalfriederin und legt ihren Blick auf den Boden, wo die Schuhſpitze mit einem Holzſplitterchen Händel hat, „und daß ich Dir's nur redlich ſag', Liebhofbäuerin, oftmalen hab' ich mir's ſchon vorgehalten im Gedanken: wenn ich einmal wen ſollt' brauchen, die Hofbäuerin müßt's ſein, zu der hätt' ich das Vertrauen; keine Andere thät' ich bei meiner Treu' gar nicht mögen —"

Es iſt in der Küche; Mägde gehen ab und zu; die hantiren emſig am Herd, bei der Holz-Aſen, beim Abwaſchtrog; thun's aber mit möglichſt wenig Geräuſch und ſpitzen insgeheim die Ohren.

Die Thalfriederin merkt das wohl, oder ſie ahnt es vielmehr, darum ein wenig vernehmlicher zur Liebhofbäuerin: „Ja, und desweg', ich ſag' Dir's, Nachbarin, und Du kannſt mir's nit glauben, was das Jahr mit dem Kohlkraut für ein Kreuz iſt! — Die Würmer freſſen mir's ſchier bei Putz und Stingel!" — und dann, da die Mägde wieder ein wenig achtloſer ſind, flüſternd: „Auf Windelzeug brauchſt nit zu denken, Liebhofbäuerin, das ſchneid' ich mir ſchon ſelber zu, nur ſonſt thät ich mich verlaſſen auf Dich und ich bitt' Dich gar ſchön!"

„Selb freut mich, ſelb freut mich rechtſchaffen," verſetzt die Hofbäuerin, „und ſchenkt uns der lieb' Herrgott das Leben, ſo erweiſ' ich Dir's von Herzen gern, und iſt die Zeit da, ſo laſſ' mir's nur ſagen."

Sie liſpeln noch lange und plaudern laut von den Hühnern, Dienſtleuten, Schweinen, und was in der Wirthſchaft vorkommt, und es hebt ſchon zu dunkeln an, als die

Thalfriederin treuherzig, „Behüt' Dich ſchön Gott, Gevatterin!" ſagt und nach Hauſe eilt. Sie ſingt und trillert unterwegs wie die Grillen im Graſe; der Stein iſt weg vom Herzen.

Kümmert Euch um die nächſten Monate nicht; ſie ſind eine freudvolle, leidvolle Zeit. Die Schwalben ziehen mit ihren flüggen Jungen ab, aber weit ehe ſie wieder kommen, wird im Thalfriederhofe ein ander' Neſt geniſtet, zwitſchert ein ander' Junges.

Da iſt der Tag, an dem die Liebhofbäuerin ihr Amt antritt. Im feſtlichen Aufbauſche kommt ſie gerauſcht. Sie kommt als Gevatterin und als „Godl" (Pathin). Hat einmal Einer ſo einen Godlanzug unterſucht, hat von außen nach innen neun Röcke gezählt und iſt dem Anſtande noch nicht zu nahe gekommen. Die Hofbäuerin erſcheint heute im Thalfriederhauſe als ein gedoppeltes Weſen. Der Wöchnerin gegenüber, wie ſchon bemerkt, als Gevatterin mit praktiſchen Rathſchlägen wohl verſehen und überall beiſpringend, im Wettkampfe mit der Hebmutter die alte Sitte, die Schicklichkeit überwachend. Das iſt ein wichtig' Amt, gehört eine ein- und umſichtsvolle Frau dazu. — Dem Kinde gegenüber aber erſcheint die Hofbäuerin als Godl, ausgerüſtet mit aller Fürſorge und Liebe und Zärtlichkeit, mit kräftigen Segensſprüchen und weichen Windeln und endlich mit einem zierlichen Packetchen, gewahrſam verſchloſſen und hellroth bebändert, in welchem — nein, Alles auszuplaudern, das nicht.

Ich ſage nur das: es iſt ſehr unartig von dem Neugebornen, und es verräth wenig Erziehung, daß er der vortrefflichen Godl ſo häßliche Geſichter ſchneidet und ihr allbeide Ohren voll ſchreit von Dingen, die weder ſie, noch er ſelbſt verſteht.

Doch man ſieht dem Jungen viel nach und er wird trotz alledem in eine ſchneeweiße „Fatſchen" mit einem hoch-

rothen Streifen gewickelt, es wird ihm ein Häublein über den Kopf gestreift, das in seiner weißen, blauen und rothen vollendeten Schönheit allein schon der Mühe des Geborenwerdens verlohnt. Und weit mehr noch, der Junge wird in die mildreiche Verwahrniß der Godlarme gebettet und zur Kirche getragen. Wer ist es, der ihn vom Teufel lossagt, zu dem er gekommen, er weiß selber nicht, wann und wie? Die Godl. Wer ist es, der ihm den Eingang in die Kirche vermittelt, die er benöthigen wird, er weiß selber noch nicht, warum? Die Godl. Wer ist es, der ihm den Namen zutheilt, den er einst zu einem guten oder schlechten machen wird? Die Godl. Wer ist es endlich, der den jungen Erdbewohner unter das heilige Taufwasser hält, damit der „Jude" weggeschwemmt werde? Die Godl ist es. Und wer ist es zuletzt und allerletzt, der statt des Kleinen dem Pfarrer einen Zwanziger giebt für die heilige Taufe? — Kein Mensch kann jemals seiner Godl all' die Gutthaten erstatten! Ein Nichtsnutz, wer einer umfangreichen Godl muthwillig die Röcke zählt; der Umfang berechtigt sich, sie hat ein großes Herz!

Es bleibt aber nicht bei dem allein. Kaum die Octav vergeht, erscheint ein gewichtiger, hoch aufgegupfter verhüllter Korb im Thalfriederhofe. Das feinste Backwerk, die größten Eier, die süßeste Butter, das fetteste Huhn! — Säugling, Säugling, Dir giebt Gott Deine Zähne um ein gut Jährchen zu spät. Aber beruhige Dich, Deine Mutter hat deren einen Mund voll, und was im Korb, kommt Dir doch zugute.

Der kleine — welchen Namen hat ihm die Godl beschеert? ihr Mann heißt Josef; ist ihr denn, und mit Schick, der Josef auf der Zunge gelegen — der kleine Josef gedeiht recht prächtig; und alle Weihnachten kriegt er von der Godl sein Kletzenbrot und alle Ostern seine rothen Eier und alle Pfingsten

ein Körbchen Kirschen, und zu Allerheiligen ist ihm ein schön geflochtener, zierlich durchbrochener Allerheiligenstritzel gewiß. Und so oft der „Sepperl" in das Laubhofbauernhaus kommt, wird ihm ein „Sträublein" (Eierkuchen) gebacken und fein gezuckert vorgesetzt, und was er nicht an der Stelle mag verzehren, das steckt ihm die Frau Godl in den Sack. Und so oft ihm die Godl auf dem Schul- oder Kirchweg begegnet, mag er schon lugen nach einem Pfennig oder — kann er schön bitten — gar nach einem funkelnagelneuen Gröschlein.

Der Josef wächst auf, „wie die Rüben auf dem Feld", und auf einmal bekommt er vom Schuster ein ganz närrisch' Paar Schuhe. Diese Schuhe laufen aus in der Nacht, aber nicht zu der Liebhofbauern-Godl, zu einer andern; laufen endlich gar am hellichten Tag zu ihr, es sind wunderliche Schuhe, es sind herzensgute Schuhe, es sind arge, böse Schuhe — es sind Freiersschuhe.

Die Liebhofbauern-Godl geht das aber auch was an. Was sie wackeln kann, wackelt sie zum Krämer, kauft ihm all' seine Sammtblumen und Papierröslein und Seidenbänder mitsammt den Schachteln weg, kauft ihm die feinste Leinwand ab, es ist schier keine fein genug, sie gehört ihrem Göden zur Brautpfaid.

Und am Hochzeitstage ist es auch, daß die Thalfriederin ihrem Sohne ein gewahrsam verschlossenes, hellroth bebändertes Packetchen zusteckt. Es ist aber nicht von der Mutter, es ist von der Godl. Die Braut, die heute Alles öffnen darf, was da kommt und schon da ist, öffnet das Packetchen. Ein paar hellichte Thaler zwinkern ihr zu, oder gar ein rothwangig Ducatlein, und in einen heiligen Josef ist das Geld gewickelt; das Heiligenbild hat das Geld bewacht, daß kein böser Feind es hat anblasen mögen, daß es rein ist verblieben und ohne Verlockung und böse Begier, und daß der Segen Gottes

daran hat gehalten bis zu dieſem Tage; denn das Pathengeld, das „Kreſengeld" eröffnet zum guten Anfang die Ausgaben des eigenen Hauſes, oder wird mit dem Brautſchmucke verwahrt im geheimſten Lädchen für Kinder und Kindeskinder.

Mit dieſem Tage der Trauung verliert die Godl ihr Anrecht an dem „Göden". Sein Weib iſt da, das muß und will ſein Alles ſein.

Aber wie der Joſef voreh von ſeinem Schuſter auf einmal die närriſchen Schuhe bekommen hat, näht ihm dereinſtmalen eine Nähterin eine wunderſame Pfaid. Er legt die Pfaid wohl an den Leib, pfeift leicht gar dabei ein luſtig Liedchen. Die Fäden ſind weich, umweben ihn ſo lind — das Auge will ihm ſinken, ein letzter Athemhauch hebt alle Luſt und alles Leid aus tiefem Herzen. Die Sterbepfaid iſt es geweſen, und bald künden es drei Kirchenglocken, daß der Gräber grabe, daß der Nachbar bete.

Ein Weiblein hört's und hebt das Vortuch zitternd bis zu den Augen. Dann erhaſcht ſie ihren Stock und holpert dem Krämer zu: ihr „Göd" ſei geſtorben, ſie wolle einen „Ueberthan" (Sargtuch) kaufen für die Truhe. — — Ei! lebt die Liebhofbäuerin noch? — ja, ſie hat gewartet, um an ihrem Pathenkinde auch die letzte Pflicht noch zu erfüllen nach alter Sitte. Der Ueberthan, der unſeren Sarg umhüllt und dereinſt am Auferſtehungstage unſer Kleid ſein ſoll, der iſt nach der Väter Brauch die letzte Spende von der Godl.

Und dann, bevor ſie, die Liebhofbäuerin, ſelbſt zur Ruhe geht, zieht ſie noch ein vergilbtes Leinwandſtück hervor; das möge man ihr — bittet ſie — über die Truhe breiten, es ſei ein Andenken von ihrer ſeligen Pathin.

# Der Schleuderer-Hansel.

Der einsame Bauernhof in den Bergen hat so gut seine Schildwache, wie der Herrenpalast in der Stadt. Vor dem Eingange, ein wenig abseits unter dem Dachvorsprunge steht das Wachhäuschen, dem fremden Eindringling schallt ein rasches „Halt, halt, halt!“ entgegen und der Wächter schießt hervor gegen die Beine des Fremden, aber ehe er noch sein Ziel erreicht, reißt ihn die rasselnde Kette zurück und das arme Thier röchelt und knurrt und kann sonst nichts thun, als durch sein Gebelle die Bewohner des Hauses auf den ungewohnten Ankömmling aufmerksam zu machen.

Auch heute schlägt der Kettenhund an; die Bäuerin läuft vom Herde weg, wischt sich an ihrer Schürze schnell die Hände rein und guckt durch's Fenster. Da klappert schon die hölzerne Thürklinke und herein schreit eine schneidige Stimme: „Schön guten Morgen, Bäuerin! Dein Geldtrüherl mach' auf, der Schleuderer-Hansel ist da!“

Wie der Mann aber dasteht mit seiner Rückentrage, so ist keine Menschenmöglichkeit, daß er zur Thür herein kann. Er selber freilich steht winzig klein unter dem wuchtigen, grauen Ballen über der Holzkraxe. So trägt der Atlas die Weltkugel; aber das ist ja auch eine Welt, was unser Mann

ſchleppt; von allen Weiten trägt er eine Welt, eine ganz neue Welt von Dingen, Schätzen und — Wünſchen herein in das ſtille, friedſame Bauernhaus der Waldberge.

Er iſt ja — ſchaut ihn nur recht an, er iſt nicht in der Gebirgstracht, er trägt hohe Stiefel, in welchen das ſchwarze Beinkleid ſteckt, eine dunkle Weſte mit einer Reihe von Pakfongknöpfen und einen kurzen, bläulichen Spenſer, er trägt ein rundes Hütchen mit ſchmaler, aufwärts geringelter Krempe, er hat einen langen, kräftigen Hals und ein hageres, bräunliches, bartloſes Geſicht mit vielen, wagerechten Runzeln an der Stirne, über welche das grauende, ſpärliche Haar niederhängt. — Es iſt ja der „Krainer". In Krainland iſt er daheim, hat Haus und Feld neben den Moräſten, aber ſo mager, daß er mit dem Ackern und Säen oder Ernten bald fertig iſt. Dann verläßt er Weib und Kind, trägt eigen Erzeugniß davon, oder kauft ſich allerlei Waaren ein in den Städten und geht damit hauſiren im Gebirge, wo die Leute abgeſondert ſind und oft gar keinen Kaufmann unter ſich haben, als den Schuhnagel- und den Bandelkrämer.

So iſt er jetzt da. Er hat ſachverſtändig ſeine Trage im Vorhauſe auf dem Lehmboden niedergelaſſen und ſchiebt ſie jetzt ſchiefſeitig zur Stubenthür herein. Nun iſt auch ſchon das ganze Hausgeſinde da. Es mag im Hofe eine noch ſo ſtramme Herrſchaft walten, wenn plötzlich der Ruf erſchallt: „Ein Krainer kommt! Der Schleuderer-Hanſel iſt da!" ſo iſt es gethan um alle Ordnung; der Stallbub läuft von ſeiner Streu weg; die Kuhmagd von ihrem jüngſten Kälbchen; der Bauer ſelbſt thut ſeine Hände auf den Rücken und geht, wenn auch gelaſſen, all' den Anderen nach in die Stube hinein.

Die Bäuerin hat wohl zehnmal geſagt: „Thu ſich der Hanſel keine Müh' machen mit der Kraxen, thu der Hanſel

nicht auslegen, wir mögen nichts kaufen; 's iſt juſt halt das Geld ſo viel klug (karg)." Der Schleuderer-Hanſel ſchnürt ruhig den großmächtigen Ballen von der Holztrage ab und hebt an, ihn langſam aufzumachen und die Dinge auf dem großen Tiſch auszuſtellen. Er merkt es wohl, wie die Bäuerin ſchon herſchielt auf die Schätze, wie die Mägde ſchon alle lange Hälſe machen nach den bunten Baumwollſtoffen, nach dem „Blaudruck", nach dem geſtreiften „Kittelzeug", nach dem Taffet; und jetzt kommen gar die breiten Schachteln mit den ſeidenen Halstüchern, ſo flammenhell leuchtend und ſo roth, wie noch gar nichts ſo Rothes im Hauſe geſehen worden iſt.

Das iſt jetzt ein Liſpeln und ſachtes Naherücken an den Tiſch und die Bäuerin fühlt, daß ſie der Welt Verlockungen allein nicht mehr widerſtehen kann und ſie ruft den Bauern zur Hilfe.

Der Bauer aber hält ſich fern, ſo lange als möglich, er hat in der Zeugkammer, auf dem Kornboden zu thun, und an allen andern Ecken und Winkeln, er weiß wohl, wie theuer ihm heute der Eintritt in ſeine bluteigene Stube zu ſtehen kommt. Dennoch aber — er braucht Hoſenträger, er braucht eine geſtreifte Baumwollhaube — ein Druck und Ruck an der Klinke und er ſteht in der Stube.

Nun wären die Gänſe alle da und der gute Krainer hebt an zu rupfen.

Einen färbigen Wollenſtoff facht er auseinander und legt ihn über den ausgeſtreckten Arm, das er ſchimmert und herrliche Falten wirft. „Das wär a Bißl a Röckel!" ſagt er halblaut, „das Neueſte jetzt, aber im Mürzthal draußen trägt ſchon jede Großbäuerin ihr Wollenröckel, iſt auch ſchon mein letztes Stück. — Sehr ſauber!"

„Wohl rechtſchaffen ja," meint die Bäuerin, „aber wird halt ſo viel unmöglich theuer ſein."

„Das Allerwohlfeilſt, Hausmutter, wenn man's nimmt; zehn Jahr könnt Ihr's tragen auf die hohen Feſte, und nachher erſt auf alle Sonntag, ei freilich! freilich! die Felberwirthin im Thal trägt ihr Wollenjöppel ſchon über fünfzehn Jahr, heißt das, einen anderen Stoff, weil der ſchon gar der neueſte iſt; — ja wohl und zuletzt, mögt Ihr's ſelber nimmer tragen, könnt Ihr Kinderſpenſerln daraus machen. Ich ſag's auf Ehr', Bäuerin, 's iſt ein wohlfeil' Einkaufen und ich geb's um den Weberpreis, weil's das letzte Stückel iſt. Kaufet, Leut, kaufet, der Schleuderer-Hanſel iſt da!"

„Ihr thätet mir ſchreien, wie Ihr wollt," meint der Bauer, „aber das hellblaue Wollenzeug ſchreit ſo viel arg in die Augen; das will angreifen. Und Du, Bäuerin, gelt, Du thäteſt ſo viel harb werden auf mich, wenn ich Dir ſo ein Jöppel wollt kaufen." Einen unbeſchreiblichen Blick von Schalkheit und Glück richtet die Bäuerin bei dieſen allverheißenden Worten auf ihren Mann und er hebt nun an zu feilſchen. Kaum ein Viertheil des Verlangten bietet er für die Waare; da iſt der Krainer wohl recht entrüſtet; auf der Welt das größte Unrecht geſchieht ihm — kopfſchüttelnd über die Verblendung der Menſchen beginnt er die Waaren einzupacken. Der Bauer nähert ſich immer mehr der Thür zum Davongehen und das Weibervolk wird immer kleinlauter. Der Hauſirer wirft ſchon ſeinen Strick um den Ballen, aber noch einmal läßt er die Hände ruhen, wendet ſich um und ſagt dumpf: „Seid chriſtlich, Bauer, 's iſt Euere gute, von Gott angetraute Hauswirthin." Nicht ſeiner Waare wegen, aber die Verlaſſenheit der Bäuerin geht ihm zu Herzen und

er weiß, wenn er den Bauer auf dieſen Weg drängt, dann kann er nicht mehr weichen.

Der Bauer kehrt richtig wieder um und das Feilſchen wird neuerdings aufgenommen; der Bauer rückt aufwärts, der Krämer abwärts. Ungefähr in der Mitte kommen ſie zuſammen, da reißt der Krämer ſeine geſchnallte Trage wieder auseinander, greift haſtig nach der Elle mißt einen ganzen Berg von blauem Wollenſtoff auf den nebenſtehenden Lehnſtuhl, und die Scheere, oder ein ſchnalzender Riß zieht die Grenze zwiſchen Mein und Dein. Nun merkt der Bauer wohl, der Gang in die Kammer um die Brieftaſche iſt unerläßlich, kann auch nicht mehr aufgeſchoben werden. Ja, es iſt ſogar angezeigter, er beeilt ſich, denn die Bäuerin wird überraſchend ſchnell intim mit dem Krämer, und zupft an den verſchiedenen Leinwandballen, blättert in den großblumigen Kopf- und Halstüchern, wühlt in der Zwirn- und Bänderſchachtel und naht immer mehr und mehr den flammenden Seidenſtoffen. Das iſt eine fruchtbare Zeit für des Krämers Rechnung und dieſe wächſt von Minute zu Minute, und die ſachverſtändige Bäuerin hat ſich, höchlich unterſtützt von der Zungenfertigkeit des Krainers, eine artige Auswahl von Allem beiſeite gelegt, bis der Bauer mit der Brieftaſche kommt.

Der Krämer wird immer wärmer, „der Schleuderer-Hanſel iſt da!“ ruft er, „und heut' iſt der vierzehn Nothhelfertag (oder der goldene Freitag, oder was Anderes, das ihm Anlaß giebt), heut' verſchleudert er Alles, der Schleuderer-Hanſel!“

Während all' dem berechnen die Mägde ſtill das Verhältniß ihres Jahreslohns zu etwa ſo einem Seidentüchel. Sie berechnen mit den Fingern die Gulden, aber die Küchenmagd hat an all' beiden Händen nicht ſo viel Finger, ſie

muß auch noch die zwei Schürzenzipfel zu Hilfe nehmen: zwölf Gulden hat sie Jahrlohn! Sie denkt, wenn es sich wirklich und wahrhaftig zutrüge, daß man drei oder vier Gulden hinopferte für so ein vornehm Ding, so sei das freilich, wie ein ganzes Vierteljahr und mehr, aber man hätte hernach immer noch so viel wie Andere, die nicht „für die Küche" sind. Ei, sie will aber doch lieber sparen, denn achtzig Gulden muß Eins wohl beisammen haben, will man an's Heiraten denken. Sie hat ihren Drang schon völlig besiegt und will sich wegwenden von den eitel Schätzen — da läßt der Krämer das schönste und brennendste Seidentuch auseinanderflattern und wirft es kundig um den Hals und über den Busen der Magd. Nun ist diese verloren, sie sieht das schöne, große Flammenherz über ihrer Brust, auf ihren Wangen spiegelt sich der ganze Seidenstoff, in ihren Augen leuchtet Gluth, Alles hat das Seidentuch entzündet. Die gute Magd hat kaum so viel Geistesgegenwart, daß sie ein wenig feilschte, die Anderen müssen es für sie thun, sie fliegt nur gleich in ihr Kämmerlein, in ihrer Bettdecke oder in dem Kopfpolster — sie weiß es im Augenblick selbst nicht — hat sie ihr Erspartes eingenäht.

Und wie sie dann das Seidentuch hübsch zusammengefaltet und in weiches Papier gewickelt in der Hand hält, und zuweilen ein wenig hineinguckt zum zarten Stoff mit der glühenden Farbe, da kann sie's immer noch nicht glauben, daß sie zu so großen Dingen auserkoren.

Nur die reichsten Bäuerinnen tragen sonst Seidentücher um den Hals, und das blos an den höchsten Festtagen; wenn nun zum nächsten Frohnleichnam gar sie — die Küchenmagd, mit so einem in's Dorf kommt — werden aber da die Burschen gucken!

„He da, he, der Schleuderer-Hanſel iſt da!“ ſchreit der Krainer wieder, und wie viel Geld er auch ſchon eincaſſirt haben mag, er denkt noch lange nicht an's Packen.

Die Knechte poltern herein, ein paar haben wohl gar die klappernden Holzſchuhe an.

Jetzt ein ander Bild, jetzt kommen die Mannsleut', denkt ſich der Krämer, zieht aus ſeinem Tragkaſten ein Lädchen heraus, voll von Taſchenmeſſern, Geldbeutelchen, Tabakspfeifen und allerlei Rauchzeug. Und Hoſenhälter und Baumwollhauben und Sacktücher in Menge ſind da, und Handſpiegel und Kämme und Raſirmeſſer und Uhrſchlüſſel, kurz Alles, was ſchön, nutzbar und wünſchenswerth iſt.

Der Knecht nimmt wohl ſo einen Gegenſtand in die Hand und wendet ihn langſam und beſieht ihn von allen Seiten und ſpeculirt, wie das gemacht worden iſt. Da darf der Schleuderer-Hanſel ſein Mundwerk keinen Augenblick ſtehen laſſen über „die feine ausgezeichnete Waar'“, ſonſt läuft er Gefahr, daß der Knecht, hat er das Ding nach Herzensluſt beſehen, dasſelbe wieder in das Lädchen zurückgleiten läßt. Des Knechtes wirthſchaftliche Verhältniſſe ſind nicht immer ſo wohl beſtellt, als die der Küchenmagd. Zwar — Gott ſei Dank — müßte er mindeſtens ſechs Hände haben, wollte er ſeine Jahrlohngulden an den Fingern abzählen, aber er hat Auslagen, von denen das Weibervolk keine Ahnung hat. Da iſt der Tabak, das Pfeifenzeug, die allmonatliche Sackuhrreparatur, am Sonntag die Schenke, da ſind die Schuhnägel für ſich und ſeine Maid und andere Kleinigkeiten, die verſorgt ſein wollen, bis ſie groß ſein werden. Es hält ſchwer, und ſchier den Zungenkrampf kriegt der Krämer, bis er's ſo weit bringt, daß ſich Einer vielleicht doch einen Taſchenveitel kauft.

„Der Schleuderer-Hanſel iſt da, und heut wird auf Schaden verkauft!“ ſchreit der Mann wieder und ſucht ſeinen Waaren nochmals die vortheilhafteſte Lage zu geben, aber der Thüren ſind zwei aus der Stube, durch welche ſich ſeine Kundſchaft nun nach und nach zurückzieht.

Doch noch einmal geht ihm ein leuchtender Stern auf. Er hört johlen und poltern, die Thür ſpringt auf, die Kinder ſind da.

Daß ſie zuerſt über den fremden Mann und den ſeltſamen Berg auf dem Tiſch ein wenig verblüfft ſind, dauert nicht lang'; wie die gute Hausfrau auch wehren mag, ſie klettern auf die Bänke und Stühle, und der Krämer weiß gleich die freundlichſten Worte für Jedes, und zieht ſchmunzelnd eine ganz beſondere Lade aus ſeiner Kraxe. Die iſt erſt aller Herrlichkeit voll; Blaſepfeifchen, Mundharmoniken, Puppen, blutrothe Roß und Reiter auf Wägelchen ſtehend, und grüne Vögel, die wiſpern, wenn man ihnen in den Schweif bläſt, und „Stehhanſel“, die nicht liegen bleiben, und thäte man ſie zehnmal umlegen und auf den Kopf ſtellen.

Da ſchlägt die Bäuerin die Hände zuſammen und ruft ſchier verzweifelt: „O du meiner Tag', jetzt iſt ſchon das Wahre! So thut doch Euere vertrackte Kramel einmal weg, Krainer! Ihr wißt einen Klenkas, wie Eins nachher mit den Kindern fertig wird.“

Da ſchleichen und hüpfen die Kleinen ſchon um die Mutter herum und ſchmeicheln und betteln um ſo ein Roß, um eine Harmonika, um einen Vogel, um Alles; und der Krämer ſagt: „Freilich, freilich kauft Euch die Mutter was, Ihr ſeid ja frei ſo viel brav! Hebt ſchon an und geht in die Schul', gelt? Du Dirndl, geh her zu mir! Wie heißt denn,

he? Nani heißt? Nu, weil Du Nani heißt, so muß ich Dir was schenken, seh!" — Er giebt ihr so ein Dingelchen, das sie „Stehhansel" nennen. Die Kleine hat ihren Finger im Mund, macht ein ganz verblüfftes Gesichtchen und getraut sich das Ding kaum anzugreifen. „Schau," fährt er dann fort, „ich hab' auch so ein klein Mädelein daheim und dasselbe heißt auch Nani, und ein Bübel auch, just so wie der dort, der propere Bub. Mußt Dich nicht fürchten, Kleiner, ich thu Dir nichts, ich hab' die kleinen Leut' rechtschaffen gern."

Und so fährt er fort, der Schlaue, und weiß wohl warum er so thut. Die Kinder werden zutraulich und gewinnen Muth zur nachdrücklichen Bestürmung der Mutter; und die Bäuerin wird mild und wohlwollend gestimmt gegen den Mann, der sich durch Hausiren seine Sach' mühsam erwerben muß, weil er zu Hause auch eine liebe Familie zu ernähren hat.

Die Bäuerin steht abseits von allen Einnahmen der Wirthschaft; der Bauer nimmt für Alles ein und giebt für Alles aus. Die Bäuerin hat nur eine einzige Geldquelle: die Hühner. Eine gute Henne legt in der guten Jahreszeit durchschnittlich jeden zweiten oder dritten Tag ein Ei. Die Eier werden von der Wirthin oder der Pfarrerköchin zu Kreuzern gemacht. Und solche Kreuzer sind es, die nun die gute Bauersfrau hervorholt, um ihren Kindern eine höchste Freude nicht zu versagen. Nun endlich sind sie Alle zufrieden, und der Hausirer schnallt seine Trage, thut sie mühsam vor die Thür hinaus, denn gar viel kleiner kann sie in Einem Hause nicht werden, und hätte sie noch so viele Wünsche befriedigt.

Der Abschied wird völlig rührend. „Behüt' Euch Gott All' miteinand!" sagt der Mann. „Nichts für ungut, schön

geſund bleiben beiſamm! Ueber den Winter hinaus, wenn mir der lieb' Gott das Leben erlaubt, ſteig' ich wieder daher und bring' allerhand ſchöne, nagelneue Sachen mit, und wohlfeil. Thut nur einen Beutel voll Geld richten für den Schleuderer-Hanſel!"

Dann ladet er auf und geht von dannen, und lange ſieht man den hohen, grauen Ballen des Weges hin noch wandeln und wanken, und der Kettenhund bellt, bis die Erſcheinung verſchwindet.

Im einſamen Bauernhofe aber iſt Alles noch eine Zeit lang berauſcht von dem Glücke des neuen Beſitzes, den eine kleine Welle aus dem reichen, wogenden Meere der Welt herangeſchwemmt hat.

# Der Schmalz-Pater.

Wenn man eine leichte Börse und schwere Füße hat und man möchte gern weiter, so ist das unselig. Das Fahren geht nicht wegen der leichten Börse und das Gehen nicht wegen der schweren Füße; da ist es schier das Beste, man setzt sich auf einen Stein und philosophirt.

So saß ich einst auf einem Steine des Pusterthales, im schönen Land Tirol.

„Heda, Bursche, woher, wohin des Weges?" rief plötzlich eine Stimme neben mir.

Ein Mann in brauner Lodenkutte, mit einem breiten Hut, einem derben Wanderstock und einer Reisetasche stand da. Ein Franziskaner.

Er war nicht mehr jung, aber sein Gesicht sah aus wie eine schöne Rose.

Ueber diese ersten Eindrücke vergaß ich jedoch nicht auf die Beantwortung der Frage und ich sagte: „Von Innsbruck kommt der Bursche und in alle Welt will er und jetzt verdrießt ihn das Wandern."

„Dann bin ich sehr froh, daß Ihr kein Hexenmeister seid," entgegnete er lustig, „kehr' um die Hand, machtet Ihr aus so einem alten Franziskanermönch einen gesunden Esel und setztet Euch hinauf und rittet in alle Welt!"

Und wär's noch elender mit mir gestanden, diese Worte von dieser Gestalt machten mich auflachen.

Er setzte sich ein wenig zu mir und bald darauf ging ich mit ihm. Er kam ebenfalls aus Innsbruck, war bis Brunnecken gefahren und kam nun eine gute Strecke zu Fuß her. Er reiste in Geschäftssachen, wie er sagte.

„Per pedes ist mein Leben," sagte er, „ich bin noch ein Bursche aus der alten Zeit, wenn's auch nicht ganz mehr so rüstig geht, denn in so einer Wollenkutte ist's unbequemer zu wandern, als im Handwerksröcklein, das läßt sich nicht leugnen, aber fechten läßt sich's doch auch darin, und besser noch. In der letzten Nacht fuhr ich über den Brenner; bin zum erstenmal in meinem Leben auf dem Dampfwagen gewesen — ein sündhafter Vorwitz und ich thu's in meinem Leben nicht mehr; allen heiligen Patronen hab' ich gedankt, als ich in Franzensfeste war, und hernach schlief ich doppelt gut auf dem Heu. Heut' nach der Mess' machte ich mich gleich zu Fuß auf, aber mein schwerer Korb, den ich trug, ließ mich froh sein, als ich mit einem Postretourwägelchen auf das Mitfahren unterhandelte. So fuhr ich bis Brunnecken. Als ich abstieg, wollte dieser Mann Gottes von einem Postillon, daß ich ihm ein Trinkgeld gebe. Ein Narr, der was giebt, wenn er nichts hat, denk' ich mir, aber er sagt: Ihr seid schmutzig! — Schmutzig! antwortete ich, o, im Gegentheil, Freund Gottes, ich bin blank! — Der Mann brummt, aber meinen Korb ließ er mir doch weiter fahren bis Innichen."

So plauderte mir der Mann vor und dann schritten wir lustig mitsammen.

Mein Gefährte trug Sandalen und schritt damit sehr weit aus; wir holten sogar einen Stellwagen ein.

„Wißt Ihr, warum so ein Marterkasten Stellwagen heißt," fragte mich die Pfingstrose plötzlich, „ja, weil er nicht von der Stell' kommt!"

„Was Euch so ein Postillon für ein beweinenswerther Mensch ist," bemerkte der Mönch später, „vor jedem Wirthshaus bewässert er seine Pferde und sich selber beweint er."

Der Mann hatte Recht, ich hatte das früher durch das Junthal erfahren. Die Fuhrleute scheinen mit den Wirthen förmlich Contract geschlossen zu haben, Letzteren so viel Reisende als möglich in's Haus zu schmuggeln, und wer in die düstere Schenke mit den tirolischen Crucifixen nicht will, der muß sich das Warten im Wagen gefallen lassen, bis sich der Kutscher genügend „beweint" hat.

Das Pusterthal ist für Fußreisende trostlos lang und stellenweise sehr einförmig. Bis in die Hochebene von Toblach zieht sich an beiden Seiten des Thales mäßiges Waldgebirge hin, im Thale selbst liegt zwischen den kleinen, ziemlich weit von einander entfernten Orten an den Ufern der Rienz viel Weide- und Wiesengrund.

Auf vielen Wiesen arbeiteten die Mäher. Ich bemerkte meinem Gefährten, daß ich den Heuduft liebe, worauf er mir antwortete, daß er den Heuduft auch sehr liebe, und daß er sich deshalb schon heimlich in Verdacht habe, er müsse ein Esel sein. Der Esel kam diesmal auf mich.

Die hohen spitzigen Hüte der Tiroler, die man im Pusterthal sehr häufig sieht, nannte mein Mönch „Sternstecher".

Aber die Tiroler sind unter diesen Sternstechern sehr schmuck, die Männer wie die Weiber.

Einem Bäuerlein, das ein paar Ochsen leitete, die durch ein Kopfjoch den Heuwagen zogen, rief mein Gefährte zu:

„He, Landsmann, Euere Ochsen und unsere Stadtleut' haben das gleiche Amt, sie arbeiten mit dem Kopf!"

Da kam das Bäuerlein heran, küßte dem Pater die Hand und schmunzelte: „Hochwürdiger Vater, bist wohl recht gemein!"

Damit meinte er, daß der Mann sehr leutselig sei.

„Kennt Ihr das Mittel, auf billige Weise blaue Farbe zu erzeugen?" fragte mich plötzlich mein Mönch.

Ich sah ihn an; wie kam er doch, während er die letzten Stäubchen seines Tabaks aus der Dose sog, zu dieser Frage?

„Nun, so will ich Euch's sagen," fuhr er fort. „Man nimmt einen Schusterjungen und einen Knieriemen und balgt den Ersteren mit dem letzteren."

Mich fingen diese Handwerkerwitze nachgerade zu ärgern an, meine Füße schmerzten mich und ich war nicht zum Trefflichsten gelaunt.

„Wie kommt Ihr jetzt zu solchen Bemerkungen?" fragte ich den Mönch.

„Weil ich," antwortete er, „auf diese Weise einmal zur blauen Farbe gekommen bin und sie gefühlt habe. Ich erzähl' Euch meine Geschichte, wenn Ihr wollt; aber lieber Mann Gottes, Ihr geht ja verteufelt elend, setzen wir uns auf's Leder."

Ich war einverstanden und wir setzten uns unter einen Lärchenbaum. Darauf musterte mein Mann nochmals seine Dose, doch ohne jegliches Resultat, es war kein Stäubchen mehr in derselben. Endlich kam er in's Erzählen:

„Bin einmal ein Schusterbub gewesen voll Pech und Ruß und Boshaftigkeit. Hab' mir aus lauter Vorwitz nicht zu helfen gewußt und immer den Meister, der schon alt und

kurzsichtig war, hab' ich im Zug gehabt. So mach' ich mich auch einmal d'ran und beklebe seinen Dreifuß mit Pech und Leim; der Meister kommt, setzt sich auf den Stuhl, bleibt seine paar Stunden sitzen, heißt es auf einmal: die Frau Amtmännin ist draußen und will mit dem Meister sprechen, der springt auf — da klebt's am Sitzleder — er zerrt und reißt, vergebens — er lauft mit dem Dreifuß einigemal in der Stub' umher, da tritt die Frau Amtmännin zur Thür herein; der Meister ist in Verzweiflung und grüßt und setzt sich, gleich wo er steht, nieder, daß die Amtmännin das Unheil nicht merkt; diese aber rümpft die Nase: Wenn Unsereins kommt, so erhebt man sich! — Der Meister vergießt Angstschweiß — in mir wogt's und wogt's — ich will dämpfen und zurückhalten, aber es bricht aus und ich lache laut auf. Seht, das war's und als die Amtmännin sehr ungehalten fortgegangen war und der Meister endlich das Anhängsel mühvoll abgelöst hatte, nahm er seinen Knieriemen und mich und fabricirte die billige blaue Farbe. Das ganze Firmament schleppte ich auf dem Rücken mit, als mich der Meister hierauf davon jagte. Dann begann meine Wanderschaft. Die Welt ist schön und wunderbar und an jeder Thür giebt's eine Klinge, mit der man fechten kann! Eines Tages kam ich zu einem Kloster und focht mich hinein. — So ein Mordskerl und betteln! pfui! ruft der Guardian, als er mich sieht. Das frappirt mich, ein Mordskerl und betteln, das geht allerdings nicht, denk' ich; d'rauf steh' ich im Kloster auf einige Tage in Arbeit ein und flick' Schuh und Sandalen und gewinne dabei die Ueberzeugung, daß es in den Klostermauern nicht gar so übel ist. Hunger und Durst wird in den stillen Räumen keiner gelitten, aber die Kasteiungen! Lebensgefährlich sollen auch diese nicht sein, ließ ich mir sagen und — kurz, es kam so weit

mit mir, daß ich im Kloſter blieb und mich nach wenigen Jahren für den Orden auszubilden begann. Mehreremale bin ich wohl in die Zelle gekommen, aber endlich begann doch die Bosheit und der Vorwitz abzuſterben und ich widmete mich ganz dem gottſeligen Leben. Es iſt beſſer für mich, wie im Handwerk, und in Innsbruck läßt es ſich für unſereinen leben."

Er hatte erzählt. Wir zogen weiter.

Hinter Innichen holte der Pater in einem Hauſe ſeinen Korb, den ihm der Stellwagen bisher befördert hatte. Im Korbe ſtand ein mächtiges Blechgefäß, deſſen Zweck ich nicht errathen konnte.

Doch ich erfuhr es bald. In einem der nächſten Häuſer, die am Wege ſtanden, ſprach der Mönch zu und bat in frommer, demuthsvoller Weiſe um — Rindſchmalz für die hochwürdigen Franziskaner in Innsbruck. — —

Das iſt Einer. — Dort ſind zwei Andere.

Es iſt ein ſchwierig Wandern für ſie, in ihren braunen Kutten mit den großen Zinnbüchſen auf dem Rücken. Der Eine ſinkt zuweilen bis über die Knöchel in den Schlamm des Weges und tritt manches Steinchen auseinander mit ſeinen Sandalen, denn er iſt behäbig und fällt ſchwer in's Gewicht vor Gott.

Sein Begleiter iſt dünn wie der Schatten eines Zaunſteckens, und käme die Schwere der Zinnbüchſe nicht in Betracht, er zerträte leicht keine Ameiſe auf dem Boden. — Ich küß' die Hand, Ehrwürden!

Im Bauernhofe werden ſie ſchon bemerkt, und: „Die Schmalz-Pater kommen!" tönt es durch das ganze Haus; da eilt die Bäuerin geſchäftig ordnend durch Stub' und Küche, und der Bauer rückt die alte, ſchier verſchollen geweſene

Bibel in Sicht auf den Hausaltar, und die Mägde wischen eilig ihre Hände rein an den Schürzen, und die Kinder vertauschen unter Beihilfe der Großmutter ihre geflickten Werktagsjacken gegen die Sonntagsjöpplein und jubeln dabei — aber die Vorrathskammer seufzt.

Der vor Gott und Menschen Gewichtige tritt zuerst ein. Er geht schon viele Jahre lang als Sammler und kennt seine Leute.

„Gelobt sei der Herr und dem Hause Glück und Ehr!" Das ist sein Gruß, und diesem setzt er bei: „Zwei arme Priester mit dem Wanderstab thäten bitten um eine kleine Gab von dem, was Gott der Herr gesegnet hat auf Berg und Thal, im Kasten und im Stall; die Gab' kommt für die barmherzigen Brüder zur christlichen Krankenpflege für Seel' und Glieder; auf daß Euch Gott der Herr die Sünd' verzeih' und fernerhin seine Gnad' verleih!"

Da sind Alle mäuschenstill und schleichen heran, Eins nach dem Andern, um schämig den Priestern die Hand zu küssen. Diese heben sofort ihre Zinnkübel ab und setzen sich daneben hin auf die Bank, während der Zaunsteckenschatten fromm ergeben seine Hände in den Schoß faltet, hebt der Andere schon mit den Kindern zu schäkern an. Diese sind gar schüchtern, ziehen sich zurück bis an die Wand und thun ihre Finger in den Mund, als wären selbe lauter Zuckerbretzen. Da sie aber das Gesicht des Paters gar so licht und heiter lächeln sehen, schier wie den lieben Vollmond über der Weltkugel, so schleichen sie nach und nach heran, werden zutraulich, sagen ihre Namen und verschwärzen sich wohl gar einander auf die Frage, ob sie brav seien. Da erzählt das Büblein etwa vom Geier, der eine Henne gestohlen, von seiner Schwester, die der Mutter ein Ei zerbrochen, und das Mädchen verräth, um sich an dem

plaudernden Bruder zu rächen, daß dieser just gestern von der Mutter Eins auf den Rücken kriegt, weil —

So heben sie schon von Kindheit auf an, fremde Sünden zu beichten.

Der Hausvater will leutselig mit dem Dürren ein Gespräch anknüpfen, er erzählt, wie er sein Lebtag auf diesem Berg heroben sitze, daß sein Großvater dieses Haus hab' erbaut und wie aber die Wände schon wieder recht arg wurmstichig seien, man sähe das gleich dort an der Wand. Und er weist gegen die Ecke am Tische, wo der reichgezierte Hausaltar ist, mit dem Crucifix, mit dem Wachsstock, mit der Bibel — auf daß es der Pater doch merken sollte, in welch' einem christlichen Hause er sich befinde.

Allein der Mann Gottes kümmert sich weniger um den Hausaltar als um den geschäftigen Schritt der Bäuerin, den man im Ueberboden hört. Er weiß es, jetzt holt sie Weißbrot, Käse und Butter und steigt zuletzt gar in den Keller hinab um ein gutes Tröpfel.

Und wahrlich, er hat sich nicht getäuscht; bald kommt die Hausmutter, deckt den Tisch mit einem schneeweißen Tuch, bringt Weißbrot, Käse, Gugelhupf, und setzt noch einen großmächtigen grünen Krug dazu, der fast zu sorglich und vielsagend hingestellt wird, als daß darin gewöhnliches Brunnenwasser zu vermuthen wäre. Auch ist bei gewöhnlichem Brunnenwasser das Aeußere so eines Kruges stets feucht und betropft, während hier — — Es sind also alle Anzeichen da, daß — —

Inniger faltet der Eine die Hände und der Dicke, obwohl ein wenig gegen den Tisch schielend, setzt erhöhten Eifers seine Unterhaltung mit den Kindern fort und überhört die Einladung zum Tische ganz und gar.

Trotzdem braucht es keine außerordentlichen Zwangsmittel, die ehrwürdigen Brüder zum gedeckten Tisch zu bewegen, und der angeborene Wissensdurst läßt dem Einen keine Ruhe, bis er sich überzeugt, inwieweit seine Vermuthungen bezüglich des Kruges begründet sind. Ein Falten der Hände nach dem Trunke, ein Emporheben des Blickes zu Gott beweist die Befriedigung seines Gemüths.

Der Dicke hingegen ißt und trinkt, ohne scheinbar dabei an den Genuß zu denken; er beschäftigt sich immer in leutseligster Weise mit den Kindern, mit der Hausfrau, und sieht überall den Gottessegen, der in einem so gastlichen, freigebigen Hause ja unausbleiblich ist.

Indeß, die Hausfrau ist schon wieder davon und kommt erst nach einer Weile mit einer schön aufgeputzten Butter, mit einer geselchten Schinkenkeul', mit fein ausgekämmten Flachsbündlein, aber sie geht damit nicht zum Tisch, bescheidentlich stellt sie die Gegenstände neben die Zinnkübel hin und sagt ganz leise: „'s ist halt just nicht gar viel; wenn Hochwürden thäten zufrieden sein und uns wollten einschließen in die heilige Mess', und über's Jahr wollen wir schon schauen, daß wir wieder was haben."

Der Hausvater hat seine Brieftasche hervorgeholt, und lugt mit einem Auge so hinein, und da drin ist eine Banknote, die gottswahrhaftig just so ausschaut, als wie wenn sie — nicht getauft wär'; da muß Eins den papiernen Juden wohl gleich in die Hände des geistlichen Herren abliefern, der kommt mit dem Zeug schon zurecht.

Jetzt thut der Dicke eine Ledermappe hervor, und da machen die Kinder schon lange Hälse und halten den Athem an.

„Lenerle, kennst die da," sagt der Pater zum Mädchen und hält ihm ein buntgefärbtes Heiligenbildchen hin, „das ist

die heilige Magdalena. Darfst mir aber ja nicht so werden, wie die da. Mußt Dich, wirst einmal größer, nicht verführen lassen von den bösen Buben!"

Das Kind blickt den Mann groß an. — „Aber von den guten Buben?" fragt es endlich schüchtern. Da lacht der Pater gewaltig auf und schreit: „Wird schon die Rechte, die!" Und das Mädchen wird über und über roth und weiß gar nicht warum.

Hierauf kriegt Jedes das Bildchen seines Namenspatrons und die Bäuerin extra ein hellfunkelndes Kreuzlein auf die Brust, und der Bauer einen echten Jerusalemer Rosenkranz, Alles hochgeweiht und Alles für das nichtig Stückel Fleisch und Butter.

Der kluge, alte Haushund aber sitzt vor dem Tisch auf den Hinterfüßen und zieht den Schweif ein und merkt auf die Vorgänge, die ihm nicht gefallen; es ist Geschmackssache, aber er, der Hund, muß sich aufrichtig gestehen, so ein nichtig Stückel Fleisch und Butter wäre ihm lieber wie alle Heiligenbilder und Rosenkränze im Himmel und auf Erden.

Und noch während sie unter der lehrreichen Erläuterung des Paters auf den Bildchen den Rost des heiligen Laurentius, das Rad der heiligen Katharina, den Kessel des heiligen Vitus und den Kelch der heiligen Barbara bewundern, schleicht der Haushund unter den Füßen hin gegen die Butter — gegen die Schinkenkeule — da thut in demselben Moment der bisher stummgebliebene Magere einen Aufschrei und deutet gegen das Entsetzliche hin . . hat das Rabenaas wollen den schönen Schinken schnipfen!

Da merken die Pater wohl das Unersprießliche ihres Säumens und bringen die Gottesgabe sogleich in ihre Zinnbüchsen zur Sicherheit.

Der Bauer hängt den Rosenkranz an die Wand und denkt, nächsten Samstag wird er herabgebetet, daß schon all' des Teu — Teichgräber ist mein Vater gewesen!

Und die Bäuerin lugt allfort verstohlen auf ihr Kreuzlein; das muß ein werthvoll' Ding sein. Sie schiebt dem Pater, während er aufpackt, noch einige Eier zu; da weiß der gute, weinselige Mann Gottes seine Dankbarkeit nicht mehr anders auszudrücken, er legt seine Hand an das Kinn des Weibchens und läßt sie niedersinken zum Halse und so weit sie gern sinken mag. Und am Busen befestigt er ihr noch ein ganz besonderes „Brevierl" mit der wahrhaftigen „Zellermutter".

Und so ziehen die Schmalz-Pater davon und weiter von Haus zu Haus, bis die Zinnkübel voll sind. Dann kehren sie heim in's Kloster, und während die gesammelten Gaben den kranken Pfleglingen zugute kommen, gedenken die Sammler noch lange der Wege, die sie in Weltfreude gewandelt.

# Der Viehhändler.

Die Birkenbäuerin hantirt gar geschäftig um den Herd herum und bereitet für das Hausgesinde das Mittagsmahl. Der Bauer sitzt auf einem breiten Stein neben dem Herd, steckt dann und wann eine glühende Kohle in sein Pfeiflein, kaut an dem Stummel und brummt halblaut: „Mich klemmt's schon saggrisch!"

Mit diesem Ausdruck sagt er seinem Weibe, daß ihm das Geld ausgegangen sei und daß er sich in keiner geringen Verlegenheit befinde. Die Bäuerin versteht den Ausdruck gar wohl, ist er doch in dem kärglichen und klemmigen Anwesen ziemlich gang und gäbe.

„Du Narrisch, was thäten wir denn, wenn Du keinen Kreuzer Geld hättest?" entgegnet sie und stellt dabei die Sterzpfanne über das Feuer; „wir müssen ja wieder ein Weizenmehl haben und das Salz wird auch schon gar."

„Leih' mir ein paar Groschen von Deinem Eiergeld, Nandl!" versetzt der Bauer leise.

„Ja, meinst ich hab' gar so einen Haufen? kann die Eier nicht alle gleich auf den Markt tragen, muß zum Kochen auch was haben und Du ißt doch die Strauben (Eierspeise in Schmalz) gern. — Hast leicht gar nicht einmal ein Tabak-

geld? — Nein, das ist wohl ein rechtschaffen's Kreuz mit den Mannleuten!"

„Das groß' Paar Ochsen thät' ich hergeben, wenn ein Kaufmann käm', sonst sind solche Leut' alleweil vor der Thür, aber just wenn man's gern haben möcht', find't keiner her."

Die Kuhmagd kommt in die Küche und beginnt hinter dem Herd aus gesottenen Kräutern, Kleien und Salz ein Getränke für die jungen Kalben zu bereiten. Der Bauer und die Bäuerin haben ihr Gespräch abgebrochen; es ist just nicht nothwendig, daß gleich das ganze Gesinde weiß, wo jetzt wieder der Schuh drückt.

Es wird zum Essen. Der Bauer deckt den Tisch, schneidet Brot auf, und die Bäuerin geht hinaus vor die Thür, steckt zwei Finger in den Mund und thut einen lauten Pfiff. Bald darauf kommen von Wald und Wiese die Knechte und Mägde herbei; Einige waschen sich die Hände, Andere nicht — und dann treten alle in die Stube, summen das Tischgebet und setzen sich zum Essen.

Man beeilt sich gar nicht so sehr dabei, denn die Essenszeit ist die einzige freie Zeit des Tages für das Gesinde. Aber der Bauer schaut schon alleweil auf die Uhr und sagt wohl gar seufzend die elegischen Worte: „Ja ja, die Zeit verschwind't wie der Wind!" — Aber das Gesinde versteht so was nicht, es trägt seinen Löffel in dem gewohnt langsamen Lauf und der Stallbub läßt seine „Suppenschaufel" gar oft eine Weile in der Schüssel stecken oder im Mund.

Noch sitzen sie beisammen, als die Stubenthür aufgeht, und ein Mann mit einem langen Stock in die Stube tritt. Der Mann trägt eine kurze, grünliche Jacke, rehlederne Pantalonhosen, unterhalb der Kniee aus Kuhleder, ferner einen braunen Brustfleck mit einem breiten, zierlich ausgenähten

Gurte. Der haasenhaarene Hut sitzt fest auf dem Kopf mit dem rothen, wohlgenährten Gesichte.

So tritt er ein und sagt: „G'segn Gott das Mittagsmahl!"

„Bedanken uns!" entgegnet der Birkenbauer, „schau schau, der Michl! Hast Du Dich auch wieder einmal verrennt (verirrt) daher?"

„Muß doch ein wenig schau'n, was Ihr da heroben alleweil macht's in der Sonn'."

„Sie scheint nicht rechtschaffen viel, heut'."

„Halt ja! — Und ich hab' sagen wollen: Hast nicht ein schweres Paar Ochsen für mich, Birkenbauer?"

Der Birkenbauer entgegnet, daß er wohl ein Paar habe, die dem Michel „anständig" sein dürften, daß er sie aber nicht verkaufe. Der Bauer wird die Ochsen um jeden Preis geben, aber er weiß wohl, daß ihm eine derartige Sprödigkeit um einige Gulden mehr einbringt. Der Ochsenhändler Michel ist aber auch in seinem Fach so erfahren, daß er nicht gleich wieder davonläuft.

„Geh' Birkenbauer," sagt er, „magst mir sie nicht ein wenig zeigen?"

Und der Bauer führt den Michel in den Stall und zeigt ihm die Ochsen und diese gefallen dem Händler just nicht übel.

„Will Dir nicht sparsam sein, Birkenbauer, und ich gebe Dir Zwei für die Vieher und ich zahl' Dir's gleich auf der Stell'."

Er giebt ihm Zwei! — Dieser Ausdruck „Zwei" bedeutet in der Viehhändlerwelt: Zweihundert Gulden.

Gott sei Dank! denkt sich der Bauer im Geheimen, jetzt krieg' ich doch rundweg ein gut Stück Geld! Ueberlaut aber sagt er stolz: „Nein, da wär' ich ein Narr, wenn ich diese Ochsen hergäb'; sind nicht feil!"

„Wenn ich mich aber gleich um zehn Gulden beſſere?"

„Wird's nicht thun; ich hab' juſt meine Freud' an den Viehern, und auf's Geld ſteh' ich nicht an, 's iſt mir halt doch lieber, wenn mir dieſes ſaubere Paar Ochſen im Stall ſteht, als wenn mir dieſe paar lumpigen Gulden in der Truhe liegen!"

Der Michel läßt die Rinder langſam um die Krippe herumgehen, faßt an den Rippen des einen die Haut in die Fauſt und ſagt, wie zum Ochſen redend: „Biſt ein Eichtl weniger wie Dein Kamerad; Dir iſt die Haut noch zu viel an die Knochen gewachſen. Biſt Dein Hundert nicht einmal werth, Du; und in mir fängt es ſchon an abzureden."

Dieſe letzte Bemerkung beginnt den Birkenbauer zu beunruhigen und er ſagt ſogleich: Fünfzig zu Zwei hätt' mir der Fleiſchhacker ſchon geben; find'ſt halt ſonſt kein ſolches Paarl in unſerem Pfarrl!"

„Ich kenn's ſchon, daß ich mich verhau; aber daß wir zuſammen doch wieder einmal einen Handel machen: Fünfzehn ſollſt haben zu Zwei!"

Der Bauer hat es ſchon bemerkt, daß der Michel die Ochſen nicht fahren läßt, er ſagt ſomit kurz und beſtimmt: „'s wird's nicht thun."

Auf das hin ergreift der Michel eine andere Finte, er zieht ſeine mächtige Uhr mit dem Schildkrötengehäuſe hervor und bemerkt, daß die Zeit ſchon ſehr vorgerückt ſei. Er ſehe nun wohl, daß er umſonſt hergegangen ſei, drückt aber die Hoffnung aus, daß er mit dem Birkenbauer doch ein andermal ein Geſchäft machen werde. Dann wünſcht er noch viel Glück zu dem Viehſtand und daß auch ſonſt Alles wohl und geſund bleibe.

Das ſieht denn wirklich aus, als ob er gehen wollte.

Und er geht auch; aber er kehrt noch einmal um und erſucht den Bauer um ein Tabakfeuer. Dieſer zieht Schwamm,

Stein und Stahl aus der Tasche und schlägt Funken; dabei aber sagt er; „Bist ein saggrischer Jud', Michl!"

„Thust mir ungut, Birkenbauer, bin Dir gewiß nicht zu karg; hätt' die Vieher auch rechtschaffen gern gehabt."

„Hörst, Michl!" der Bauer schafft stets mit Schwamm und Feuerstein, „sollst auch nicht sagen, daß ich ein Stein bin; gieb mir noch fünfe d'rauf und nachher treib' die Vieher in Gottes Namen fort!"

Da eilt in diesem Moment die Bäuerin herbei: „Ja, Alter, meine Falcherln (Falben) wirst mir doch nicht verkaufen? Das wär' aus der Weis' und das laß ich nicht gelten!"

Da öffnet der Michel seine braune, bauchige Brieftasche, hält dem Bauer baar zweihundert und zwanzig Gulden hin und legt der Bäuerin noch einen blanken Silberzwanziger als „Leihkauf" auf die Hand, und — das ist ein großer Augenblick — die Bauernleut' fassen das Geld an und sind überwunden.

Aber die Ueberwundenen jauchzen im Innern; sie hatten die Ochsen kaum auf zweihundert Gulden geschätzt. Und der Ueberwinder, der Michel, jauchzt auch im Innern, denn er lebt bereits der Ueberzeugung, daß er bei dem Geschäft seine Dreißig profitiren werde.

„Und für eine Handeljause bist uns auch noch nicht feil, Michl," versetzt der Bauer, „geh' mit in die Stuben, mein Weib wird Dir was kochen, und ich geb' derweil den Ochsen ein Schipperl Heu in die Krippe."

Wohl, der Michel bekommt seine Handeljause, aber die Ochsen kriegen nicht ihr Schipperl Heu; der schlaue Birkenbauer sucht sie noch im letzten Augenblicke zu benützen. Er spannt sie eilends in's Joch und führt noch ein paar Fuhren

Garben vom Feld, und bis der Michel wieder in den Stall kommt, steht das gekaufte Paar auch wieder an der Krippe und der Michel bemerkt: „Sie haben sauber ausgefressen."

„Halt ja," sagt der Birkenbauer, „die Vieher fressen rechtschaffen gern; wirst sehen, wenn Du mit ihnen heimkommst so fressen sie Dir wieder eine Krippen voll!"

Zuletzt, wie der Mann die Rinder mit einem Strick an den Hörnern zusammengefaßt und aus dem Stalle führt, kommt das Halterbüblein herbei. Das weint gar sehr, als es seine Lieblinge, die Falcherln, davonziehen sieht. Aber der Michel weiß auch den Halter zu besänftigen; er reicht ihm eine Silbermünze.

„Sieh' Kleiner, da hast was; kauf' Dir einmal ein paar Semmeln dafür!"

Und die Falcherln ziehen von hinnen und der Michel mit ihnen.

Und wie die Bäuerin am Abend wieder geschäftig am Herd hantirt und für das Hausgesinde das Nachtmahl bereitet, sitzt der Bauer wieder auf dem Stein neben dem Herd, steckt dann und wann eine glühende Kohle in's Pfeiflein, kaut an dem Stummel und lächelt vor sich hin: „Heut' hat's mir's einmal gern than, Alte, jetzt können wir uns wieder einmal rühren. Für die Ochsen kauf' ich jetzt ein Paar Kalbeln und in etlichen Jahren beim Verkauf profitiren wir wieder."

# Das Bettelweib.

Das Weiblein besitzt irgendwo ein Häusel, das sagt es selbst, nur weiß kein Mensch wo, kein Mensch hat es noch gesehen.

Da kommt es so ungefähr zweimal des Jahres herangetorkelt; es hat ein kurzes Lodenjöpplein an und ein grauleinenes Kittelchen, das aber schon recht abgeflickt ist, so daß man eigentlich gar nicht mehr sagen kann: es ist ein graues Leinenkittelchen, sondern: es ist ein zusammengenadelter Hadernsack. Die Schuhe, welche es vor Jahren von einem reichen Bauer geschenkt bekommen, „weil es mit demselbigen Bauer halt alleweil auf gutem Fuße lebt," sind sorgsam mit Stroh umwunden, daß sie nicht so sehr Schaden nehmen auf den steinigen Pfaden dieses Lebens. Die Strümpfe — lassen wir die Strümpfe aus dem Spiele.

Eine geradezu wunderbare Kopfbedeckung trägt das Weiblein. Es ist ein branner Hut mit einer nur kleinen runden Vertiefung, aber mit fabelhaft breiten, etwas abwärts laufenden Krempen, deren untere Fütterung in strahlenförmige Falten gelegt ist, so daß das Ding an einen ungeheuern Blätterpilz errinnert, zu dem das Weiblein nur der Strunk ist. Dieser Hut deckt nun gar Vieles zu, er deckt das kleine Gesicht mit dem scharfen Kinn und dem breiten eingefallenen, zahnlosen

Mund, er deckt die spitzige Nase, er deckt die mannigfaltigsten, scharf schattirten Faltenzeichnungen an den Wangen und an der Stirne, er deckt die zwei kleinen grauen, aber sehr lebhaften Aeuglein und er deckt das schleierartige Geflechte der weißen Härchen, das an beiden Seiten des Gesichtchens locker niedergeht. Oh, das ist ein trefflicher Hut! — Und er deckt auch das Körblein zu, das braune Körblein, welches das Weib auf dem Rücken trägt, mit all' seinem Hab und Gut — sorglich verwahrt.

Man sieht überall die Sorgsamkeit und den Fleiß und die Klugheit; das ist ein musterhaftes Bettelweib. Ein wenig gebückt ist es und einen Stock hält es in der braunen, knochigen Hand — aber das ist nicht der Bettelstab, sie sagt es selbst, sie ist keine Bettlerin, sie hat ein Häusel und geht nur ein wenig „saumeln" zu den guten Leuten herum, die sie ja sonst auch zu Zeiten „heimsuchen" muß. Den Stock hat sie nur, weil ihre Beine schon ein bischen wackelig werden — mein Gott, den alten Leuten geht's halt schon so.

Noch bevor das Weiblein zu einem Bauernhof kommt, liest es im Wald oder am Gehege Klaubholz auf und schleppt so einen Arm voll davon mit in's Haus. Es kann damit völlig nicht zur schmalen Thür hinein, und während es noch ringt mit dem Eingange, sagt es: „Gelobt sei Jesu Christi, da trag' ich Euch ein' Hand voll Brennholz daher; seid doch alleweil rechtschaffen gesund miteinander?"

Sie legt das Klaubholz ab, setzt den Korb auf den Herd und hascht freundschaftlich nach der Hand der Bäuerin. „Kennt's doch das Weiberl noch," piept es unter dem Hute hervorlugend, „bin ja dasselb' spaßig' Weiberl, ich; sind ja zusamm' aufgewachsen im Bauerndienst; bin auch schon etlichemal bei Euch dagewesen, habt's wohl ein großmächtiges Haus da und ein' Grund dazu; unsereine thät'

ſich ihre Finger all' zehn abſchlecken, wenn ſie ſo ein' Grund hätt'! Habt's wohl recht derrath'n, beim Heiraten, Bäuerin; unſereins muß mühſelig herumhatſch'n unter fremden Leuten und der Herrgott hat das Stückl Brot halt auch nicht auf der Haſelnußſtauden wachſen laſſen. Und da muß Eins halt ſo daherhumpeln und ein wenig ſammeln gehen. Zum Donner hinein aber, Ihr ſchaut's ja gar rechtſchaffen gut aus!"

Die Bäuerin iſt auch juſt nicht unfreundlich mit dem Weiblein, ſie hilft ihm reden von Einem und dem Andern, und endlich geht ſie um eine Schaufel Mehl oder um ein Bröckel Schmalz und betheilt das Weiblein.

Dieſes ſagt vieltauſend Vergelt's Gott, lobt das feine Mehl oder bewundert das reine, friſche Schmalz, und läßt einfließen, daß man wohl drei Pfarreien abgehen könne, bis man eine Bäuerin finde, die ſich ſo auf das Schmalzbereiten verſtehe.

Die Bäuerin ſagt: „Wie Gott will!" möchte aber doch das Weiblein überzeugen, daß ſie in Erhaltung der Butter, des Selchfleiſches u. ſ. w. nicht geringere Geſchicklichkeit beſitze. Sie bringt ſofort auch von dieſen Dingen Proben, und das Weiblein zollt ſtets ſeine unumwundenſte Anerkennung.

Nun geht es aber an ſeinen Korb, nimmt Hüllen und Hüllen heraus, zieht nett geglättete Kleidungsſtücke und einige zierlich in Lappen geſchlagene Päckchen hervor und hebt endlich einen braunen Topf heraus, in welchen das Schmalz kommt. Dann ſagt es: „Gelt Bäuerin, Du haſt kein böſes Aug' auf mich, wenn ich ein Eichtl raſte da in Deinem Hauſe?" Hierauf wickelt das Weibchen vorſichtig ein Päckchen auseinander und in demſelben befindet ſich eine kurze, zierlich geſchnitzte Tabakspfeife und eine braune Schweinsblaſe mit Tabak. Da wird nun geſtopft und Feuer geſchlagen und — das Bettelweiblein raucht.

Es raucht täglich seine drei Pfeifchen und es kann's gar nicht mehr lassen. Es sitzt da auf dem niederen Stuhl, den Ellbogen auf das Knie gestützt wie ein Mann; den Hut hat es an den Korb gelehnt und um den Kopf hat es ein Tüchlein geschlagen. Es hat sich ganz häuslich niedergelassen und plaudert und schwätzt nun, daß schier oft das Pfeiflein ausgeht. Es weiß alle Vorfälle und Ereignisse der Gegend, die entweder vor vielen Jahren, oder erst vor wenigen Tagen geschehen sind; ja es weiß mehr noch, es sagt der Bäuerin in allem freundschaftlichen Vertrauen, was geschehen wird. Der wird sein Haus verkaufen, Die wird heiraten, ein Anderer sterben, eine ledige Nachbarstochter wird gar noch ein Wieglein brauchen in kürzester Frist!

„Geh'!" sagt die Bäuerin mit ungläubiger Miene, aber da läßt das Weiblein Rauchwolken steigen, ganz wunderliche Rauchwolken — das ist Entgegnung und Behauptung genug, das ist Besiegelung seiner Aussage. Im Falle die Bäuerin nicht anwesend, erzählt das Weiblein derlei sich selbst oder dem Korb und wackelt dabei mit dem Kopf.

Zuletzt sucht es gar seine Nähgeräthe hervor und beginnt an den schadhaften Stellen der Kleider zu schaffen. Bis dann die Bäuerin am Herde Feuer macht und das Abendmahl kocht, ist das Weiblein noch immer da; es ist ihm so bequemlich und warm geworden, und da hat es auf das Fortgehen vergessen. Die Bäuerin will es daran auch nicht gemahnen, die arme Haut mag ausruhen; es wird ihr eine warme Milchsuppe angetragen.

Aber das Weiblein sagt: „Vergelt's Gott, g'rad zum Betteln bin ich noch nicht und ich koch' mir schon selber was." Und es bittet sich ein Geräthe aus, sucht wieder die Vorrathskammer im Korbe hervor und kocht sich richtig eine ganz

tadelloſe Schmalzſpeiſe, wovon es der Bäuerin einen Theil zukommen läßt. Auch den Löffel hat es ſelbſt bei ſich, es iſt gar delicat und ſäuberlich mit Allem und thäte ja nicht mit jedem beliebigen Löffel aus jedem beliebigen Geſchirre eſſen — die Leut' haben ſo ungewaſchene Mäuler, meint es. Wie das Weiblein nun im behaglichen Eſſen iſt, ſagt es zu ſich: „So wohl, ſo wohl, mit dem Eſſen muß man ſich erhalten; viele alte Weiber erhalten ſich zwar mit dem Spinnen."

Und wenn es gar noch über die Nacht im Hauſe bleibt, ſo hat es wieder ſeinen eigenen Strohſack und ſeine eigene Bettdecke bei ſich; Alles im Korb. — Das Weiblein hat, wie es erzählt, ein einzigmal in einem fremden Bettzeug gelegen; hätt' es aber durch die ganze Nacht ein Aug' zugemacht? keine Menſchenmöglichkeit!

So liebenswürdig und verträglich das Bettelweib ſonſt iſt, aber ein einzig' Arg hat es, es weiß ſelbſt nicht, warum — mit Kindern kann es ſich nicht begleichen. Es mag ſie noch ſo zärteln und hätſcheln wollen, Alles umſonſt; die größeren laufen davon, oder verkriechen ſich hinter die Mütter; die kleineren aber, die noch nicht laufen können, heben einen hölliſchen Lärm an. Eines aber bleibt wohl wahr, und die Mütter ſagen es, ſcharfe Augen haben ſolche Menſchen, die ſelbſt keine Kinder haben, und mit dieſen böſen Augen ſchauen ſie den Kleinen manches Uebel an den Leib — weiß Gott! Manches dieſer Weiblein fühlt ſich durch den Umſtand gekränkt, und es entſchädigt ſich anderweitig. Da findet ſich auf all' den Wegen und Stegen des Hauſirens wohl ein verwaiſtes Hündchen oder Kätzchen; das wird adoptirt und im Korb findet ſich auch noch ein weiches, geborgenes Bettchen, und nun kann man ſagen: das Weiblein ſteht auch nicht mehr allein in der Welt.

So hilft ſich der Menſch, der es in ſeinem Leben zu nichts hat bringen können, da er nun arm und einſam iſt, der nicht einmal ein eigen Dach hat für den müden Leib — ſo hilft er ſich in ſeinen alten Tagen. Wo er gute, barmherzige Menſchen weiß, die vergißt er nicht, denen hinkt er zu. Er legt ſich die Sache ſo gut er kann. Er ſpielt noch als ſchwacher Greis mit dem gewaltigen Schickſal und lächelt. Er meint gar, er beſitze was; er glaubt nicht, daß er Bettler iſt; er trägt ja keuchend an ſeinem Eigenthum, an ſeinem Korb, und er ſagt auch noch im Scherz zu den Leuten, er habe ein Häuschen; er ſagt das ſo oft, daß er ſchier ſelbſt daran glaubt, und nun glaubt er ſo lange daran, bis es wahr wird. Sie bauen ihm ein Häuschen, er legt ſich hinein; der Korb, ja freilich, der muß herauſſen ſtehen bleiben, und der Bettelſtab — — ach, es war ja nur ein Stock für die ſchwachen Beine! — Steckt ihn auf den Hügel!

# Der Bratelgeiger.

Dann und wann ein wenig bratelgeigen, dann und wann ein wenig hungerleiden — aber allzeit luſtig; zum Naſenhängen keine Zeit und das Sterben ſparen bis zuletzt.

Er iſt ſeines Zeichens ein Schuhflicker, aber wenn ihn Jemand „Herr von Drahtzug" nennt, ſo läßt er's auch hingehen, ja, macht noch ein leutſeliges Geſicht dazu. Er will überhaupt etwas höher hinaus, denn Schuhflicken, das kann ein Jeder.

Und er hat's gar nicht nöthig, ſein armſelig Handwerk zu pflegen — „er koun a Muſi!"

Zwei alte Baßgeigen, wie er ſagt, ſind ſein Eigenthum; die eine lehnt hinter dem Ofen, die andere poltert draußen in der Küche und im Ziegenſtall herum. Beide brummen, die erſtere aber nur, wenn er ſie ſtreicht, die letztere auch, wenn er ſie nicht ſtreicht.

Wenn der Fritz auf dem Dreifuß ſitzt, wenn er das ſtarr verkrüppelte Beſchuhe irgend einer Kuhmagd in den Schooß nimmt, Schweinsledersflecken auf die wunden Stellen paßt und endlich pathetiſch den Pechdraht zieht — ſo ſind das trübe Stunden ſeines Lebens, und die Baßgeige hinter dem Ofen iſt verſunken in elegiſche Träume.

Aber man ſollte es kaum glauben, in dem ſtarrverkrüppelten Beſchuhe der Kuhmagd ſtecken unterſchiedliche Gedanken, tiefe Gedanken — Weltgedanken. — Es muß nun doch wohl bald die Faſchingszeit kommen. Dieſe Schuhe ſind in ihren Jugendtagen auch daheim geweſen auf dem glatten Tanzboden; dieſe Schuhe ſind damals wohl geſchmiert und kohlſchwarz geweſen; dieſe Schuhe ſind im ſanften Kreislaufe umher gerutſcht, oder auf den Spitzen gehüpft und haben ſich mit anderen minniglich berührt; dieſe Schuhe, — o, die Träume der Jugend kehren wieder! Der Fritz wirft die Arbeit in den Winkel und ſpringt auf. Jetzt kommt ja wieder der Faſching, und der Schwanawirth, und der Häuslbauer, und der Wolfgruber halten Tänze ab; ja, da muß er ſich bewerben um die Muſik — er ſtürzt hin auf die Baßgeige hinter dem Ofen, ſtreicht ſie, daß es ſummt und ſingt. Hei, da kommt ja wieder die goldene Zeit!

Sein Weib eilt von der Küche herein: „Biſt ſchon wieder verhext, Fritzl! Gleich ſetz' Dich auf den Dreifuß. Haben eh' kein Brot mehr im Haus! Glaubſt, Du laufſt jetzt wieder davon und verlegſt Dich auf's Bratelgeigen und ich werd' der Narr ſein und daheim bleiben und Trübſal blaſen? Ja, ſchleck' ein Salz, ſo wirſt durſtig!"

Der Fritz bleibt in Ruhe; endlich entgegnet er gelaſſen: „Weiberl, wenn Du jetzt fertig biſt, ſo heb' ich an." Und er ſtreicht in die Saiten und die Baßgeige brummt, und er ſingt dazu ein minniglich Liedchen:

„Ein Zwiebel hat ſieben Häut',
Ein altes Weib hat neun:
Und wo der Teufel ſelbſt nichts richt't,
Da ſchickt er ſeine Compagnie
Von alten, alten Weibern
Zum Stüblein herein!"

Jetzt ist's gut, daß er geht.

Und er geht hinaus aus seinem trauten Heim und fragt beim Schwanawirth oder beim Hänslbauer oder beim Wolfgruber an: „Ich bin überall, wie 's schlecht' Geld, und ich frag' Dich, hast was dagegen, wenn ich Dir zu Deinem Faschingstanz die Musik mach'? Ich thät' den Lappenpatzer auch noch mitbringen, der blast die Blechpfeifen, und den Waschelzapf, der spielt die Geigen, und den Gschwaderbuben, der kann das Waldhorn. Du, das giebt a Musi! nix Zweit's, — umfallst!"

Und wenn nun der Ballgeber damit einverstanden ist, so beginnt in des Schuhflickers vielbewegtem Leben die Glanz- oder vielmehr die Klangperiode. Bald hat er die drei Gesellen beisammen. Und dann kann man sie ziehen sehen durch das Thal, gekleidet in Wiefling (ein Gewebe aus Schafwolle und Garn). Wenn auch der Lappenpatzer ein Schneider, der Waschelzapf ein Weber, der Gschwaderbub ein Strohdecker, der Fritz ein Schuhmacher, diese Wanderung ist kein Gang auf die „Ster", nein, das ist ein Künstlerwallen durch das Thal, und alle jungen Mädchenherzen hüpfen ihnen entgegen.

Mit diesem Durchzug der Musikanten ist nun das Zeichen gegeben zur allgemeinen Rüstung. Jedes Mädchen bestürmt seinen Burschen, der Bursche wieder bestürmt seinen Dienstherrn um die Erlaubniß, an dem „Tanz" theilnehmen zu dürfen. Und der Dienstherr mag's erlauben oder nicht — die Nacht ist ihr Eigenthum, damit können sie machen, was sie wollen.

Und der Tag ist da — gewöhnlich ein Sonntag. Den ganzen Nachmittag schon kreischt die Blechpfeife, summt die Geige, schmettert das Waldhorn und brummt die Baßgeige

des Kapellmeiſters, und es beſtätigt ſich glänzend das Sprichwort: Wer gern tanzt, dem iſt leicht gegeigt, und wer gut ſchmiert, der fährt gut. Aber erſt zur Dämmerung, wenn auf dem Tanzboden die zwei Kerzen angezündet werden, nahen die Leute ſchaarenweiſe, Paar an Paar. Die Burſchen ſind gleich in Hemdärmeln, die Mädchen mit hochgeſchürzten Röcken, wie's die Bequemlichkeit eben verlangt — und nun bricht der rechte Jubel los.

Heute muß der fetteſte Braten her und der beſte Wein — warmer, gewürzter Wein, und — „Dirndl, wenn Dir der Sinn ſteht nach Kaffee, oder Meth, oder Holländerthee, oder wenn Du willſt von der Kuh das Hirn oder vom Ochſen die Niern, vom Kalb die Zungen oder vom Lamm die Lungen, ein ganzes Schwein, lebendig oder todt, es ſei Dein!"

Lob ſei dem Wirth — weiß iſt ſeine Schürze, grün ſein Käppchen, roth ſeine Naſe, blau ſind ſeine Schwänke, farblos ſeine Witze. „Eßt, eßt meine lieben Gäſte!" ſchreit er, „mir iſt leid das Ihr das eßt und jetzt ſollt Ihr koſten meine Graßäſt'!"

Und all' Tag iſt nicht Kirchtag. Heut' laſſen ſie den Herrgott einen guten Mann ſein, und Alles was Küche und Keller zu bieten vermag, Alles muß „in Abraham's Schnappſack ſpazieren".

Und zur Freude geſellt ſich immerdar gern die Poeſie. Wenn es ſich heute findet das junge Volk, wenn es ſich nähert das Paar: eine Liebeserklärung in Proſa braucht es nicht; die Lieder dazu ſind längſt ſchon fertig:

„Mein Herzerl is treu,
Wochſt a Zweigerl dabei,
Brockſt es o, ſo g'hörts' Dein,
Oba treu muaſt ma ſein!"

Und die Entgegnung:

„So ſei holt mei Schotz,
Oba ſog'n deafſt es nit,
Und waun's d' Leut' a mol wiſſ'n,
Oft mog ih dih nit!"

Wo Bündniſſe geſchloſſen, da können auch Bündniſſe gelöſt werden:

„Ei Du, mei Du,
Biſt neama mei Du,
Hou an ondern Meidu,
Is ma liaba wia Du!"

Kommt dann und wann ein oder der andere Burſche in die Lage, ſeinen Nachbar um eine Gefälligkeit zu erſuchen:

„Geh' leih' ma oei Dirndl
Zan Umaſlaukirn,
Die Mein hot wos broch'n
Und konn ſih nit rühr'n!"

Aus ökonomiſchen Rückſichten lautet der Beſcheid häufig:

„Und 's Dirndlausleih'n
Däs thuat holt ka guat;
Ma kriagt's neama z'ruck
Wia ma 's ausleih'n thuat."

Anderes und Anderes kommt dazwiſchen. Irgend ein alter Fuhrmann oder Köhler oder Steinklopfer thaut auf, trollt ſich mitten unter die Tanzenden hinein, hoppſt im Tact und dreht ſich und klatſcht mit den Händen auf ſeine aſchgrauen Lederhoſen und ſchnalzt mit den Fingern, mit der Zunge, wirft jedem vorüberfliegenden Mädchen Kußhändchen zu, liebäugelt ſelbſt mit den Muſikanten und verkündet in übermüthiger Luſt ein neues Evangelium:

„Buama ſeid's luſti,
Hiazt braucht's neama z' bet'n,
D' Höll' is vaſunk'n
Und gonz vulla Leitn (Schlamm)!"

Die Geigen und die Pfeifen ſind ohne Ruh' und Raſt und dem Fritzl blüht die Seligkeit im Geſicht. Nein wahrhaftig, ſo was erlebt er daheim beim Schuhflicken nicht! Hier hat er bei all' der bunten Heiterkeit, bei all' den Scherzſpielen der Jungen, bei all den kecken Schnacken der Alten freies Eſſen, freies Trinken und freies Mitlachen. Mehr noch als das, harte Groſchenſtücke, klingende Silberzwanziger hüpfen auf den „Spielleuttiſch" und tanzen dort noch eine Weile bei der tollen Muſik, bis ſie liegen bleiben.

Aber der Fritzl läßt nichts liegen als das glühende Eiſen, er ſpielt ja ein Streichinſtrument, er ſtreicht ein.

Legen endlich die Muſikanten ihre Inſtrumente auf kurze Zeit zur Seite, ſo wird den Gläſern auf den Boden geguckt und dabei das Publicum gemuſtert.

Der mit den Pflugräderaugen! Die hat Holz bei der Hütten! Schau, Derſelb' hat Maulaffen feil! Die hat ihn auch auf dem Bandl! Die wär' recht zum Fenſterglas, die Sonn' ſcheint ihr durch alle Rippen! Dort hat auch Einer die Katz' zum Schmer geſtellt! — Aehnlich lauten die kritiſchen Bemerkungen der Muſikanten über das Publicum, bis plötzlich ein Burſche aufbegehrt:

„Seid's mir ſaubere Muſikanten! Hat ſich's Pechmandel bei Euch eingeſtellt?"

Das iſt ein herber Vorwurf, denn er drückt die Vermuthung aus, die Muſikanten ſeien in Schlummer verſunken. Unſere Vier greifen nun ſogleich zu den Geigen und Pfeifen. Und nun geht es wieder fort, wie nach der Schnur, wie nach den

Noten; es ſchlägt Mitternacht — pfeifen und tanzen; es kräht der Hahn — pfeifen und tanzen; es lugt der Morgenſtern zum Fenſter herein — pfeifen und tanzen. Schreit Einer: „Löſchet die Kerzen, ſie brennen dem Tag die Augen aus!“ Aber immer noch pfeifen und tanzen. Vergebens röhren die Hausthiere in den Ställen und verlangen ihr Frühſtück, vergebens ſchimpfen die Spatzen auf dem Dach. Es wäre kein Halt, doch da werden endlich die Pfeifen heiſer, die letzte Geigenſaite ſpringt.

Die Leute wanken erſchöpft ihren Häuſern zu, für die Bratelgeiger beginnt erſt der Feiertag und ſie bekommen vom dankbaren Wirth die Reſte „friſch gebraten“ — den Ehrenbraten, der ihnen die Firma ſichert.

# Die Wallfahrer.

Wären die Vergnügungsreisen nicht aufgekommen, ich ginge selber mit der Kreuzschaar nach Maria-Einsiedeln oder auf den Schutzengelberg oder nach Mariazell oder zu einer anderen Wallfahrtskirche, wie sie gerade in den schönsten Gegenden der Alpen erbaut worden sind. So mit lauter guten Bekannten hintrotten über Berg und Thal, über Felder und Auen, und durch die schönen schattigen Wälder manchmal ein Rosenkränzlein trillern, manchmal ein Liedchen singen, unterwegs keine Kirche übersehen, weil nebenan das Wirthshaus steht, mitunter eine hübsche Kellnerin in Ehren haben, weil sie ein Geschöpf Gottes ist, oder gar ein Wunderbildniß, an dem allerlei Mirakel geschehen können — bigott ein solches Wallfahrten wäre meine Passion!

Und für eine solche Kirchfahrt thäte ich meine Kreuzer zusammensparen Jahr und Tag lang — nicht anders als wie es die Mechtildis gemacht.

Die Mechtildis, wer ist denn dies, wenn man fragen darf? Nun, ein recht brav und sauber Mädel ist sie und ist auch noch zu haben. Heißt das, 's selb kann ich nicht für gewiß sagen; wenn's wahr ist, was die Leut' reden — sie reden gar viel, wenn der Tag lang ist — so wäscht die

Mechtildis dem Kranzbauern Michel die Hemden und die Strümpfe; ja freilich, dann ist sie schon verheißen.

Und wenn wir das brave saubere Mädel schon nicht selber kriegen, so wollen wir doch zum Mindesten von ihm erzählen — versteht sich, lauter Gutes und Erfreuliches.

Die Mechtildis also hat eine unbändige Freude, als es der Kirchschlager Pfarrer auf der Kanzel verkündet: „Heuer zum Frauentag geht wieder die Kreuzschaar nach Zell; ich wünsche, daß sich meine Pfarrkinder daran recht zahlreich betheiligen. Für den Fahnenträger und den Herrn Caplan, der auch mitgeht, wird heute abgesammelt."

Das ist in der Ordnung. Und wer in der Seele das Bedürfniß fühlt, Gott zu Lieb' einen weiten Weg zu seinem herrlichen Tempel zu machen, dort Trost und Erquickung für das bedrängte Herz zu suchen — über den macht sich kein gescheiter Mensch lustig. Wo aber unter dem Scheine der Religiosität die weltliche Gesinnung ihr Spiel hat — dort darf man wohl auch in weltlicher Weise — wie es hier geschieht — davon sprechen.

Wir zweifeln nicht an dem kindlich frommen Gemüthe der Mechtildis — aber hier kommt ihr sicherlich von der argen Welt auch ein Fünklein dazu, denn als sie auf der Kanzel das Verkünden hört, da wird ihr ganz heiß in der Brust. Sie weiß, wer gehen wird und sie geht ja auch mit, und das hat sie sich bei ihrem Dienstherrn zu Neujahr ausbedungen: sie will schon brav und fleißig sein, aber nach Zell will sie gehen mit dem Kirchschlager „Kreuz". Und sie spart jetzt schon im achten Monat von ihrem Mund ab — denn 's ist über eine Tagreise nach Zell und der Rückweg ist auch nicht viel kürzer, und zwei Gulden braucht man, miteingerechnet das, was man unterwegs den Armen reicht

und um was man bei den Zeller Krämern angeſchmiert wird. Und erſt das Ablaßopfer in der Kirche, dasſelb frißt Geld, dasſelb! Sollte aber das erſparte Geld nicht langen, in Gottesnamen, ſo verkauft ſie dem Juden die Herbſtſchur ihres bluteigenen Schafes; zehnmal lieber geht ſie den ganzen Winter ohne Strümpfe um, als ſie bliebe zurück vom „Kreuz".

Und nun beginnt die Mechtildis herzinnig zu beten, daß ſie ſich bei der Wald- oder Feldarbeit doch nicht etwa einen Fuß breche, ſondern daß ſie kerngeſund bleibe und inſonderheit, daß die Kalbslederſchuhe halten bis zu den gebenedeiten Tagen der Zellfahrt.

Des Kranzbauern Michel läßt ihr ſagen, ſeine Schuhe hätten noch gute Sohlen, und ſollt's ihr um etliche Groſchen nicht zuſammengehen, ſo ſollt' ſie gerad denken, ſie hätt' einen guten Bekannten bei der Kreuzſchaar.

Die Mechtildis kann ganze Nächt' lang nicht mehr ſchlafen, ſtets der ſeltſamen Dinge gedenkend, die da kommen werden. Beten und ſingen wird ſie laut zum Himmel hinan, und auf ſteinigen Wegen und durch Wildniſſe werden ſie die Engel Gottes führen, und — der Michel.

Endlich kommt der Tag. Die junge Maid hüllt ſich in die friſchgeglätteten Wallfahrtskleider; ſie iſt ſchier verklärt und mitleidig lächelnd blickt ſie nieder auf das alltägige Treiben im Hofe, wo die Knechte wirthen und die Hühner den Staub aufkratzen. Sie — die Mechtildis — iſt nun der Erde entrückt und verkehrt nur mehr mit den Himmliſchen und ihre Dienſtfrau iſt die Gnadenmutter zu Zell. Einen großen Laib Brot bindet ſie ſich noch auf den Rücken, das rothe Paraplui — Regenſchirm hat ſie keinen — zwängt ſie ſich unter die Achſel und jetzt —

„Behüt' Dich tauſendſchön Gott, Mechtildis!" ſagt ihre Bäuerin, „richt' einen ſchönen Gruß aus bei der Zeller-Mutter und bet' für uns auch was!"

Sie in ihrer Demuth verſpricht es — verſpricht Alles zu dieſer Stunde; und noch befühlend, ob die zwei Gulden wohl gut in's Jöpplein genäht ſind, geht ſie ſtill davon und der Pfarrkirche zu, wo ſich die Schaar verſammelt.

Weit im Thal kann man die Glocke hören, wenn ſie nun ausziehen mit ihren Brotſäcken und Pilgerſtäben und Roſenkränzen und mit der flatternden Fahne — der alte Vorbeter unter ihnen und der junge Caplan. Der Vorbeter hat vorher zwei Gläſer Eierbier getrunken, denn das macht den Hals glatt und fördert die Inbrunſt im Gebete.

Und ſo wallen ſie hinaus aus der Gemarkung und hin über Berg und Thal im hellen Sonnenſchein, und bedauern die Leute, die ſie arbeiten ſehen und bedauern die Herrenwägen, die zuweilen vorüberſchnurren. Daß kein Menſch auf Erden ſo glücklich iſt, wie ſie, davon ſind ſie überzeugt — und das muß uns freuen.

Gebetet und geſungen wird, was das Zeug hält. Gott Dank, daß er den Menſchen den trefflichen Roſenkranz gegeben hat und die flinke Zunge zum Frommſein! — Das Auge mag ſich weiden an den Dingen, die daheim nicht zu finden, und — „Gegrüßet ſeiſt Du Maria voll der Gnaden" — das iſt doch auch curios, jetzt thun ſie dort unten in den Kreuzmatten erſt das Kraut anbauen — „und Du biſt gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit iſt die" — die Füß' brennen mir ſchon wie Feuer auf dieſem gottesläſterlich argen Weg! Das iſt ſchon gar über — „die Frucht Deines Leibes; heilige Maria, Mutter, — gelt, Ihr ſchenkt mir ein Tröpfel ſaure Milch, man meint,

die Seel' ſchwitzt ſich Eins heraus in dieſer grauslichen Hitz'!"

Mancher möcht' allweg einkehren, aber der Vorbeter ſagt: „Geht's laßt's Euch nit anfechten, die Wirthshäuſer ſind dem Teufel ſeine Kirchen!" Hat er aber ſelber Durſt, ſo findet er ſchon eine Schenke, die der Teufel nicht gebaut haben kann, weil auswendig an der Thüre der „ſüße Namen" ſteht.

Beſegne ihnen Gott den friſchen Trunk! Wir eilen ihnen ein Stückel voraus, wollen gern einmal unter uns ſelber ſein und was Geſcheites mit einander reden.

Zell liegt tief im Gebirge. Die Wege ſind für Den, der ſie mit ſeinen Schritten meſſen muß, weit und, wie es im Ave heißt, gottesläſterlich arg! Mit ſpitzen Steinen gepflaſtert und mit Mühſal — und die Wallfahrer gehen gern barfuß, damit ſie an Schuhen ſparen und Sünden abbüßen. Mancher Pfad führt über wilde Höhen, völlig bis zu Firnen — durchaus böſe Gegenden, wenn Nacht und Nebel, Wind und Wetter eintreten.

Da war es wohl nothwendig, daß ſich aus der Hirtenklauſe, aus der Sennhütte ein Einkehrhaus, eine Herberge gebildet hat, die nur im Winter verſchneit und verödet liegt, im Sommer aber vom Treiben der Wallfahrer aus allen Gegenden durchrauſcht wird.

So haben die Bauern auch ihre Touriſtenhôtels. Kehren wir hier in ein ſolches ein und warten bis das Kirchſchlager „Kreuz" nachkommt. — Ein ſtattliches frommes Haus von außen; aus Holz gebaut, mit hellen Fenſtern, an den Wänden die Schützenſcheiben mit den ſchwarzen Augen — 's iſt auch ein Förſterhaus. Dann das leuchtende Schindeldach und die Schornſteine, aus denen es immer raucht — denn Hunger hat Jeder, der hier ankommt. Hinter dem

Hauſe an den felſigen Hügel gelehnt ſteht die Stallung; wohnt im Erdgeſchoß das Geſchlecht der Rinder und Schweine, in den Dachräumen iſt begehrenswürdig Heu und Stroh — denn müde iſt Jeder, der hier ankommt.

Droben am Dachfenſter iſt die Hochwacht. Dort luget der borſtenhaarige Kopf Friedels in die Welt hinaus, ob nicht irgendwo von einer Kreuzſchaar was zu ſehen oder zu hören.

Eine Weile iſt's verzweifelt ſtill, nichts zu ſehen und zu hören, als die Häher und die Steinlerchen — die bringen aber kein Geld. Auch iſt der Sang der Sennerin und das Jodeln des Kühbuben, das aus der Ferne klingt, nicht zu verſilbern. Guckt denn der Friedel noch eine Weile — halt, hörſt es nicht wie das Summen einer Hummel? Es iſt das Schallen eines Wallfahrtsliedes. Dort unten aus der Schlucht taucht eine rothe Fahnenſtange auf.

„Sie kommen!" ſchreit der Friedel. Dieſer Ruf koſtet manchem Lämmlein, manchem hoffnungsvollen Ferkel das Leben. Selbſt das harmloſe Hühnervolk ſtiebt vor ſolchem Schrei, unheilvoller als der Pfiff eines Geiers, wild auseinander — denn iſt etwa ein Prälatenwagen bei der Kreuzſchaar, ſo gehen auch die Hühner nicht ſicher.

Und ſiehe, nach einer halben Stunde ſchwankt die rothe Fahnenſtange der Kirchſchlager — die Fahne ſelbſt tragen ſie in einer Blechbüchſe — über das Steinkar heran. Heller wird der Geſang, denn die Sänger ſehen ſchon das Wirthshaus. Der junge Caplan, anzuſehen ſchier wie der heilige Aloiſius, iſt umgeben von dem ſchönſten Kranze gottesfürchtiger Jungfrauen. Die Mechtildis jedoch geht etwas weiter hinterwärts — — 's iſt ihr an dieſem ſteilen Berge faſt das Mieder zu feſt gebunden — ſie ſchnauft und ſie hat in der rechten

Hand das Paraplui und an der linken den Michel, daß es doch mag vorwärts gehen mit harten Kräften.

Mittlerweile ist es Abend geworden und von Kuppe zu Kuppe der Alpenhöhen heran kommen graue Nebel gezogen. Still aber rasch, in dichten Ballen wogen sie heran und hüllen die Niederung, hüllen das Wirthshaus ein, und siehe, die fromme Wallfahrerschaar thront in den Wolken des Himmels.

Daß sie aber auch noch ihre Leiber bei sich haben, die Seelen aus Kirchschlag, das weist das Poltern, unter welchem sie mit ihren staubigen Schuhen und Stöcken, mit ihren Brotsäcken, mit der Fahnbüchse und der Stange in die Herberge einziehen.

Wer aber wollte nicht einziehen durch eine Pforte, über welcher der biblische Spruch steht: „Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!" und das um so lieber, wenn über derselben Pforte, aber an der inwendigen Seite in einem Kranz von Knieholzzweigen die tröstliche Satzung prangt: „Auf der Alm, da giebt's ka Sünd'!"

Der auswendige Spruch ist bald erfüllt, so mag denn der inwendige erprobt werden. Vorläufig besetzen sie die Tische, thun ihre mitgebrachten Brote, Krapfen und Schinken aus den Bündeln und lassen sich Gläser dazu bringen, wohl gefüllt aus den Fässern mit dem Bronnen des Heiles. Gott Lob, daß sie recht essen und trinken, dies weist, daß sie gesund sind. Gesundsein und auf Gotteswegen waudeln — wer könnt' sich Schöneres denken! Leider, der gute Vorbeter ist so heiser, daß er kaum nach einem Gläschen Schnaps zu rufen vermag; und als er später zum Kartenspiel kommt, ist es mit seiner Stimme so arg, daß, wenn er ausrufen will: „Gestochen mit dem Aß, Du verd —" ihm der verdammte Schneider mitten in der Kehle stecken bleibt. Und wie — ich bitt'

Euch — ſoll er morgen mit ſo einem Kerlchen im Halſe wieder vorbeten! — Dem Fahnenträger ferner ſind die Arme ſo ſteif geworden, daß er den Maßkrug nur mit Mühe an den Mund bringt, das Fingerhäckeln mit der Kellnerin aber nachgerade unmöglich ſcheinen will.

Von den Weibsleuten zieht ſich ein guter Theil bei Zeiten zurück auf den Heuboden. Daſelbſt graben ſie ſich unter Gekicher und Geglucke Neſter, löſen ihre Haarflechten auf und belegen die wunden Füße mit Unſchlitt. — Ja, ihr Leute, 's iſt Alles verweichlicht heutzutag'; vor Zeiten haben ſich fromme Wallfahrer Sand und Glasſcherben in die Schuhe gethan, um unterwegs recht viele Sünden abzubüßen. — Iſt denn das heutzutag' ſo ſehr überflüſſig? Ich glaube nicht! — Indeß, meinen ſie, was die Sünden anbelangt, ſo wären ſie morgen um die Abendzeit in Zell, und da gäbe es Beichtväter genug. Und manches Mägdlein bildet ſich noch ein, es habe gar keine Sünden zu tragen — der Toni-Natzl-Sohn, oder wie er heißen mag, ſei weit ſtärker, der wäre ſo gut und trage in ſeinem Bündel auch ihre Sünden, die vorjährigen und die vom Winterfaſching her, und auch die vom heurigen Frühjahr.

In der Gaſtſtube geht es bis ſpät in die Nacht hinein lebendig zu. Kerzendunſt und Tabaksrauch vermögen nicht, das Johlen und Lärmen zu erſticken, und die geiſtlichen Lieder ſind zu weltlichen geworden, und die Kellnerin wahrhaftig iſt ein hübſches Frauenbild — ſoll jünger ſein, als jenes zu Zell.

Der Wirthsſohn, der Friedel, huſcht ſchalkhaften Geſichtes unter den Gäſten umher, weiß unterhaltſam zu ſein, weiß prächtige Ziffern zu zeichnen auf dem Tiſch, macht mit einem Fahrer Zahlen, die tief in die Hunderte gehen, und noch

allerlei poſſirliche Zieraten dazu. — ein talentirt' Köpfel, der Friedel! — und wie geläufig er zu rechnen verſteht! — hat was gelernt, der Friedel! — Auf hohen Bergen können die Zechzahlen nicht niedrig ſein, das iſt ganz in der Ordnung.

Aber Manchem verſchlägt Friedels hochherzige Ziffer völlig die Rede, nur daß er noch murmelt: „Bigott, wir ſind auf dem heiligen Kirchfahrtsweg; 's iſt Zeit zum Schlafengehen!"

Der Herr Caplan iſt ſchon früher verſchwunden; auch ſeine Füße waren etwas wund, er mußte ſie mit Unſchlitt belegen. Die Meßnerstochter, die gelbhaarige Hanne war ſo gut und hat ihm, eine neue Magdalena, die Füße geſalbt.

Wohl, auch der Fahnenträger verläßt ſeine Stang', torkelt auf den Heuboden hinaus.

Ehſelb ſie noch vollends die Augen ſchließen auf dem Heuboden, fällt es dem Vorbeter ein: „Du kreuzverzwickelt, ſind wir aber fromme Kirchfahrer! Jetzt haben wir heut' Abends auf das Avebeten vergeſſen! Sakra, jetzt heben wir aber gleich an!"

Und auf dem finſteren Heuboden beginnt es zu ſummen.

Noch eine Weile rauſcht das Heu und das Stroh; — der Wirth hat ſein Lebtag noch kein Stroh zu dreſchen gebraucht, auf welchem Wallfahrer geſchlafen — und endlich wird es ſtill unter dem Dache, nur draußen brauſt der Wind in den Felſen.

Ich wollt', mir wären die lieblichen Träume der frommen Diener Gottes gegeben, daß ich ſie zu weiterem Nutz und Frommen könnte in dies Büchlein thun. — Je nun, 's muß gut ſein.

Des andern Morgens, noch ehe der Tag anbricht, kriechen unſere Kirchſchlager aus ihren trautſamen Neſtern hervor. Wieder ausgeruht und ernüchtert, kommt neuerdings

der Geist der Frömmigkeit über sie. Hastig kleiden sie sich an; mag vielleicht Manche ihr Jöpplein, ihr Schürzlein in der Geschwindigkeit nicht finden oder unversehens in das Schühlein einer Nachbarin schlüfen — doch in guter Ordnung verlassen sie die Herberge.

Es geht über Stock und Stein, durch Finsterniß und Nebel, sie halten sich aber vorsichtig aneinander und gemächlich folgen sie dem Fahnenträger. Der hat ja gar die Fahne aus der Blechbüchse genommen und sie auf die Stange gehangen. Hat es wohl gethan, damit die Leute in der Dunkelheit den Weiser besser gewahren, oder vielleicht hat er die Fahne schon entfaltet, weil heut' der Einzug in Zell sein wird? Ihr Lob- und Bußgesang schallt in den Berghängen, an welchen schon der Schimmer des Morgenrothes liegt.

Die Kreuzschaar trottet davon; im Wirthshause auf der Höh' aber geht der Friedel herum, sammelt die Knochen der gestern zu Gottes Ehre verzehrten Lämmer für neue Suppen, lockert im Stallboden das Heu und das Stroh für neue Schläfer und hat den ganzen Tag für sich etwas zu lachen.

Und die Wallfahrer? Die sind am selbigen Abend glücklich nach Zell gekommen. Mit der rothen Fahne und mit Musik sind sie eingezogen in die große weltberühmte Kirche; und hoch auf dem Thurm ist geläutet worden mit allen Glocken. Kommt auf 38 Gulden zu stehen, der Einzug; doch die Kirchschlager lassen sich's kosten, damit es bei den Zeller Bürgern heißt: Ja, die Kirchschlager, die können sich's kosten lassen!

Vor Allem nun — und das ist auch das Nöthigste! — suchen die Kirchschlager Leute die Beichtstühle auf. Alles schon besetzt, und sieht man wieder einmal, wie sündig diese Welt ist. Nun, da sie warten müssen, werfen sie sich auf die Knie

und rutschen knieend dreimal um den Gnadenaltar, der mitten in der Kirche steht. Die Mechtildis wohl auch. — Reiche Leute freilich, die können sich neue Schürzen und Unterröcke kaufen; unsere arme Magd aber rutscht aus Ersparungsrücksichten auf den bloßen Knieen. Die großen breiten Steine thun ihr gar nicht weh, wo aber so ein kleines, scharfes Sandkörnlein liegt, und sie kommt darauf, da möcht' sie schier zusammensinken vor Noth. Doch starkmüthig überwindet sie den Schmerz, nur die „Zellermutter" sieht ihr Weh, ihr sei es geopfert. — 's wär' gut, wenn's ein wenig schneller ginge, denn ihr auf den Fersen nach rutscht der Michel. Schier wollen der armen Magd beunruhigende Gedanken kommen, ob Ersparungsrücksichten hier doch wohl am Platz! Doch, ergeben, wie sie ist, überläßt sie Alles der Gebenedeiten.

Nach diesem Bußrutschen flüstert der Bursche zur Magd: „Ich denk', Mechtild, wir gehen erst morgen früh zur Beichte."

„Ich denk' auch, Michel."

Und nach solcher Eingangsandacht versammeln sie sich in ein Wirthshaus.

Wir aber hätten schier noch Lust, ein wenig in der Kirche zu bleiben, in welche durch die hohen Fenster das Abendroth strahlt, und in welcher vor dem Gnadenaltare ewig die stillen Kerzenflammen brennen.

Ein altes Weiblein kauert einsam davor und betet. Es betet von Herzen; es ist nicht gekommen, um sich zu ergötzen; es ist gekommen, um Trost zu suchen in seiner harten Lage, da es von allen Menschen völlig verlassen ist. Und das Mütterlein, das Alles hat begraben, woran jemals ihr Herz gehangen, das keine Hoffnung mehr hat auf dieser Erde als die auf ein baldig Ende und auf das Wiederfinden der Ihren dort

im Himmelssaal — es wird getröstet und gestärkt vor diesem Bildnisse; denn nimmer gebrochen ist die Wundermacht — lebt nur der Glaube.

Darum wollen wir still und ohne Lächeln an der Beterin und der Angebeteten vorübergehen und dankbar preisen den Allvater, der Jedem, auch dem Aermsten im Geiste, von seiner allgestaltigen Gnade spendet.

Genießen ja doch auch unsere wackeren Kirchschlager im Wirthshause von solcher Gnade, da sie guter Dinge werden und Gott einen guten Mann sein lassen.

Der Caplan ist freundlich eingeladen, im Pfarrhofe zu übernachten; aber er sieht es wohl, er kann, darf seine Schäflein nicht verlassen in den unbekannten Räumen des Wirthshauses, um so weniger, da die Meisten erst morgen zur Beichte gehen.

Wir wollen Alles getrost dem Schutze des Himmels anheimstellen und freuen uns nur, daß unsere zwei Bekannten des andern Morgens ehestens Gelegenheit haben, an den Beichtstuhl zu kommen. — Der Michel kniet lange davor, und als er endlich fertig ist, schleicht er ganz duckmäusig gegen die Altarnische hin, in welcher unter Glas und Rahmen ein „heiliger Leib" ruht. Vor diesem heiligen Leibe soll er, einem Auftrage des Beichtigers gemäß, seine Bußandacht verrichten.

Vor einem heiligen Leib, der blos aus Wachs ist, thut es doppelt weh, zu knieen. Bald, zum Glücke oder zum Unglücke, schleicht auch die Mechtild heran; nicht gar weit von dem Burschen kniet sie hin, blickt ihn aber nicht an, sondern thut ihr Bußgebet. Dann erheben sich Beide, weichen sich aus und kommen immer wieder zusammen, und endlich draußen in der Capelle, in welcher der heilige Brunnen fließt,

der Brunnen des Lebens, der gut ist gegen schlechte Augen, gegen Lahmheit, gegen andere Gebrechen und sonderlich gegen den Durst — dort ist es, wo sich die beiden jungen Leutchen wieder begegnen, und wo der Michel das Wort flüstert: „Mechtild!"

Das erstemal weist sie ihm keine Antwort, sondern lugt gegen ihre Fußspitze hinab.

„Mechtild!" sagt der Michel noch einmal.

„Was willst denn?" haucht sie.

„Du bist ja ganz dasig; was hat er denn zu Dir gesagt?"

„Wer?"

„Na, der geistlich' Herr."

„Was wird er denn auch gesagt haben?" entgegnet sie fast unwirsch.

„Wird schon was gesagt haben," versetzt er.

„Was hat er denn zu Dir gesagt?" ergreift jetzt sie die Frage.

„Zu mir?" murmelt der Bursche, „was wird er denn gesagt haben!"

„Wird schon was gesagt haben," erwidert sie hierauf.

„G'rad' still ist er nicht gewesen," giebt er bei. — Und das ist am heiligen Brunnen der Discurs.

Hierauf nimmt der Bursche den blechernen Schöpflöffel, der beim steinernen Becken an einem Kettchen hängt (weil es Wallfahrer giebt, die nicht allein das heilige Wasser, sondern auch den Schöpflöffel gern bei sich haben möchten), diesen Löffel nimmt der Michel in die Hand und schöpft und trinkt, daß alles Uebel von seinem Leibe solle gebannt sein. Dann reicht er dem Mädchen das volle Pfannchen: „Willst auch?"

„Kann mir schon selber schöpfen", ist die Antwort. Sie schöpft und trinkt aber nicht.

„Bist harb auf mich?" fragt der Bursche.

„Weißt, was mir der Beichtvater gesagt hat?" frägt sie entgegen.

„Ja, was wird er Dir denn gesagt haben?" frägt der Michel wieder zurück.

„Er hat gesagt," flüstert sie und plätschert mit dem Schöpflöffel, „der geistliche Herr hat gesagt, ich und Du — wir sollten uns meiden."

„Das hat er zu mir auch gesagt," versetzt der Bursche. „Gelt ja!"

„Was hätt' er denn sonst sagen sollen?" meint der Michel, „das ist ja schon so der Brauch. Weißt, Mechtild, der Kirchschlager Pfarrer, der hat vor vierzehn Tagen so scharf gegen das Kartenspiel gepredigt; am selbigen Tag sitzt er beim Schwanenwirth und kartelt mit dem Kaufmann und mit dem Schulmeister bis zwölf in der Nacht. Hat ja Recht, wenn's ihn freut; aber predigen muß er, und predigt er gegen die Karten nicht, so predigt er gegen das Trinken oder gegen was Anderes, und überall kann er sich selber treffen. — Ja, Mädel, das muß der Mensch nicht so krumm nehmen."

„Aber die Höll', Michel, die Höll'!"

„Die fürcht' ich nicht," sagt der Bursche trotzig — sagt es vor dem heiligen Brunnen in Zell.

„Bist denn Du ein Heid' geworden!" ruft die Mechtild, „was gehst denn zur Beicht?"

„Weil's der Brauch ist."

„Ich aber sag' Dir, Michel, ich mag Dich nicht!" begehrt das Mädchen auf, „wenn zwei ledige Leut' so mit-

einander gehen, so ist das eine Schlechtigkeit. Ein garstig Leben ist's und ein böses Beispiel!"

„Das, Mechtild," versetzt der Bursche langsam, „das laß' ich Dir gelten. Aber schlecht will ich nicht sein, 's selb kannst mir glauben — und wenn ich's überleg', 's ist wahr, unsere Bekanntschaft schickt sich nicht; müssen es anders machen."

Da wird das Mädel blaß vor Schreck.

„Ein End' haben muß die Liebschaft!" sagt der Michel, „aber Dich laß' ich nicht!"

„Was willst denn?" frägt sie ängstlich.

„Heiraten will ich Dich und gleich auf der Stell'! Sagst ja?"

Sie sagt nicht nein, und das kann ihm genug sein.

Und darauf, wenn ich schon Alles so haarklein erzählen will, trinken sie Wasser — trinken vom Brunnen des Lebens.

Und nach all' den verrichteten Andachten kehren die Kirchschlager wieder zurück in ihr Heim, und am Sonntag darauf verkündet der Pfarrer, der vor Wochen die Wallfahrt verkündet hat, folgende Nachricht:

„Es wollen sich verehelichen: Der Bräutigam Michel Partensteiner, katholisch, großjährig, bisher im Dienste beim Kranzbauer. — Die Braut: Mechtildis Klinger, katholisch, minderjährig, derzeit im Dienste auf der unteren Leuth. Diese Brautleute werden zur Aufdeckung eines allfälligen Ehehindernisses verkündet heut das erstemal."

Ein Ehehinderniß ist nicht aufgedeckt worden; im Gegentheile hat der Vormund des Mädchens diesem eine kleine Erbschaft zugewiesen. Frisch geheiratet wird, und jetzt sag' mir noch Einer, daß das Wallfahren zu nichts nütze ist!

# Der Bethruder.

An dem Schmied-im-Berg sollten wir uns ein Beispiel nehmen, wir Kinder der Welt. Nicht just, weil er die feinsten Hufeisen und die besten Nägel geschmiedet hat, sondern, weil er schließlich zu der Schlosserei gegangen ist, um sich die Pforten der Hölle zu versperren und mit allerlei Nachschlüsseln den Himmel aufzuschließen.

Der Schmied-im-Berg Paul, der betet, fastet und beichtet, was das Zeug hält, er will nachgerade mit Sturm in den Himmel hinein. An dieser Welt ist ihm gar nichts gelegen, ihr auch nicht an ihm; sie läßt ihm kaum einen guten Faden am Rock und selbst die schlechten noch macht der Regen naß. Ja, weil er eben kein Dach hat. Im Sommer schläft er unter irgend einem Baum des Waldes, unter einem Korndeckel des Feldes, oder unter einem Heuschober der Wiese. Im Winter schleicht er in die Ställe der Bauern und ruht beim lieben Vieh. Sein Besitzthum, die Schmiede-im-Berg — Gott hat sie selig, sie ist verwallfahrtet. Der Paul hat einmal in ihr gearbeitet, alte Leute können sich daran noch erinnern; der Paul hat prächtige Muskeln zum Hämmern besessen. Aber — man wird's nicht glauben wollen — das Fegefeuer hat er in seiner Schmiede gehabt. Verheiratet war er nicht; in der Esse hat er die armen Seelen winseln ge-

hört. Geſehen hat er nie eine; aber ein Stöhnen und Aechzen und Weinen war das in der Gluth, ein Seufzen und verſchmachtendes Jammern — gar ſchauderlich zu vernehmen.

Huſchte eines Tages die alte Haarklauber-Greg in die Schmiede, ein buckliges Weiblein mit einem Kopf, ſo groß wie ein Melkzuber, weil er mit zahlloſen Tüchern und Fetzen umwunden war; von ihrem Geſicht bekamen die Leute nie mehr zu ſehen, als ein gelbes Zwiebelchen, das ſie für die Naſe hielten, und bisweilen ein ſcharf zuckendes Fünklein, welches man als das Auge erkannte. Die Greg litt — 's iſt eben gar nicht zum Lachen — an der Gicht und deshalb trug ſie ſtets den Wuſt um das Haupt.

So war ſie denn einſt in die Schmiede gehuſcht, um ſich an der Eſſe die Finger zu wärmen.

„Du Paul," ſagte ſie plötzlich, „das Winſeln da in Deinem Feuer!"

„Ja Du," antwortete der Schmied und trat auf den Hebel des Blaſebalgs, weil er ſelber die Dampfmaſchine war. „Ja Du, das iſt mir auch ſchon aufgefallen. 's iſt heut nicht das erſtemal, eine gute Weil' her, daß es ſchon ſo pfeift."

„Und Du ſtehſt da?" rief die Greg entſetzt, „und Du hämmerſt in den Tag hinein? Und Du gehſt zu keinem Geiſtlichen?"

„Geiſtlichen? Bigott ja warum denn?"

„Du Narr," ſchrie die Alte aus ihrer Vermummung, „und Dir fällt's wahrhaftig nicht ein, was da ſo winſelt und ſchreit? Die armen Seelen ſind es, Du Tropf! Deine verſtorbenen Verwandten, Dein Vater und Deine Mutter!"

Jetzt glitt dem Schmied die Zange aus der Hand, mit der er juſt einen Eiſenklumpen in das ſprühende Feuer legen

wollte. Er wurde — ſo weit es der Ruß ſeines Geſichtes zuließ — todtenblaß, er gedachte der Geſchichten, die ſeine Ahne ſo oft von den armen Seelen erzählt hatte; gedachte der Angſt ſeiner Mutter, die den Tod nur des darauffolgenden Fegefeuers wegen gar ſo ſehr gefürchtet hatte; gedachte des längſt verſtorbenen Vaters, der ihm mehrmals ſchon im Traume erſchienen war, mit aufgehobenen Händen, als ob er um etwas bitten wollte. Ja, um Erlöſung flehte er ſein Kind an, um Befreiung aus der ſchrecklichen Gluth, die der gerechte Gott hat angefacht, um die läßlichen Sünden — die Todſünden führen ohnehin ſchnurgerade zur ewigen Hölle hinab — von den Menſchenſeelen wegzufegen.

„Jeſus Maria!“ hauchte jetzt der Paul, „die armen Seelen!“

„Hörſt Du's jetzt wieder?“ rief das aberwitzige Weib, „ich kenn' ſchier die Stimm', 's iſt Deine Mutter, die hat manchem armen gichtkranken Weibel das Almoſen verſagt, hörſt Du, jetzt ſetzt ihr der Schwarze die glühende Ofengabel in die Seite. Und Deine verſtorbene Schweſter, Du weißt es recht gut, wie ſich die aufgeführt hat mit dem Urlauber-Hans, jetzt kocht ſie in Schwefel und Pech —.“ Weiter konnte ſie nicht keifen, der Schmied jagte ſie zur Thüre hinaus.

Was war's nütze? Das Geſpenſt war doch bei ihm zurückgeblieben, es klagte in der Feuergrube, es ſpukte in ſeinem Herzen. Schließlich kam ihm das Grauen mit aller Gewalt, er floh aus der Schmiede, eilte dem Pfarrhofe zu.

Heut iſt der ſelbige Pfarrer ſchon todt; damals aber war er ſo friſch bei der Lunge, daß ſie es im halben Dorfe hörten, wie er den zitternden Nagelſchmied ausgelacht.

„Die armen Seelen!“ rief der geiſtliche Herr, „nur *eine* ſolche dürft' in Deiner Werkſtatt ſein und das iſt die Deinige.“

„Aber es winselt, Herr Hochwürden, es winselt so stark!"

„So wird der Blasebalg ein Loch haben."

„Ich trau' nicht, ich trau' nicht! ich werd' mich nicht weit irren, wenn ich sage, meiner Eltern arme Seelen verlangen eine Hilfe. Herr Hochwürden, ich zahl' dieweil drei Messen, 'leicht wird's darauf besser."

Klopfte der Pfarrer dem Manne auf die Achsel: „Paul, schlag' Dir das Zeugs aus dem Kopf und geh' wieder ruhig an Deine Arbeit. Um die Verstorbenen hast Du Dich nicht zu sorgen, die schließ' ich täglich in meine Mess' ein."

Der Paul ging kopfschüttelnd davon: „Ist mir das ein Geistlicher, hat zwölf Jahr studirt und weiß kein Mittel für arme Seelen. Wenn sein Einschließen in die Mess' was nutz ist, was winseln sie dann in meinem Feuer!"

Da er es aber in der Schmiede immer wieder so schauerlich stöhnen und pfeifen hörte, so oft er die Esse speiste — verließ er endlich die Werkstatt, ging zu allen Priestern der Nachbarspfarreien, klagte ihnen seine Noth und bat sie um Rath und Hilfe für seine Verwandten im Fegfeuer.

Aber der Eine sagte: „Lieber Freund, laß das der Barmherzigkeit Gottes über und thu' Deine Pflicht, die Dir auf Erden ist auferlegt, auf das Du dereinst im Frieden magst entschlafen." — Der Andere sagte: „Wollt' Dir gern helfen, Mann Gottes, aber Du und Deine Schmiede gehören nicht in meinen Sprengel." Und ein Dritter sagte: „Schmied, Ihr seid ein Halbnarr!"

Mit solchem Bescheid mußte der gute Mann wieder wandern. Der alten Greg — obwohl sie ein frommes Weib, die allerhand Eingebungen hat — wollte er nicht glauben, hätte er die Sach' nicht mit eigenen Ohren gehört, die Erscheinungen in der Nacht nicht mit eigenen Augen gesehen,

und ſagte ihm nicht fort und fort eine innere Stimme: „Ja, Paul, ſie ſitzen im Fegfeuer und leiden unbeſchreibbare Pein. Mußt ihnen helfen!“ —

Aber wie nur helfen? Die weltlichen Leut' verſtehen nichts davon, und die geiſtlichen wollen nichts davon wiſſen. Die armen verlaſſenen Seelen leiden bittere Marter, und ſo Herren da wollen nicht einmal die Schmiede ausſegnen, die Eſſe mit Weihwaſſer beſprengen — leben viel lieber in Luſt und Freuden!

Endlich, faſt eine Tagereiſe von ſeiner Heimat fern, in einem Wallfahrtsorte, hat der Paul den Rechten gefunden. Es war ein blaſſer, demüthiger Mann, hielt die Hände ſtets über der Bruſt gefaltet, ſchlug die Augen gegen Himmel hinauf, wo Gott wohnt, oder ſenkte ſie zur Erde hinab, allwo die Menſchen dereinſt in Staub zerfallen.

Dieſer fromme Mann war dem Schmied-im-Berg angerathen worden und dieſem erzählte er nun ſeine Angſt, ſein ganzes Anliegen, vom Tode der Ahne an bis zu dem grauenhaften Winſeln in der Feuergrube.

„Der Herr iſt langmüthig, aber gerecht,“ ſagte der fromme Mann und hob ſein Auge ergebungsvoll zur Höhe. „Unſer Troſt, guter Freund, iſt die heilige Meſſe. Ich zweifle nicht, daß Ihr deren ſo viele zum Wohle Eurer Angehörigen leſen laſſen und denſelben beiwohnen wollet, bis die Stimmen im Feuer und in Eurem Gewiſſen zur Ruhe gekommen ſein werden.“

Der Paul athmete auf, bat den frommen Mann inſtändig, eine Wochenmeſſe auf jeden Freitag zuzuſagen und das Geld dafür in Empfang zu nehmen.

Der fromme Mann machte eine abwehrende Bewegung: nur nichts von Geld! 's iſt irdiſcher Tand! . . . aber zwei Finger waren an ſeiner Linken, die nahmen die Banknoten

langsam und gelassen zwischen sich und zwar mit einer Fertigkeit und Sicherheit, jener gleich, mit welcher Paul's Zange sonst den glühenden Eisenklumpen aus dem Feuer hob.

Glückselig kehrte der Paul nach Hause zurück. Das Winseln in der Esse hatte um ein Bedeutendes nachgelassen, jedoch vollständig war es nicht behoben. Es fehlte noch allerlei und zu manchem Freitag wanderte der Schmied dem Wallfahrtsorte zu.

Ganz merkwürdig indeß; der Spuk war nicht in Paul's Esse allein, auch an seinen Nägeln merkten ihn die Leute. Die Nägel waren nicht mehr so glatt und zähe, wie einst; sie waren höckerig, sie waren spröde. Da kaufte man die Waare anderswo. Die Schmiede kam in fremde Hand und der neue Besitzer ließ den Blasebalg flicken, brannte bessere Kohlen — da waren die Seelen erlöst. Der Paul hatte weidlich Zeit zum Wallfahrten und Messehören. Von Kirche zu Kirche sah man ihn wandern, mit bloßem Haupt, die Lederkappe stets in den Händen. Wo er ging und stand, er betete; jetzt wußte er auch, wie weit es zum Wallfahrtsort war, wo der fromme Mann lebte. Fünfzehn Rosenkränze war es weit, denn so viele vermochte er unterwegs abzubeten. Zuweilen sah man auch die alte Greg mit dem melkzubergroßen Kopf an seiner Seite humpeln. Sie führten erbauliche Gespräche über Himmel und Hölle; sie wichen den weltlichen Leuten aus, sie warnten einander vor — der Geistlichkeit. „Nur wenige Fromme sind darunter, die Anderen haben nur so den Schafspelz über. Die Bischöfe sind auch nichts mehr nutz, sie führen an den Fasttagen das Schweineschmalz ein. Der höllische Drach' ist losgelassen und verschlingt die Menschenseelen, wie der Bär die Ameisen. Man kann nicht genug wachen und beten." Aber der alten Greg waren auf die Länge

Paul's Roſenkränze nicht recht, ſie betete lieber Litaneien und ſonſtige Stoßſeufzer und ſo trennten ſich die Wege der Beiden immer wieder.

Die Umwandlung des Arbeiters in den Betbruder iſt nun erzählt. Es war aber keine Ruh' beim Paul. Die böſen Träume hielten noch an, im ſchlummernden Gehirn das fortzuſpinnen, was das wachende ſann. Und das Beten und Wallfahrten war dem Paul endlich zur Gewohnheit geworden.

Noch heute als Bettelmann treibt er's. Den Hunger duldet er, weil er nichts zu eſſen hat; aber den Durſt leidet er aus freier Wahl. Schmachtend wankt er an den friſcheſten Quellen vorüber und trinkt nicht. Das thut er Gott zu Liebe. In den Kirchen kniet er auf den ſchärfſten Steinen, ohne in den vorhandenen Bänken zu ſitzen; thut es Gott zu Liebe. Aber Gott ſoll erkenntlich ſein, ſoll es den armen Seelen zu Gute halten, und was die Hauptſache iſt, einen handſamen Platz dem Paul im Himmel bereiten.

Die alte Haarklauber-Greg iſt geſtorben, hat ſich aber vor ihrem Tode noch allerlei gute Werke ausbedungen, die der Paul für ihr Seelenheil verrichten ſoll. — Thut es ja gern. Beten und Büßen, das ſind die guten Werke, welche ihm ſeine Roſenkranzbruderſchaften vorſchreiben.

Sein Haar iſt gebleicht vor Gram, vor Alter und von der Sonne, da er ja ſo ſelten den Hut auf hat. Ein Troſt iſt in ihm. Er hat ſein Lebtag keinen Ablaß verſäumt, weder einen vollkommenen, noch einen unvollkommenen. Er hat alle Wallfahrtsorte, Miſſionen und Kirchweihen beſucht; er hat alle Bittgänge und frommen Aufzüge mitgemacht, die zu erreichen ihm nur möglich waren. Er trägt Amulette und Bildchen aus allen Gnadenorten mit ſich; ſeine Stirn iſt mit Weihwaſſer aus allen Keſſeln der ganzen Diöceſe beſprengt.

Es ſteht kein Beichtſtuhl im Kreis, keine Bildſäule im Wald und auf der Heid', wovor er nicht gekniet wäre. Es giebt keinen Baum an den Straßen, an welchem er nicht ſeine frommen Gedanken gemacht, keine Hausthüre im Gau, an welcher er nicht gebettelt hätte.

Reicht man ihm ein Almoſen, ſo ſagt er: „Vergelt Euch's Gott in den Himmel hinauf und nimmer herab!" Der Himmel, der Himmel, der iſt ihm das Höchſte — natürlich. Wäre inſoweit ja in der Ordnung, hätte nur die arme Menſchenſeele ihren Frieden, aber das Fegfeuer und die Hölle! Der Höllengedanke iſt des Mannes böſer Dämon bei Tag und Nacht, der ihm das Sonnenlicht und die Himmelshoffnung vergällt. Die Erde hat kein Leid, das ihm ſo tief zu Herzen ginge, als die Angſt vor der ewigen Hölle. Ein Körper voll Elend, eine Seele voll Pein — ſo zittert dieſes armen Mannes Leben dahin und mit jedem Schritt dem Tode näher wächſt die Angſt: und die Religion, die Anderen als freundlicher Engel am Grabe ſteht, wird ihm in der Sterbeſtunde zum Schreckgeſpenſt . . .

's iſt eben ein Sonderling, der Paul, meint Ihr? Nein, es iſt leider eine Type. In unſerem ſchönen Lande wanken ſie herum zu Hunderten. Sie ſäen nicht, ſie ernten nicht und das Land ernährt ſie doch. Sie üben nichts Erſprießliches und lechzen doch nach himmliſchem Lohn; ſie begehen keine Unthat und dennoch giebt es keinen Böſewicht im weiten Reich, der das Hochgericht ſo ſehr fürchtete, als dieſe Armen den Heimgang zur Ruhe!

Wer hat das Fegfeuer in die harmloſen Herzen geſchleudert? Wann endet eine ſolche Peinigung unſerer Mitmenſchen? Wer unter uns wird dieſer armen Seelen Erlöſer ſein?

# Der Lotterienarr.

Der Lipp, das ist ein Mann, der einmal gern lachte. Er war aber nicht Jünger jenes Philosophen, der die Welt belachte und sich selbst beweinte, nein, auch sich selbst belachte der Lipp. Bei Allem, was er dachte, sprach und that, lachte er still und heiter vor sich hin, lachte in seine Tabakspfeife hinein. Er hatte wohl Ursache zur Heiterkeit, denn ihm gingen alle Wünsche in Erfüllung, weil er sich eben nur das wünschte, was bei ihm leicht in Erfüllung gehen konnte. Der „liebe Gesund" und ein „leidlich guter Weg" für sein Fuhrwerk war ihm die höchste Gunst des Schicksals. Er war Kohlenführer und kam mit seinem schwarzen Gefährte jeden Tag von den Köhlereien im Gebirge in das Dorf Niederleuth, wo die Gewerkschaften sind. Aber es gehörten die Kohlen nicht ihm und es gehörten die Pferde nicht ihm; und seine läßlichen Sünden waren die, daß er sich bis nun in sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr noch gar nichts erworben hatte, als das tägliche Brot und den guten Appetit dazu. Unter solchen Verhältnissen nun hatte er freilich leicht lachen.

So saß er jeden Tag auf seinem hochgeschichteten Kohlenwagen, wie auf einem Thron und hielt den Leitriemen der Pferde in der Hand, sang bisweilen ein keckes Standliedel und bot jedem Vorübergehenden, Vorüberfahrenden ein gutes

Wort an. Nicht ein einzigmal kam er mit anderen Fuhrleuten des Ausweichens wegen in Streit; wenn ihm aber Jemand eine Pfeife Tabak ſchenkte, ſo war er dafür ſo dankbar, daß er den Wohlthäter, wo und ſo oft er ihm auch begegnen konnte, immer ſchon von weitem anlachte.

Der Lipp war durchaus zufrieden mit dem, was er war und hatte, gleichwohl er im Dorfe allerlei Dinge ſah, die ihm gefielen. Da ſtanden am Wege die Wirthshäuſer, und er hätte den Durſt dazu; da hatte der Kaufmann in ſeinem Glaskaſten neue Taſchenmeſſer und Peitſchenſtäbe aufgeſtellt. Eine ſilberne Sackuhr, wie ſie dort im Eckhauſe zu kaufen, wäre ein unterhaltſam Ding den Bergweg entlang. Mancher der Dorfbürger hatte ein flinkes Rößlein und ein Steirerwägelchen d'ran und da ſaß er drin und kutſchirte flott durch die Gaſſen und hatte eine feine Cigarre im Mund. Und wenn er wollte, ſo lenkte er um, fuhr luſtig ſeinem Hauſe zu, wo das Weib war mit dem Kälberbraten, mit dem Kaffee . . . .

Wer's hat, der braucht's, dachte ſich der Kohlenführer, arm iſt nicht, wer wenig hat, ſondern, wer viel braucht.

Beim Tabakverleger war des Lipp Haltſtation; und während ihm ſein Tabak in's Papier geſchlagen wurde, ſah der Kohlenführer die weiße Tafel an, die über dem Fenſterchen ſtand. Auf der Tafel war geſchrieben: „K. k. Lotto-Collectur."

Da lächelte der Lipp nur ſo ſtill vor ſich hin: „Kriegſt mich nicht d'ran, mir ſind meine zehn Kreuzer, die ich hab', lieber wie Dein Terno, den ich nicht krieg'."

Aber die Wirthshäuſer ſtanden halt immer an der Straße, und der Kaufmann und der Uhrenhändler öffneten jeden Tag ihre Glaskäſten, und die Steirerwägelchen wirbelten Straßenſtaub und Begierden auf, und die weiße Tafel beim

Tabakverleger schrie dem Kohlenführer jeden Tag in's Auge: „K. k. Lotto-Collectur!"

Wie geht der Spruch? „Wer alleweil setzt, ist ein Narr, und wer nie setzt, ist auch einer."

Ein Narr zu sein, das wäre dem Lipp doch zu dumm. Auch träumte ihm in der Nacht seines Geburtstages von sieben Rössern mit umgekehrten Füßen. Sieben Rösser haben achtundzwanzig Füße, giebt 7, 28, und letztere Zahl, wie die Füße umgekehrt, giebt 82. — Da legte er eines Tages zwei Silberzehner vor den Tabakverleger: „Für Zehni Tabak, für Zehni auf Ambo-Terno."

Der Alte gab mürrisch den Tabak, gab mürrisch den Setzschein, und der Lipp fuhr damit schmunzelnd seiner Köhlerei zu Auf dem ganzen Weg dachte er an den Terno. — „Aber, das sag' ich: wenn ich was gewinn', die Halbscheid' davon geb' ich den Armen. Meine Pfarrkirch' soll auch was haben von der Sach'. Für mich behalt' ich nur, was ich nothwendig brauch'."

Da gehen zwei Wochen hin. Und eines Tages erschrickt der gute Lipp, bis in's Herz hinein. Wie ein Messerstich ist's ihm, als er die Nachricht erfährt, auf dem Brette stünden drei rothe Nummern: 7, 28 und 82. Von der Kohlenfuhr' kollert er herab, in die Collectur wirbelt er: „Herr Verleger, ist's denn wahr,? ist's richtig wahr? Die rothen Ziffern da draußen, sind sie's? — Jesses und Josef, und wie viel krieg ich denn?"

Wie viel! —

„Dreihundert und etliche fünfzig Gulden," meint der Collectant, „ja, aber heut' ist noch nichts da. Frag' er sich in ein paar Tagen an."

Der Lipp fährt nach Hause. Er haut auf die Pferde ein, sie trotten heute gar so träge. Und wenn er unterwegs wen

anſpricht, ſo lacht er nicht mehr ſtill dabei, er lacht laut. „Alſo, Lipp," redet er dann mit ſich ſelber, „jetzt, was hebſt an? wozu brauchſt Du Dein Geld?" — Wozu! — Wenn! Wie viel? Wozu? — Es war kein Schlafen in der Nacht.

„Ein Rößlein, Lipp, ein Rößlein ſollſt Du Dir jetzt kaufen, und ein feines Wäglein dazu für beſſeres Fuhrwerk. Das Kohlenführen iſt nichts mehr für Dich. Mußt Dich jetzt ordentlich weiß waſchen, Lipp; neue Kleider, na, die verſtehen ſich von ſelber. Was ſollſt im Gebirg' oben? In Niederleuth pachteſt Dir eine Wohnung, einen Stall; das Geſchäft wird gehen; etlich' Jährchen und Du haſt ein Haus. Das Weib kannſt gar ſchon früher nehmen. Biſt nur erſt weiß gewaſchen, Kohlenführer Lipp, ſo biſt ein ſauberer Kerl über und über; Du kriegſt Eine! Eine Tüchtige kriegſt, Eine mit Geld! — Kehr' die Hand um, biſt Bürger von Niederleuth, ein Groß-händler. Na, Lipp, lug einmal, wer hätt' das gedacht, jetzt iſt ein reicher Mann aus Dir geworden." —

Endlich iſt das Geld da. Es iſt nicht ganz ſo viel, als der Lipp erwartet; die Steuer iſt ſchon des Teufels, keinen Kreuzer hat ſie geſetzt und will vom Gewinn was haben. Jetzt macht die Sach' nicht viel über dreihundert Gulden. — Dann, der alte, grämige Lotto-Collectant, — der ſich ohnehin lediglich nur vom Tabakſchnupfen zu ernähren ſcheint — der muß wohl bitten um ſein Gebühr. Fünfzehn Gulden oder zwanzig, weil Gott den Lipp ſchon ſo habe beſeguet. — Ein ſaures Geſicht, das ſonſt gelächelt hat. — Mit zweihundert achtzig Gulden Roß und Wagen und einen neuen Anzug und eine Taſchenuhr; — es geht gerade noch, und daß etliche Groſchen übrig bleiben. — Ein paar gute Tage muß ſich der Lipp jetzt doch anthun, hat ohnehin ſein Lebtag nichts Rechtes genoſſen.

Luſtig kutſchirt er mit ſeinem neuen Gefährte, mit ſeinem Gefährte, durch das Thal, und dabei lacht er laut: man ſoll ihn hören, daß er da iſt. Iſt's aber zum Ausweichen, ſo zault er wüſt mit den Fuhrleuten. An den Thüren der Gaſthäuſer ſtehen freundlich ſchäkernde Wirthinnen, alte und junge; ein friſcher Trunk für den Ternomann, eine Handvoll Hafer für ſein Rößlein! Geld findet überall höfliche Leute. Ja, mehr noch — bald hatte der Lipp auch ein flachshaarig Mägdlein bei ſich auf dem Wagen.

Am neunten Tage nach dem Terno macht der Lipp ſeine erſten Schulden. Am Steirerwägelchen bricht ein Rad. — „Der Wagner iſt ſo gut. Seine Sach' dafür wird er ſchon kriegen."

In die Lotto-Collectur trägt er wöchentlich ſeinen Gulden. Wer oft und viel ſetzt, der muß doch wohl gewinnen; dazu jede Nacht einen Traum, der auf allerlei Ziffern und Zahlen deutet. „'s kommt noch was nach!"

Aber es läßt ſo lange auf ſich warten, und das Lachen wird nach und nach wieder kleinlaut. Der feine Wagen iſt vertauſcht gegen einen Karren. Die Kleider haben ihren Glanz verloren und ſind fadenſcheinig; die ſilberne Uhr — ei, wozu braucht der Lipp eine Uhr, wenn Mittagsſtunde iſt, da knurrt ſchon der Magen, und zur Nachtzeit ſchreit alle Stunden das Kleine.

„Geſperrt ſind die Nummern, die unſereiner ſetzt, ſonſt müßten ſie kommen! — Oh, ſie werden noch kommen!" — Ein Stück Fleiſch für das kränkliche Weib wäre nicht von Uebel, aber die Groſchen wandern in die Lotto-Collectur. — Das Pferd iſt auch verkauft; der Lipp hat das Lachen verlernt und grinſend nur mehr bewirbt er ſich wieder um einen Kohlentransport. Da, noch zu rechter Zeit — ein zweiter

Gewinn in der Lotterie. Freilich nur ein Ambo mit vier Gulden. Aber der Lipp ſchreit's aus: „Seht Ihr's! ſeht Ihr's! Hab' ich's nicht geſagt? Oh, es wird ſchon noch mehr kommen!"

Dieweilen freilich, dieweilen ſitzt er wieder auf ſeinem ſchwarzen Throne der Kohlenfuhren, und ſeiner Familie iſt eine Waldhütte angewieſen worden. Nur einſtweilen, meint der Lipp, er baut ſich ja ein Haus, ein Haus in Niederleuth.

Und ſo treibt er's noch heute. Er verſetzt ſein Geld in der Lotterie; er ſtiert mit wilden Augen nach jeder Ziehung auf die herausgekommenen Nummern, aber es iſt ganz verwünſcht, die ſeinen ſind „geſperrt".

Sein Geſicht iſt wieder ſo ruſſig wie früher, aber das Lachen, das ſtille heitere Lachen hat er verlernt, der arme Narr.

Und über dem Fenſter des Tabakverlegers ſteht heute noch die Tafel und grinſt auf Reich und Arm, auf Alt und Jung herab: „K. k. Lotto-Collectur."

# Seine Geſtrengen!

Iſt einmal eine Zeit geweſen, da es vier Gottheiten gab. Da war: Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geiſt und der „Herr Verwalter“. Bei dem Kreuzzeichen wurde demnach das vierte Kreuz wohl ſinnig unten am Bauch gemacht. Die vierte göttliche Perſon war die ſtrengſte und die gefürchtetſte. Bei den erſteren war zuweilen durch Gebet was zu erlangen, bei der letzteren ging's nicht ohne handgreifliche Opfer.

Der Herr Verwalter war mächtig, wie Einer; ſein Wille geſchah im ganzen Gau. Da war in der Gerichtsſtube eine Bank, die diente nicht allein zum Sitzen! Die vier letzten Dinge ſind Manchem nicht ſo ſchrecklich vorgekommen, als die einfache Bank mit ihren vier kernfeſten Füßen. Der Herr Verwalter war allweiſe; was er ſagte, that oder befahl, war recht und unfehlbar, und wenn er ſagte: „Die Sonne ſcheint in der Nacht und am Tage der Mond“, ſo verſetzten die Bauern höchſtens kleinlaut: „Schau, bei unſerem Aufwachſen iſt's juſt umgekehrt geweſen“. Und wenn er ſagte: „Zwei Gulden ſteuert Ihr für die Wieſe und zwei Gulden für den Acker, alſo zuſammen neun Gulden!“ und er deutete mit dem Stock dazu, ſo glaubten es die Bauern und murmelten: „Wohl ſo, wohl ſo, geſtrenger Herr Gnaden, zweimal zwei iſt neun“.

Eine der göttlichen Eigenschaften fehlte dem Herrn Verwalter, und der Mangel derselben hat ihn zu Grunde gerichtet: ewig war er nicht. Heute ist das Schloß verfallen, oder es hantirt der Gemeindevorstand, ein Bauer, in des gestrengen Verwalters Kanzlei, und in des Herrn Verwalters zerzauster Perücke nisten die Mäuse. Und ein lustiges Schreiberlein sitzt in der Kammer und schreibt ein boshaftes Capitel über den hochgebornen, hochwichtigen und hochgestrengen Herrn Verwalter. Dereinstmalen ist mit biegsamen Gänsefedern geschrieben worden und haben sich, wenn eine frische, fette Gans ankam, der Herr Verwalter und sein Secretarius die Arbeit so getheilt: der Secretarius verschrieb die Federn an den Steuer-Executions- und Gantbögen der Bauern; der Herr Verwalter verzehrte die Gans.

Unser heutiges Schreiberlein aber schreibt das Capitel mit einer Feder, die aus ähnlichem Stoffe gemacht und just so spitzig ist, wie dereinstmalen der Degen des allergnädigsten Herrn Grafen.

Nun wird der Herr Verwalter allerunterthänigst beschrieben. Von oben fange ich an; da sehe ich die Pelzhaube, oder den breitkrämpigen Hut. Das Gesicht ist stets glatt rasirt; wenn zumeist auch Strenge auf demselben ruht, so kann es doch zuweilen — hat auch seine Zeit — recht gemüthlich lächeln. Und auf der hochgebornen Nasenspitze liegt ein ständiges Alpenglühen. Der Blick ist, wie sich's gebührt, immer gerade aus, denn das Wenden des Hauptes nach rechts oder links ist der steifstehenden Hemdkragenspitzen wegen nicht gut möglich. Dann kommt die mächtige, schwarze Cravatte. Sie ist ihm das, was dem Pfarrer ein Collare, dem König ein Ordensstern — das Zeichen seiner Würde. Der lange schwarze Rock ist streng zugeknöpft von oben bis unten. Dieser — ein ehrenvoller,

dicker, feſter Rock, iſt ſein Panzer und Schild. Nur rückwärts — aber das weiß ja kein Menſch — durch die tiefſinnigſten Taſchen wäre ihm beizukommen — das iſt die Achillesferſe. Weiter unten iſt das graue, enge Beinkleid, ſind die hohen rothen Stiefel und noch weiter unten iſt der grundfeſte Erdboden. Halt, jetzt hätte ich ſchier den Stock vergeſſen, ſo ſehr er ſich bemerkbar macht durch ſeinen goldenen Knopf, durch ſeine ſchöne, braune Quaſte — o Gott, wie und in welcher Weiſe hätte ſich dieſer Verwaltersſtock ſeiner Tage nicht ſchon bemerkbar gemacht — es iſt ein zu ſchweren Dingen auserleſener Stock, es iſt ein erhabener Stock!

So ſchreitet der Herr Verwalter einher, und ſeine körperliche Haltung iſt eine ſo vorzügliche, daß der Neid von ihm ſagt: „Daher geht er, wie wenn er einen Prügel hätt' g'ſchluckt."

Nu, ein Kriecher iſt er allerdings nicht, das überläßt er den Bauern, denen iſt der Rücken krumm dazu gewachſen.

Im Amtshauſe ſteht ſein Thron und Richterſtuhl.

Ein Bauer iſt vorgeladen um die neunte Stunde zum Steuerzahlen. Punkt Glockenſchlag ſchleicht er über die Treppe hinauf, denn ſo hohe Herren haben Alles gern pünktlich. Er guckt nun im Vorſaale zu jeder Thür und weiß halt zum Donner hinein nicht, welche zum Herrn Verwalter ſeiner Kanzlei führt. Thät wohl darüber ſtehen an den Tafeln, aber bei ſeinem Aufwachſen hat Eins halt kein Leſen gelernt. Er will nicht unbeſcheidentlich anklopfen an einer unrechten Thür; da beißt es, da kraut ſich das Bäuerlein den Kopf. Endlich hebt es doch an, mit dem kleinſten, geſchmeidigſten Finger zu klöpfeln. Kein „Herein" — Es klöpfelt an der zweiten Thür und hält den Athem an. Alles ſtill. Da huſcht es zur dritten und nimmt ſchon einen ſtärkeren Finger. Lautlos, wie ausgeſtorben. Das Bäuerlein eilt zur fünften, zur ſechsten Thür,

wird immer kühner in der Auswahl der Finger, pocht endlich mit der Fauſt, da donnert von Innen plötzlich ein gewaltiges: „Wer?!"

Wie vom Blitze geſtreift fährt das Bäuerlein in ſich zuſammen. Nur gut, daß es noch nicht d'rin iſt, denn es hat ſich anläßlich des plötzlichen Schrecks von ſeinem irdiſchen Leib ein Ton losgerungen, der für einen Ausdruck des ſchuldigen Reſpects vor Seiner Geſtrengen durchaus nicht hätte gelten können.

Indeß, der Würfel iſt gefallen; das Männlein legt zitternd ſeine Hand an die Thürklinke. Da wird die ſchon von innen aufgeriſſen, und im Schlafrock, ohne die Perücke und mit eingeſeiften Wangen ſteht er da, der Herr Verwalter.

„Was iſt mir das für ein kreuzverfluchtes Gepolter?"

Das Bäuerlein, das die Seife für puren Wuthſchaum hält, ſtottert: „Geſtrengen, 's iſt halt g'rad ſo eine zuwidere Sach' — vorgeladen wäre ich."

„Und weiß Er die Amtsſtunden und die Kanzlei nicht?"

„Halt ja, halt ja, Geſtrengen; neun geſchlagen, mein' ich, hätt's wohl ſchon."

„Acht hat's geſchlagen, Er ungeſchliffener Bengel!"

„'s mag wohl ſein, Geſtrengen, daß es acht geſchlagen —"

„Marſch!"

Das Bäuerlein kollert förmlich die Stiege hinab. Der Uhrzeiger ſteht faſt auf halb zehn, aber das Männlein iſt überzeugt: Acht hat's geſchlagen. Unten im Vorhauſe, wo an den Wänden allerhand Kundmachungen und Licitationsankündigungen prangen, ſetzt es ſich auf eine Bank und bleibt ſitzen drei Stunden, und weil hierauf Seine Geſtrengen bei Tiſche und beim Mittagsſchläfchen iſt, ſo bleibt das Bäuerlein ſitzen noch drei Stunden. Es möchte wohl in die Taverne

gehen und einen Löffel Suppe eſſen, aber es könnt' leicht mittlerweile vorgerufen werden. Um vier Uhr endlich kommt der gute Mann d'ran.

Ein erkleckliches Mittagsmahl ſcheint den Herrn Verwalter etwas gnädiger geſtimmt zu haben. Freundlich ſtreicht er das von dem Bauer hingelegte Steuergeld ein, ſchiebt ſeine Brille auf die Stirn, blättert in Papieren und bedeutet in faſt liebenswürdigem Tone, daß das Geld juſt um die Hälfte zu wenig ſei, und daß der Bauer längſtens in vierundzwanzig Stunden das Fehlende zu bringen habe, widrigenfalls in weiteren vierundzwanzig Stunden unnachſichtliche Execution erfolgen müßte.

Da beißt es gewaltig und das Bäuerlein kraut ſich rathlos den Kopf.

„Wenn ich halt dennoch dürft' bitten, in vier, fünf Tagen wollt' ich ſchon ſchauen, bis ſelbhin thät ich auch das feiſt' Lämmel bringen, von dem mein Weib allweg ſagt, 's wär Schad für den Hirſchenwirth, 's müßt's der Herr Verwalter kriegen."

„Jeſſas, das iſt ja der Waldſimmerl!" ſchreit jetzt Seine Geſtrengen auf, „ei, jetzt kenn' ich Euch erſt. Je, wie gehts, wie gehts? — Ei freilich hat's Zeit, ei freilich!"

Trippelt halt hernach der Waldſimmerl vergnügt nach Hauſe und freut ſich des guten Anſehens, daß er beim Verwalter genießt.

Sein Weib daheim weiß auch was Neues zu erzählen: „Ein Amtsbote iſt dageweſen. Der Verwalter läßt oben auf dem Hochboden ein Jagdhaus bauen, und da wär's zum Roboten."

Es iſt das Heu noch nicht eingeheimſt, denn der Waldſimmerl war in der letzten Woche bei einem Gartenbau für das Schloß in der Arbeit geweſen. Nun ſteht das Korn reif auf dem Felde und der Bauer muß fort, muß in den Wald

hinaus und eine ganze Woche Holz aushacken für das neue Jagdhaus Seiner Geſtrengen.

Mittlerweile ſchickt ſein Weib das feiſt' Lämmel in's Schloß.

„Was heißt das?" fährt der Verwalter auf, „Ihr Bettelbauern wollt mir vielleicht gar ein Nachtmahl ſchenken?"

„Weiß nichts, bin halt geſchickt mit dem Lämmel," ſtottert der Bote.

Seine Geſtrengen kräuſelt mit den Fingern in der weichen Wolle des Thieres. „Armes Vieh, hetzen und ſchlagen wird dich der rohe Bauer und zuletzt läßt er dich gar noch Hunger leiden. Erbarmſt mir, du gutes, unſchuldiges Thier, und 's iſt beſſer, du bleibſt in meinem Haus." Und zum Boten: „In der Küche wird's ausgezahlt!"

„Nehm' nichts, nehm' nichts!" lächelt der Bote ſchlau, „darf nichts nehmen." Giebt das feiſt' Lämmel in der Küche ab und eilt nach Hauſe.

Aber kaum iſt die Woche um und der Waldſimmerl kehrt von der Robot heim, iſt der Executionsſoldat da. Ein brauner, wilder, mürriſcher „Slovak," der nicht einmal deutſch kann, der aber Anſpruch macht auf Tiſch und Herberge ſo lange, bis der Waldſimmerl die fällige Steuer bis auf den letzten Kreuzer gezahlt hat. Das arme Lämmlein, es wird wohl ſeine Schuldigkeit gethan haben, aber mit all' ſeinem Fette war es nicht im Stande, die Strenge des Herrn Verwalters zu lindern, und noch kaute dieſer an dem letzten Biſſen des ſaftigen „Lämmernen", als er einem Beamten den Befehl gab: „Dem Waldſimmerl ſchick' Er einen Executionsmann; hat er in acht Tagen nicht gezahlt, ſo ſchick' Er ihm zwei; hat er in vierzehn Tagen nicht gezahlt, ſo laß Er ihn pfänden."

Der Bauer ſieht's voraus, was kommen ſoll; er hat das an ſich und ſeinen Nachbarn erfahren. Eilends ver-

ſchleudert er Fahrniſſe, deckt den Steuerreſt, iſt frei von der „ſlovakiſchen" Belagerung.

Und nun hat der Waldſimmerl Zeit, das Heu einzubringen, ſo weit es noch nicht verfault iſt, das Korn zu ernten, wenn es nicht ausgefallen iſt, den Flachs zu ſammeln, den die Jäger nicht in den Boden geſtampft haben, und das Kraut zu fechſen, das der Haſe übrig gelaſſen hat. Da giebt es oft nicht mehr viel zu thun, und wollte ſich der Bauer darob beſchweren, ſo wird ihm geſagt: „Wenn Dir's nicht recht, ſo geh'; wirſt abgeſtiftet. Grund und Boden gehört der Herrſchaft!"

So verläuft die Geſchichte.

Aber in Einem iſt der Herr Verwalter recht paſſabel commod geweſen; mit der Schul' hat er keine ſo Geſchichten gemacht, wie man's heutigentags erlebt, und hat der Bauer ſeine Kinder nicht freiwillig gern in die Schule geſchickt, ſo iſt deswegen auch keine Feindſchaft geweſen.

In der Kirche hat's der Herr Verwalter beſſer gehabt, als die drei übrigen göttlichen Perſonen. Da hat er zur Winterszeit auf dem Sacriſteiboden ſeinen geheizten Ofen gehabt. Und der Pfarrer hat warten müſſen an Sonn- und Feiertagen, bis der Herr Verwalter ſammt Familie da war. Und dann hat Seine Geſtrengen ſtolz herabgeblickt auf die Gemeinde, die eigentlich ſeine Dienerſchaft war. Und gegen den Altar hin hat er eine Miene gemacht, als wollte er ſagen: „Schön, Herrgott, daß Du zu rechter Zeit da biſt und Deine Schuldigkeit thuſt. Ich könnt' Dich abſetzen! Grund und Boden gehört der Herrſchaft!"

Da hat man gemeint, der Vierte ſteht über Allem. Aber es war in Seiner Geſtrengen ein heimliches Grauen bei dem Gedanken an die „Herrſchaft," denn — es läßt ſich nicht mehr verhehlen — er ſelbſt war die Herrſchaft nicht.

Seine freiherrliche Gnaden oder gar Seine Durchlaucht! Das war ein herzerſchütternder Begriff für den Herrn Verwalter. Die Caſſen- und Wirthſchaftsbücher ſind eben auch, wie alles Irdiſche, Unvollkommenheiten und Irrthümern unterworfen, und es iſt wohl nicht Wunder zu nehmen, wenn der Herr Verwalter bei dem alljährlichen, jedoch unregelmäßigen Beſuche der Herrſchaft ähnliches Fehl durch Triumphbogen, weißgekleidete Blumenmädchen und ergebenſte Bücklinge in eigener Perſon zu ſchlichten ſuchte. Da ſahen die Unterthanen, daß es denn doch nicht ſo war, „als ob der Herr Verwalter einen Prügel hätt' g'ſchluckt."

Die Leute freuten ſich einerſeits, wenn die „Herrſchaft", der Graf oder der Fürſt kam, weil's da Spectakel gab, weil der Graf oder der Fürſt herablaſſend war, auf „meine Lieben" ſprach und die Blumenmädchen abtätſchelte, und weil ſie eben auch ſahen, mit welcher Feinheit der Herr Verwalter „Buckerl" machen konnte. Andererſeits aber zitterte der Landmann in ſolchen Tagen für ſeine Ernte; denn große Feſtjagd gab's und der Bauer mußte ſelbſt mithelfen, ſeine Saat, ſein Winterbrot zertreten.

Weiter iſt vom Herrn Verwalter nichts mehr verlautet; heute iſt er ein alter, griesgrämiger Mann und ſitzt in irgend einem Winkel des Landes in Penſion. Heute ſagt kein Menſch mehr „Geſtrengen" zu ihm, wie finſter er auch dreinſtarren mag und das erſte beſte Bauernbüblein ſchreit es dem fehlbar gewordenen Rechenmeiſter in's halbtaube Ohr: „Zweimal zwei iſt vier, und die Herren, die ſind wir, und die Beamten ſind unſere Rechtshalter — guten Tag, Herr Verwalter!"

# Der Fuhrknecht und der Poſtmeiſter.

Es war in der guten alten Zeit, die Fuhrleute beherrſchten die Welt und die Wirthshäuſer. Heute beherrſchen ſie von beiden nur mehr — die Winkel.

Da fahren ſie durch das Land mit ihren ſchweren, wiehernden Roſſen, mit ihren ächzenden, knarrenden hochgeſpeicherten Wägen, ſie haben kurze Lederhoſen und hohe Juchtenſtiefel; im Winter tragen ſie lange Pelze, im Sommer blaue Kittel, im Winter fluchen ſie und im Sommer auch.

Wenn er ſo daſteht, der Fuhrknecht, hochgerötheten Antlitzes, die Peitſche in der Hand, und wenn er ſchreit und den Riemen knallen läßt, ſo iſt Einem zu Muthe, als ob man ſehr nichtig wäre. — Sie fahren Korn herein, ſie fahren Eiſen hinaus; ſie kennen

Jeden Wirth und jeden Wein
Und jedes Wirthes Töchterlein!

Einſt ſchon gar.

Auf dem Lande waren ſie ſo höflich wie in der Stadt, und in der Stadt ſo grob wie auf dem Lande. Daheim waren ſie überall, heute in den ungariſchen Pußten, in einigen Wochen in den ſalzburgiſchen Bergen; dann auf dem ſteinreichen Karſt und bald darauf wieder in den mähriſchen Ebenen.

Mochte ſich der Fuhrmann auch dunkel erinnern an ſeine etwa ſteieriſche Abſtammung, ſo war ihm deshalb der Staub der ſteieriſchen Landſtraßen nicht theurer, als jener der anderen, durch den ſeine Räder rollten. Er ſagte „Du" zu jedem Wagner und zu jedem Schmied im ganzen Lande, und wenn ein wanderndes Dirndlein die Straße daher kam, ſo ſagte er ebenfalls Du zu ihm und lud es ein auf den Wagen. Zum Theile iſt es auch heute noch ſo, da er nur mehr die buckeligen Straßen ſeiner Bergwinkel beherrſcht.

Der Fuhrmann lebt in inniger Brüderlichkeit mit all' ſeinen Collegen. Die Pferde ſind nicht immer von demſelben Geiſte beſeelt, ſie thun ſich beim Ausweichen gegenſeitig gern allerhand Feindſeligkeiten an und kommen dadurch in manche Verwirrung mit ihren Strängen und Halftern; zuletzt verhäkeln ſich in ſolchen Momenten gar die Räder verſchiedener Wagen in einander. Da bleiben freilich die Fuhrknechte nicht müßig, ſie ſchreien und fluchen und balgen ſich durch, weil Jeder dem Andern die Schuld an der Verwirrung zuſchreibt.

Auf beſtem Fuße ſteht der Fuhrmann mit ſeinen Roſſen; der Trog vor dem Wirthshauſe muß ſo pünktlich und wohlbereitet daſtehen wie der Tiſch drinnen. Seine Pferde ſind ſein Stolz; ſeine Geſpräche drehen ſich nur um dieſe, außer der Pferdewelt giebt es für ihn eigentlich nicht mehr viel. Gern läßt er ſeinen Pferden heimlich ganz was Beſonderes beikommen, das die Thiere gar friſch und lebendig und übermüthig macht; er miſcht ihnen täglich ein ganz klein wenig von einem weißen Pulverchen unter das Futter, und das thut die vortheilhafte Wirkung. Dieſes Pulver iſt Arſenik. Dies iſt nichts Ungewöhnliches und mancher Fuhrknecht treibt das noch weiter: „Wenn das Ding die Pferde friſch und übermüthig macht, ſo wird es wohl auch die Menſchen friſch und

übermüthig machen" — er nimmt ſelbſt ein Stäubchen täglich von dem weißen Pulver, und wenn er eine Liebſte hat, ſo räth er auch ihr, ein Gleiches zu thun — und nun iſt er ſammt Pferd und der Liebſten friſch und übermüthig.

Das Fuhrweſen iſt einträglich; wird auch viel durch die Gurgel geſchwemmt, ſo bleibt dennoch viel übrig. Der alte Fuhrknecht baut ſich ein Haus, richtet ſich ein Handelsgeſchäft ein und ſeine Pferde und Räder bewegen ſich auf vielen Straßen.

Mancher der Fuhrleute wird auch Ariſtokrat; er wird Poſtillon — das Poſtweſen iſt die Ariſtokratie der Fuhrmannswelt.

Das iſt dann freilich wieder was Anderes; da iſt die glänzende Kutſche, da iſt die Uniform, da iſt das Poſthorn. Der Poſtillon hat keine Gemeinſchaft mehr mit den ſtaubigen Knechten im blauen Kittel — er verkehrt mit Herren, mit Grafen, mit feinen Frauen, er bekommt die Thaler und Zwanziger funkelnagelneu aus erſter Hand! Er hat auch ſchon ein glattes, ſtädtiſches Benehmen eigen; er verſteht den Ausdruck „Euer Gnaden" bereits zu gebrauchen, wenn er zeitweilig auch aus der Rolle fällt. Und ſein Beruf iſt ein unſäglich wichtiger; er iſt die Lebensader der Länder und Völker, durch ihn gehen alle großen Weltereigniſſe, und manch' ſtillminniglich Liebesbrieflein, das ſich nicht in den großen Sack unter die Welthändel getraut, nimmt der Poſtillon noch ganz beſonders in ſeinen Schutz, verbirgt es ſorglich in ſeiner Brieftaſche und die holde Adreſſatin ſoll es mit einem Schmatz loskaufen.

Dieſen Söhnen der Straße reiht ſich noch eine dritte Geſtalt an. Sie iſt in lebhaftem Verkehr mit allen Weſen

der Straße, aber ſie iſt erhaben über Alles — über ihr iſt nichts mehr, unter ihr iſt Nichtigkeit.

Der Poſtmeiſter.

Er iſt die Macht, er kann ſein, wie er will, kann ſich geben, wie er iſt, braucht das „Euer Gnaden" nicht zu ſagen, kann in den Taſchen klimpern, kann wohlwollend lächeln, kann fluchen und wettern, wie er will. Und wenn er fluchen und wettern will, ſo hat er dafür ein edleres Feld wie der Fuhrmann, er thut's nicht mit den Pferden, er thut's mit den Poſtknechten, mit den Reiſenden. Er iſt frei, ſein Haus fällt nicht zuſammen.

Er iſt immer glatt raſirt und trägt ſein grünes Käppchen; er hat auch ſchon graue Haare. Die Hände auf dem Rücken ſpaziert er durch ſein Hausweſen, und wenn der Poſtwagen herangeraſſelt kommt und die geräderten Reiſenden aus dem Kaſten hervorkrabbeln, ſo ſteht er wohl an der Thüre und wirft durch die halb zugedrückten Augen einen Blick auf die armen Schlucker, die nun in ſein Haus torkeln und um das tägliche Brot bitten. — Da giebt es unter den Reiſenden gar Leute, die anzüglich werden, denen die Selchſuppe und die paar Härchen drin nicht recht ſind, denen das Rindfleiſch zu wenig geſotten, der Braten zu ſehr verbrannt; Leute, denen das Eßzeug nicht blank, die Bettwäſche nicht genug rein — unleidliche Geſellen, mit denen übrigens kurzen Proceß zu machen das Dienſtperſonal bevollmächtigt iſt.

Der Poſtmeiſter ſelbſt will ſich mit ſolchen Leuten den Humor nicht verderben, er geht in ſeine Gemächer, pflegt der Ruhe. Am andern Morgen heimſt er Geld ein.

So geht es: Und da erzählt eines Tages ein Reiſender: „Da draußen bauen ſie jetzt eine Eiſenbahn."

Der Poſtmeiſter lacht auf; er hat das ſchon früher einmal gehört — eine Eiſenbahn mit Dampfwagen wollen

ſie machen, die armſeligen Leute da; ei, das wird aber was Rechtes werden — nicht zehn Klafter kommen ſie weiter, auf ſolchem Boden nicht. Die Gelehrtheit zieht keine Wagen, dazu muß man Roſſe haben!

Jetzt kommen die Leute gar über die Berge herein und ziehen Schnüre durch das Thal und ſtecken Stangen und Zeichen auf, kaufen Landſtreifen an und hauen Baumreihen um, ſprengen Felſen und ſchlagen gewaltige Brücken über Wäſſer und Abgründe. Dann am Abend, wenn ſie in das Poſthaus kommen, ſind ſie gar fein, laſſen ſich wohl bedienen und ſcherzen mit den Weibsleuten. Was wollen dieſe Leute in der Gegend? Sie bauen die Eiſenbahn. Da kommen viele Hunderte fremder Arbeiter in Zwilchröcken und mit gebräunten Geſichtern und dieſe ſchaufeln und ſchieben und hämmern.

Auf der Straße ziehen die Fuhrleute, raſſelt der Poſtwagen, knallen die Peitſchen, ſchreien die Knechte wie vor und eh und der Poſtmeiſter lacht verſchmitzt: „Laßt ſie nur, das wird ein babyloniſcher Thurm!“

Da kommt ein ſchöner Morgen; da brauſt die Dampfmaſchine durch das Thal, da ziehen lange Reihen von rieſigen Wagen, da pfeift die Locomotive, da riecht Steinkohlenrauch — das Thal hat ein fremdes Ausſehen.

Im Poſthauſe wird gekocht und geſchmort; da bleibt mitten im Sommer der Poſtwagen aus, wie bei Schneeverwehungen, und er kommt nicht. — Auch gut, ſo werden das Bereitete die Fuhrleute eſſen. Aber ſiehe, dieſe wollen heute keinen Braten; nur ein Stück Rindfleiſch verlangen ſie; ihre Wagen ſind leer, ſie haben ſich wenig verdient.

Der Poſtmeiſter lacht noch immer. — „Nun haben es dieſe Geſcheiten ſo weit gebracht, daß der Schwarze ſie und

alle ihre Frachten zieht und ſchiebt; wird aber nicht lang' dauern, ſo werfen ſie um!"

So iſt's anders geworden; aber Mancher behauptet heute noch, das Eiſenbahnweſen könne nicht andauern, und er harret noch immer auf den Poſtwagen und auf die knarrenden Fuhrwerke. Andere ſind vernünftig geworden und weiden auf den grünenden Landſtraßen ihre Schafe.

Und dennoch, wenn Ihr heute fragt, wo im Ort das beſte Wirthshaus iſt, ſo antwortet man: Auf der „Poſt". Der Ruf iſt geblieben, ja, er iſt ſogar geſtiegen, ſeitdem man nicht mehr von der Poſtkutſche in's Haus geworfen wird, ſondern es nach freier Wahl betreten kann.

# Der Winkeldoctor.

Das Häuslein ſteht nicht im Dorfe. Das hat ſich zurückgezogen hinter die Felder und Wieſen, und dort am Waldesſaum, unter den langäſtigen Schwarzfichten bückt es ſich nieder. Es iſt aus Holz gebaut, hat aber große Fenſter mit rothbemalter Einfaſſung, hat eine bunt angeſtrichene Thür, auf welche der „Hausſegen" genagelt iſt.

Ferner hat es ein weit hervorſtehendes Strohdach und einen hohen, hölzernen Rauchfang, aus welchem zu jeder Tageszeit bläulicher Dunſt, oft nicht ohne Wohlgeruch, emporſteigt. Hinter dem Häuslein, auf einem Steinhaufen, liegen Scherben zerbrochener Glasfläſchchen in verſchiedenen Farben, deren einſtigen Inhalt wir an einzelnen Glasſtücken zum Theile noch kryſtalliſirt finden.

Nun möchten wir wohl gern ein wenig in das Häuschen hinein gehen, aber die Thür iſt verriegelt.

Der Kopf einer alten Frau, deren Aeuglein von einer umfangreichen Brilleneinfaſſung eingerahmt ſind, erſcheint am Fenſter und behauptet dreiſt, daß „kein Menſch daheim" ſei.

Noch energiſcher proteſtirt gegen unſer Pochen an die Thüre der Kettenhund, welcher mit all' ſeiner Macht an der Kette reißt, ſo daß ſein Bellen zuletzt ſchon in Gurgeln und Röcheln ausartet.

In dem Häuschen wohnt der Herr Doctor Auguſtin Waibel, den wir heute beſuchen wollen, inſofern wir nicht früher der Wuth des Kettenhundes oder jener der keifenden Frau am Fenſter erliegen. —

Ein Büblein vom Nachbar ſteigt barfuß daher, bleibt aber eine Strecke vor dem Häuschen auf dem Anger unentſchieden ſtehen und iſt ganz rathlos.

Zurück kann es nicht mehr, ſo lange es ſich ſeiner Sendung nicht entledigt, und vorwärts kann es auch nicht, denn der Türkl, das iſt ein gar ſo verfluchtes Thier, das hat dem Büblein letzthin das halbe Leinenhöslein vom Leibe geriſſen.

Wie der Kleine nun ſo daſteht, giebt es nur noch ein Mittel: er beginnt mählich zu weinen.

Das ſieht und das hört die Frau am Fenſter, und nun geht ſie an die Thür, öffnet und ſchreit: „Jetzt geh' nur her, Natzl, ich bin ſchon da und der Türkl thut Dir nichts!"

Und ſo huſcht der Natzl an dem Kettenhund vorüber und in's Haus.

Die kleine Stube iſt ſehr reinlich gehalten und an den Wänden und Schränken, die da herum ſtehen, ſind weiße Roſen und grüne und blaue Vögel gemalt und darunter auch der „ſüße Namen" mit ſeinen drei Nägeln und ſeinem rothen Herzen — wohl lieblich zu ſchauen. Auf einem hohen Kaſten liegen mehrere dickbauchige Bücher mit rothen Schnitten und ledernen Klappen. Ueber dem außerordentlich rein geſcheuerten Tiſch vor den zahlreichen Heiligenbildern in Glas hängt der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube aus färbigem Papier.

An dem Tiſche ſitzt ein alter Mann, von deſſen Antlitz wir nur das glattraſirte zweieckige Kinn, den tiefeingefallenen,

geſchloſſenen Mund und die Spitze der Naſe ſehen. Alles Andere wird durch einen ungeheuren grünen Schild der Tuchkappe verdeckt.

Der Mann lieſt in einem uralten Buch, deſſen gelbe Blätter an den Rändern und zwiſchen den Abſchnitten mit weißen oder grauen Papierſchnitzchen ſorgſam ausgeklebt und beſchlagen ſind, denn der Zahn der Zeit und wohl auch Hände der Menſchen haben an dem Buche ſchon arg gewirthſchaftet.

Und das Buch iſt ein wahres und unerſetzbares Schatzkäſtlein, wie es keines ſonſt auf Erden giebt — ein „Kräutterbuch, allwo alle Kräutter und Wurzen, ſo GOtt der HErr für alle Gebrechen und Leibesnoth hat wachſen laſſen, allmitſambt deren Gebrauchsanwendung zum Heil der Menſchheit fürtrefflich beſchrieben ſeind". Das ſteht mit großen, rothen und reichlich verſchnörkelten Buchſtaben auf dem erſten Blatt des Buches zu leſen. Unten heißt es noch: Gedruckt in dieſem Jahre; — die einzige Unrichtigkeit in dem ganzen Werke, denn heute und in dieſem Jahre, da die Menſchen ſo ſchlecht und ungläubig geworden, ſind ſie nicht mehr im Stande, ein ſolches Buch zu ſchreiben und zuſammenzuſtellen. Darum eben iſt das Buch, in welchem der alte Mann eifrig, und zwar mit Hilfe von zwei Fingern lieſt, ein unerſetzbares Schatzkäſtlein.

Einmal kam der Schulmeiſter herauf in das Haus, um für ein kranke Ziege einen heilenden Trank zu holen. Dieſer ſagte über das Buch folgende Worte: „Waibel, Euer Kräuterbuch da iſt ſeit hundert Jahren ſchon verjährt ſo wie der Satz: Gedruckt in dieſem Jahr."

Was war die Folge dieſer Worte? Waibel ſagte langſam und ruhig: „Dann hab' ich nichts für Euer Vieh,"

verweigerte den heilenden Trank und des Schulmeisters Ziege war verloren!

Zu diesem Manne nun tritt der kleine Natzl in die Stube.

„Was weißt?" fragt ihn der Alte, denn er fragt nie: Was willst Du, oder was führt Dich zu mir? sondern immer: Was weißt?

„Ja, mein Vater läßt den Schuster-Stindl bitten, wenn er halt thät —" hier wird der Kleine unterbrochen. Geh' nur, geh'! sagt der Alte. „Der Schuster-Stindl thut nichs, und der Schuster-Stindl hat nichts. Und wenn Dein Vater etwa einen Kranken hat, so soll er fleißig zu einem Arzt gehen und nicht zum Schuster-Stindl."

Jetzt erinnert sich das Büblein wohl, daß ihm sein Vater aufgetragen, zu dem Manne beileibe nicht „Schuster-Stindl" zu sagen, sondern „Herr Waibel". Freilich wohl war der Herr Waibel einmal Flickschuster gewesen, aber seitdem er in seinem Schatzkästlein die Geheimnisse der Medicin ergründet, flickt er keine Stiefel mehr und macht, außer wenn er in medicinischer Gelehrsamkeit spricht, auch keine neuen, kann es also füglich nicht zugeben, wenn man ihn mit einem Titel beehrt, den er gegenwärtig nicht verdient.

„Herr Waibel, Herr Waibel!" stottert nun der Junge mehrere Male, um die Scharte auszuwetzen, und die alte Frau ergreift für ihn Fürsprache, indem sie sagt: „Der Hund hat ihn frei so viel erschreckt, daß er jetzt völlig nicht weiß, was er sagt."

Der Alte schüttelt den Kopf: Der Hund Schuld? Das kann sein und kann nicht sein! — aber er läßt Menschlichkeit walten, wie es Männern hoher Weisheit am Ende ja geziemt.

„Und was weißt?" fragt er noch einmal.

„Ich thät' bitten — meinen Vater, den druckt's ſo im Magen, und ein Roß haben wir auch, das auf dem Stroh liegt und wild herumſchlägt und nicht auf kann."

„Haſt ein Waſſer?"

„Vom Roß nicht, aber vom Vater," ſagt der Kleine und thut ein Glasfläſchchen aus der Rocktaſche.

In dieſem Fläſchen befindet ſich eine Flüſſigkeit, die der Herr Waibel ſorgfältig betrachtet.

Der Knabe erzählt noch, wie dem Vater iſt, aber der Alte hört nicht darauf, wozu auch? das ſieht er ja Alles im Fläſchchen.

Er begiebt ſich ſofort aus der Stube, man kann nicht ſagen wohin, denn man weiß es nicht. Dann und wann hört man ihn draußen in der Küche, hernach wieder oben auf dem Dachboden, dann hört man ihn eine lange Weile gar nicht, und dann hört man ihn wieder in der Küche und dann im Nebenſtübchen, und endlich kommt er zur Thür herein und trägt eine ungeheuere Glasflaſche, wohl verkorkt und mit einem hellrothen Papierchen den Kork überbunden. Der Inhalt der Flaſche iſt ſchwarz und trüb, aber es iſt der Balſam des Lebens, theilweiſe den Heilquellen des Schatzkäſtleins entſprungen, theilweiſe aus den „Sympathiemitteln" zuſammengeſetzt. Die „Sympathiemittel", wenn auch nur wenigen Auserleſenen zugänglich, haben eine gar wunderbare Kraft, ſie heilen die allerhartnäckigſten Krankheiten, ſelbſt wenn ſie durch Hexerei, „angethan" ſind. Darum haben dieſe herriſchen Doctorn in der Stadt gar kein Glück im Kuriren, weil ſie an kein „Sympathiemittel" glauben. Worin nun dieſe Mittel beſtehen? — Das weiß der Waibel.

Alſo, er tritt mit der Flaſche in die Stube und ſagt zum Kleinen, der auf der Ofenbank ſitzt: „So, Bübl, das

trägſt mit, und Dein Vater ſoll alle Stund' zwei Eßlöffel voll davon nehmen, dann wird's ſchon beſſer werden!"

„Und das Roß?" wagt der Kleine ſchüchtern zu bemerken.

„Ja glaubſt denn, Dein Vater ſauft die ganze Flaſch' allein? Dem Roß gießt's des Tags dreimal ein halb Seidl davon ein! Und Deinem Vater ſag', er ſoll in der warmen Stuben bleiben und kein Waſſer trinken. Wenn's noch nicht gut wird, ſo geb' ich ihm ein Pflaſter, das wird's ſchon ausziehen!"

Somit weiß das Büblein Alles. „Zahlen wird der Vater!" ſagt es noch; dann hilft ihm die alte Frau an dem Türkl vorüber und dann läuft es, die koſtbare Flaſche vorſichtig mit beiden Armen umfangend, barfuß davon.

Herr Waibel ſetzt ſich wieder zu ſeinem Buch und vertieft ſich in das Studium. Die alte Frau bringt ein Gefäß mit Arnikablüthen herein und beginnt in denſelben nicht dazu gehörige Beſtandtheile auszuklauben; dabei ſchiebt ſie nicht ſelten die Brillen über die Naſe hinauf; die würdige Frau ſieht ohne Brillen ſchon recht miſerabel, obwohl dieſe kein Glas haben, was den Vortheil bietet, daß es nie geputzt zu werden braucht, während der Alte an dem ſeinen unaufhörlich wiſchen und reiben muß. Leute hatten der alten Frau ſchon geſagt, Brillen ohne Glas nützten nichts, worauf der Waibel ſagte: ſo ſchaden ſie auch nichts, und die Frau behauptet, ſie ſähe dadurch doch beſſer, was jedenfalls einem „Sympathiemittel" zuzuſchreiben ſein mag.

Schon wieder beginnt der Türkl zu bellen und an der Kette zu reißen und zu gurgeln, und gleich darauf tritt ein fremdes Weib herein.

Das ſagt ſittſam ſeinen Gruß und die beiden Alten ſagen ihn ſittſam zurück. Dann ſetzt ſich die Angekommene

auf die Ofenbank, ſagt aber nichts und wenn ſie huſtet, ſo hält ſie ihr ſorglich gefaltetes Handtuch vor den Mund. So bleibt ſie ſitzen, bis der Alte aufſchaut und fragt: „Was weißt?“

„Halt eine ſchöne Bitt' hätt' ich, Herr Doctor Waibel! Ich bin Eine da von der Schattſeiten herüber und mein Mann iſt mir ſchon über ein ganzes Jahr krank. Zuerſt iſt ihm die Katz auf's G'nick geſeſſen (ein Ausdruck für Genickkrampf) und ſo hat's angefangen, und dann iſt's alleweil ſchlechter worden und er iſt auf's Bett kommen, daß wir ihn drei Tag und Nacht nichts als abgeleuchtet (mit dem Sterbelicht verſehen) haben. Dann iſt er wohl wieder beſſer worden, aber jetzt ſerbt (kränkelt) er ſo und er geht herum wie ein Geiſt, und Händ' und Füß' hat er mir völlig wie der Tod. Von drei Bader haben wir braucht und Hausmittel haben wir angewendet; 's iſt Alles für die Katz! Und da haben uns die Leut' halt den Herrn Doctor Waibel angerathen und ſo bin ich da und ich thät' bitten, iſt denn gar kein Mittel mehr für meinen Mann?“

Der Alte iſt während dieſer Erzählung über den Boden auf- und abgegangen, hat ruhig zugehört, und wie das Weib fertig iſt, ſagt er langſam: „Doctor Waibel? Iſt nicht da. Kenn' keinen Doctor Waibel.“

Da ſagt das Weib ganz erſchrocken: „Du meine Zeit, jetzt, ſie haben mich ja daher gewieſen!“

„Wer mir mit ſo was kommt und mir Schmeicheleien ſagen will, der richtet bei mir nichts aus,“ verſetzt der Mann ruhig und geht aus der Stube.

Das fremde Weib bleibt auf der Ofenbank ſitzen — er wird ſchon wieder kommen! Es holt das Fläſchchen hervor und zeigt es der alten Frau. Die ſieht es gegen das Fenſter

gewendet an: „Das Waſſer iſt rechtſchaffen bleich, der Kranke hat's Zehrfieber."

Dann ſprechen die zwei Frauen zuſammen von Dieſem und Jenem und die Fremde bleibt ſitzen und wartet auf den „Doctor". Aber der Doctor kommt nicht. Man hört ihn weder in der Küche, noch auf dem Dachboden, noch irgend wo anders. Und er kommt nicht. Endlich geht die alte Frau, ſelbſt davon und die Fremde bleibt auf der Ofenbank ſitzen und es wird Abend, aber der Doctor kommt nicht.

Jetzt beginnt die Arme zu weinen. Da iſt ſie ſo weit hergekommen, daß ſie Hilfe finde für ihren kranken Gatten, und hier läßt man ſie ſitzen Stunden lang, und nun muß ſie fort am Abend und muß den weiten Weg in der Nacht allein machen und wenn ſie heimkommt, hat ſie doch keinen Troſt für den Kranken!

Sie hat den Alten beleidigt, weil ſie ihn Doctor nannte; darum that er ihr die Schmach und das Leid an. Aber, wenn er rechtlich befugt iſt, Heilkunde auszuüben, ſo muß er ihr eine Medicin verabreichen, und wenn er nicht dazu befugt iſt, ſo kann ſie ſich dadurch rächen, daß ſie ihn gerichtlich anzeigt. Sie denkt vielleicht daran, aber der Alte verſteht verſchiedene „Sympathiemittel" und zuletzt thut er ihrem Manne gar an, daß er auf der Stelle ſterben muß! Sie ſchleicht ſtill aus dem Hauſe und ſie geht traurig ihrer Gegend zu, aber den Waibel zeigt ſie nicht an beim Gerichte.

Und ſo vergeht im Häuslein am Waldrain ein Tag wie der andere.

Oft iſt die ganze Ofenbank voll von Menſchen. Eilboten ſind herbeigeeilt und berichten athemlos von Schwerkranken, von Sterbenden; es handelt ſich hauptſächlich darum, daß ſie in ihrer Aufregung weder „Herr Doctor" noch „Schuſter-

Stindl" ſagen. Gelingt ihnen zwiſchen dieſen Titulaturen die goldene Mitte, ſo nimmt ihnen der Waibel ruhig das Fläſchchen ab und ſtudirt, es aufmerkſam gegen das Licht haltend, darin die Krankheit. Und wenn er dieſes einmal thut, dann wohl dem Boten und dem Kranken! Der Waibel bietet die ganze Wunderkraft ſeines Schatzkäſtleins auf; wenn dann der Kranke dennoch ſtirbt, ſo geſchieht es wegen Vertrauensloſigkeit zum Arzt oder aus purem Leichtſinn der Wärter.

Auch hinfällige Geſtalten mit gelblich bleichen Geſichtern und glanzloſen Augen ſind herangeſchnauft. Wenn ſolche auf der Ofenbank ſitzen und ihre großen Augen unſtet hin- und herrollen laſſen, ſo meint man, ſie ſeien ſchon einmal auf dem Bahrbrett gelegen, und wenn ſie ſprechen, ſo giebt das einen hohlen, unheimlichen Ton, und wenn ſie lächeln wollen, Gott erbarm', ſo wird ein wehmüthiges Grinſen daraus. Sie erwarten kein Heil mehr von der Medicin, noch von irgend einer anderen Macht der Erde, und doch ſind ſie hierher gekommen mit großer Müh' und Noth, aus weiter Ferne oft, auf daß der Waibel ihnen helfe.

Und der Waibel erſcheint ihnen wie der Heiland, der Jedem helfen könne, wenn er nur wolle. Dieſer nimmt die Armen nun liebreich mit in das Nebenſtübchen; er fragt keinen: was weißt, er bedeutet ihnen nur, daß ſie den Oberkörper entkleiden. Iſt dieſes geſchehen, ſo knieen ſie nieder und nun beginnt der Waibel mit ſeinem rechten Daumen die bloßen Stellen nach allen Richtungen zu bekreuzen und dabei folgende Worte zu ſprechen:

„Armer Sünder, Du,
Die Erde iſt Dein Schuh;
Mark und Blut,
Der Himmel iſt Dein Hut.

Fleiſch und Bein
Sollen von Dir geſegnet ſein,
Du heilige Dreifaltigkeit
Von nun an bis in Ewigkeit!“

Der Waibel thut auch manch' Anderes noch, ſagt auch Worte, die wir nicht verſtehen können, weil ſie ſchon zu ſtark in die „Sympathiemittel“ einſchlagen.

Und ſiehe, Kranke, die ohne Halt und Heil dem Grabe zuzuſiechen ſchienen, werden nach dergleichen Hokuspokus oft wieder geſund. So feſt und zuverſichtlich iſt der Glaube an Waibel's Wundermacht und ſo mächtig wirkt im Gemüthe des Kranken ein feſtes zuverſichtliches Vertrauen auf den Arzt und ſeine Heilmethode.

Freilich wohl giebt es in der menſchlichen Natur Zuſtände, wo das „Abbeten“ unbedingt erfolglos bleibt; aber Herr Waibel hat auch ſonſt noch die verſchiedenſten Mittel. Für ein gebrochenes Bein ſtehen oben auf dem Dachboden mächtige, unwiderſtehliche Schrauben in Bereitſchaft. Für Entzündungen trägt er das ſcharfe „Aderlaßmeſſer“ mit ſich herum, und für den Zahnſchmerz hängt an der Wand eine Eiſenzange, das einzige, aus der Stiefelflickperiode übrig gebliebene Werkzeug. Zwar nimmt ſie in ihrem jetzigen Berufe mit dem kranken Zahn auch gern den geſunden Nachbar mit, was indeß die „Zahnbrechergebühr“ nicht erhöht.

So vergehen die Zeiten. Herr Waibel weiß den Werth der Geſundheit zu ſchätzen, auch wenn er dieſe nicht immer zu geben vermag. Er macht glänzende Geſchäfte und das alte Schatzkäſtlein füllt ein neues. Da ſchlägt einmal mitten in der Nacht der Kettenhund an, und zwar mit gewohnter Heftigkeit. — Ein drängender Krankenbote wird's ſein. Diesmal nicht. Der Bezirksarzt iſt's, in Begleitung des Gerichts-

dieners und zweier Gendarmen. Wollen die gar auch ein „Sympathiemittel" haben? Nein, nicht das. „Heilige Barbara und heiliger Johannes, sie sind schon wieder da!" jammert die Frau.

„Aufmachen, aufmachen, Herr Doctor Waibel!" rufen sie draußen.

„Da wohnt kein Doctor Waibel," schreit die Alte durch das Fenster, „da wohnt der Schuster-Stindl!"

Jetzt kracht es, fliegt die Thür auf, da stehen sie Alle in der Stube und der Waibel ist mitsammt der Schlafhaube aus dem Bett gesprungen. Er findet das in seinem eigenen Hause sehr zudringlich. Er muß die Männer in das Nebenstübchen, in die Küche, auf den Dachboden führen, sie stöbern Alles auf, sie werfen Alles auseinander sie fluchen, sie fragen den Alten, wo er seine Medicamente habe. Der zuckt die Achseln und breitet die Hände aus: „Ja, ich weiß nicht, was die Herren bei mir wollen? Medicamente, du heiliges Kreuz, wüßt' nicht, wo ich diese hernehmen sollte!"

Mittlerweile ist es seinem Weibe gelungen, das „Kräutterbuch" in Sicherheit zu bringen. Nur auch noch des Kellerschlüssels will sie sich bemächtigen, da stürmen die Männer schon herbei, sie wollen in den Keller hinein. — Wird wohl nicht viel zu finden sein, unter dem Stroh ein wenig Erdäpfel. — Aber wie sie das Stroh entfernen, da finden sie Flaschen, Bündelchen und verschiedene andere Gegenstände, wie man sie im gewöhnlichen Leben nur selten sieht. Von nun an spricht der Waibel kein Wort mehr. Sie haben Alles, sie wissen Alles. — Und jetzt führen sie den Waibel fort zum Gericht und er kommt wochenlang nicht heim.

Die Alte zu Hause kommt deshalb nicht in Verzweiflung; das geht dem Waibel ja oft so, das gehört zum Geschäft,

und die Leute gehen dann nur noch um so lieber zu dem Märtyrer. Mittlerweile führt die Frau das Hausweſen und auch das Geſchäft fort; wenn die entſetzlichen Männer auch den ganzen mediciniſchen Vorrath im Keller mitgenommen haben, ſo iſt ihr doch der Urquell von Allem geblieben, das Kräuterbuch. Und auch ſie verſteht etwas in demſelben., und auch zu ihr kommen die Leute in Noth und Drangſal — und nun erſt gelangen ihre Brillen auf der Naſe zur vollen Bedeutſamkeit.

Und Herr Waibel kauert in einem Winkel des Bezirksarreſtes und träumt von ſeinem Schatzkäſtlein und ſinnt auf neue „Sympathiemittel" — und jetzt erſt iſt er der rechte Winkeldoctor. —

Während ſo ein Menſch, ſchlau die Albernheit der Leute benützend, ſich Geld erwirbt, dann und wann einige Wochen gefangen ſitzt, ſich darauf aber noch mehr Geld erwirbt, Menſchen zu Grunde richtet und ſich immer noch mehr Geld erwirbt, lebt in der Gegend der Bezirksarzt und hat nichts zu thun. Er hat zwar ſtudirt und prakticirt, er iſt zu jeder Stunde des Tages und der Nacht und zu jeder Jahreszeit bereit, weite Wege zu wandern, Kranken beizuſpringen, Dürftige unentgeltlich zu behandeln und Allen beizuſtehen mit Rath und That, allein Niemand will zu ihm kommen — „zum Waibel muß man gehen, der hat das Kräuterbuch und die Sympathiemittel".

# Der Briefschreiber.

Der Klepps-Schneider hat das Ungemach, daß in seine Joppen, Westen und Hosen, die er gleichwohl nach gewissenhafter Maßnahme verfertigt, die Leute nicht hinein passen wollen. Diese sind seit der Maßnahme entweder dicker oder dünner, länger oder kürzer geworden, aber recht und richtig sind sie nicht geblieben, wie es wohl ihre Schuldigkeit gewesen wäre. Das verdrießt den Meister und er zieht sich ins Privatleben zurück.

Der Schneider Klepps — der Name verbleibt ihm, wie sich's wohl gebührt — ist in der Gegend ein recht geachteter Mann, zumal er stets die abgelegten Kleider seines Bruders, des Herrn Dechants, am Leibe trägt.

Der Mann ist starken, unbeugsamen Charakters, aber einer Leidenschaft doch unterworfen. Nicht die Spielkarte, nicht das Branntweinglas, auch nicht des Mägdleins Augenstern ist sein Herr — aber der Kaufmann hat so erquickende Zuckerlein verschiedener Farbe und Blume und Süßigkeit, und Zimmtbömchen, und stets frische Feigenkränze sind bei ihm zu bekommen. Derlei Dinge trägt sich Meister Klepps jeden Sonntag mit nach Hause, und derlei Dinge sind Trost und Labung für den alten Junggesellen — der in keiner anderen Weise noch der Welt Süßigkeit erfahren, außer, da

er einſt am Tage vor ſeiner Freiſprechung vom Meiſter die Ohrfeige bekam; dieſe Ohrfeige war ihm aber nur deswegen ſüß, weil er ſich ſagen konnte: es iſt die letzte. Die Feigen und Zuckerchen doch wollen bezahlt ſein; der Meiſter Klepps aber iſt Fleiſch von unſerem Fleiſche, er hat kein Geld.

Wohl beſitzt er ein unveräußerliches Capital an ſeiner Hand, ſelbſt als der Fingerhut nicht mehr des Fingers Spitze umfriedet; denn dieſe Hand hat das Schreiben gelernt. Sein Vater wollte eben aus beiden ſeiner Söhne was machen!

Die wenigſten Leute in der Gegend können leſen und ſchreiben, da giebt ſich der Meiſter gern als Schriftkundiger her, ſchreibt ihnen auch Gerichtsſachen und allerlei Anderes auf; hat manchen Schreibebrief für ſich und Andere geſchrieben, ohne daß es ihm eingefallen wäre, Nutzen daraus zu ſchlagen. Da aber die Leute immer zu ihm kommen, wenn ſie einen Federzug brauchen, und da ſie zu Lohn für den Dienſt immer einen Groſchen oder zweie aus dem Sack hervorthun, er aber ſtets das Bewußtſein in ſich herumträgt, daß die Feigen und Zuckerbömchen, wovon er zu allen Tageszeiten zwiſchen Zunge und Gaumen hat, zwar ſüß aber theuer ſind — ſo entſchließt ſich der Meiſter, die Groſchen nicht mehr ablehnend zurückzuſchieben, ſondern dieſelben „als Gedenken an die Spender" einſtweilen in ſeinen Kaſten zu legen.

Er fährt nicht ſchlecht. Und alle Briefe, die vom Amt oder Handelsmann, vom Militär oder von der Fremde herein, oder aus irgend einem offenen oder geheimen Winkel kommen, alle bringt man dem Schneider Klepps, auf daß er ſie vorleſe und beantworte. Und da iſt auch wohl manch Brieflein darunter, das einen Rand von grünen Blättern und rothen Roſen hat, und über den Zeilen ſteht etwa ein Büblein — hell mutternackt, und hat einen ſcharfen Pfeil in den Bogen

gespannt. — Ja, da wälzt der gute Klepps wohl das Zuckerchen mit der Zunge hin und her, ehvor er liest: „Meine bis in den Tod geliebteste N. N.! Wenn jeder Buchstabe von Gold und Silber wär', wenn das Papier von Rosen und Seiden wär', und wenn die Feder mein von Perlen und Edelgestein, ich kunnt Dich nicht genugsamlich grüßen, Du Liebchen mein!" — Ist es ein Wunder, wenn der Meister Klepps jetzt jählings von seinem Zuckerchen nichts mehr spürt? — Aber die Antwort, die er nun darauf zu schreiben hat, die ist schwierig; allerdings bleiben ihm noch die Sterne am Himmel, die Sandkörnlein im Meere, die Vöglein im Wald, deren Zahl er zum Vergleiche mit einem etwa vorhandenen Liebesmaß anrufen kann.

Eines Tages aber läuft eine solche Angelegenheit nicht just erbaulich ab.

Der Meister Klepps hockt bei seinem Ofen und stopft sich Strümpfe und kaut eine saftige Feige dabei. Geht die Thür auf; Holzmeisters Tochter, schön Johannerle, schleicht herein: Sie thät halt bitten, sie hätt' ein silbernes Herz, das wolle sie — einem guten Bekannten schicken, früher aber thäte sie gern Etwelches daraufschreiben lassen, so was Schicksames, so, der Meister wisse schon beiläufig, was.

„Aha, Liebesverse," ruft der Alte aus, und legt die Hand, auf der noch der Strumpf steckt, um ihren Nacken — „Johannerle, meine Liebesverse sind Dir so glühend, daß sie leicht das Metall schmelzen könnten."

„Das macht nichts," drauf das Mädchen, „nur recht heiß, wenn's auch ein wenig brennt."

„Hast das Herz bei Dir?"

„Freilich, das ist gewiß, daß ich's bei mir hab', ja versteht sich!" Sogleich hebt sie an und kramt an ihrem

Busentuch herum, hinter dem es wohl verborgen ist. Da springt zur Stunde die Thür auf, der Forstjung Martin stürzt herein: „Du altes Bocksfell, was geht Dich mein Mädel an!“

Der Alte kollert vor Schreck in den Keller hinab; der Martin bekommt das silberne Herz — zum Lohn für seine Eifersucht — ohne Inschrift.

Ein andermal kommt ein fremder Bursche zum Meister, der sagt, er wolle einen scharfen, einen sehr scharfen Brief an wen geschrieben haben; die Aufschrift würde er, der Bursche, dann schon selber zu kritzeln versuchen, er wisse zur Stunde die Adresse nicht so genau; die Hauptsache sei, daß der Brief sehr scharf und gistig werde; — und er legt drei Groschen auf das Tischchen.

„Ich schreibe keine Schmähbriefe,“ sagt der Meister entrüstet und schiebt die Münzen zurück.

Legt der Bursche fünf Groschen auf den Tisch; da schiebt der Alte hastig eine Feige in den Mund und hebt an zu schreiben. Es sollen Worte wie „Haderlump“, „Federfuchser“, Eselskopf“, und dergleichen auf das Papier kommen; der Meister weigert sich entschieden solche Ausdrücke niederzuschreiben und gingen sie gleich, wie er schon vermuthe, einen Stadtschreiber an. Allein, da der Bursche für jedes derartige Wort einen Groschen extra auf den Tisch wirft, so schmuggelt der Alte nur noch einige Zuckerbömchen in den zahnlosen Mund und schreibt mit deutlichen Buchstaben die seltenen Titulaturen auf das Blatt.

Und als der Brief fertig ist, hat sich Meister Klepps damit fünfundzwanzig Groschen rund und hart verdient.

Wenige Tage danach erhält der Meister ein Schreiben. Die Schriftzüge der Adresse, die in höflicher Art verfaßt auf

ihn lautet, sind ihm völlig fremd, aber, als er den Brief entfaltet, da kommt ihm die Schrift plötzlich sehr bekannt vor, und siehe — es ist das Schreiben mit dem „Eselskopf", „Naschbären", „alten Bock" u. s. w. durch das liebe Thierreich — es ist das Schreiben, das er selbst verfaßt hatte.

Die Unterschrift fehlt. Wüthend zerknittert der Alte das Blatt mit der knochigen Hand. „Pfui!" ruft er, und spuckt eine ganze Klafter weit von sich. Dann macht er ein sehr saures Gesicht, er hat auch das Zuckerbömchen ausgespuckt.

# Der Kohlenbrenner.

Ich bin einmal zur Herbſtzeit im Hochgebirge drei Wochen lang bei einem Köhler eingeſchneit geweſen. In den erſten Tagen wollte ich verkommen vor Langweile; ich hatte kein Buch und kaum einen Streifen Papier bei mir. Ich ſah durch das halbverſchneite Fenſterlein der dunkeln Hütte auf die Bäume hinaus, die ihre ſchneebeſchwerten Aeſte tief herabhängen ließen, und ich ſah auf den Meiler und wie aus demſelben grauer Rauch aufſtieg. Ich wollte dem Köhler, einem großen, hageren Mann, im Schneeſchaufeln und bei dem Kohlenſchüren helfen, er aber ſagte: „Geht's nur gott's weg da, Ihr verſteht's nit und ſeid mir juſt im Weg!" Zu den Mahlzeiten kochte er Geißmilch, und ſchüttete geſottene Bohnen dazu. Das mußte ich mit ihm eſſen.

Am dritten Tag fragte ich den Mann, ob er nicht Kleider auszubeſſern habe, ich verſtände das Zeug. Er ſah mich an, dann brachte er mir alte, bereits mehrmals mit Wollenlappen überzogene Lodenkleider und rauhen Zwirn. Ich begann zu arbeiten. Ich that ſpäter auch andere Geſchäfte in der Hütte und am Kohlenmeiler.

In der zweiten Woche waren die Wege ſchon wieder gangbar, aber ich vergaß auf das Fortgehen.

Der Mann hatte mich nicht daran erinnert; erſt als ſein Weib heimkam, welches die frühere Zeit bei einem entfernten Bauern im Tagwerk war, ſagte der Köhler zu mir: „Ich kann Euch nit helfen, jetzt müßt Ihr ſchon auf dem Hüttenboden oben ſchlafen.“

Ich bedankte mich für das Dach, bat um Verzeihung, daß ich ſeine Gaſtfreundſchaft ſo lange genoſſen hatte und nahm Abſchied.

„Ja, gewiß wohl,“ ſagte er, „werdet Euch bedanken auch noch ſo! Ich bin Euch's ſchuldig geworden, Ihr habt mir mein Gewand rechtſchaffen zuſammengeflickt.“

Zur ſelben Zeit habe ich das Köhlerleben kennen gelernt.

Außer ſeiner rußigen Arbeit unterſcheidet es ſich nicht ſo ſehr von dem Leben anderer armer Waldmenſchen.

Der Kohlenbrenner iſt ſehr arbeitſam. Seine Meiler, wovon jeder einzelne mehrere Wochen lang kohlt, zwingen ihn auch, daß er immer auf der Hut ſei, ſonſt ſchlägt wo ein böſes Flämmlein aus, und das brennt tief in den Geldbeutel hinein. So lange dichter, grauer Rauch über dem Meiler aufſteigt, geht's hin in der Ordnung; wo aber blaue, halb durchſichtige Wölkchen hervorkommen, da iſt die helle Flamme ſchon nahe. Die helle Flamme, die in den Kohlen ſchlummert, muß aber warten bis zur Eſſe des Schmiedes, dort mag ſie hervortreten und gewaltig ſein.

Der Köhler hat darauf zu ſehen.

Neben der Köhlerhütte iſt gewöhnlich auch ein Gemüſegärtlein, aber die hohen Fichten wollen keine Sonnenſtrahlen niederlaſſen; und wenn trotzdem noch wo ein zartes Pflänzlein hervorkommt, ſo kratzen es die paar Hühner aus, die des Köhlers Viehſtand ſind, und die ihm wohl das Beſte liefern, was die Welt für ihn hat — die Eierſpeiſe am Sonntag.

In alten Zeiten ſollen die Köhler Hexerei getrieben und aus Kohlen Gold gemacht haben. Heute haben ſie das Ding verlernt und können es — der tauſend hinein! — halt nimmermehr finden. Die Eigenthümer des Waldes und der Kohlenſtätten können es, ſie verkaufen die Kohlen um ſchweres Gold — das iſt ein einfaches Verfahren.

Die Kohlenbrenner ſind eben nicht Eigenthümer der Stätten, ſondern nur gedungene Arbeiter, wie die Holzhauer und die Kohlenführer.

Der Köhler iſt nicht ſo ſchwarz als er ausſieht, und die Gedanken, die er hat, ſind nicht ſo finſter als der Rauch ſeiner Meiler und das Innere ſeiner Hütte. Er hat überhaupt nicht viel Zeit und Geſchick zum Denken; wenn er irgend etwas hört und erfährt, ſo glaubt er's auf gerathewohl und iſt's zufrieden.

Das iſt der Köhlerglaube.

Sagen, Märchen, Fabeln, die er ſeiner Tage einmal erzählen gehört hat, iſt er bereit mit ſeinem Leben zu verbürgen; er ſagt davon nicht: das glaub' ich, ſondern: das weiß ich! Man kann ihm widerſprechen in ſeinem täglichen Geſchäft, in ſeinen perſönlichen Anſichten, er giebt es zu und läßt ſich beſtimmen; wer ihm aber bezüglich ſeiner Sagen, Märchen und Dinge des Aberglaubens in die Quere kommt, der hat's mit ihm verdorben allweg.

Sein Aberglauben iſt indeß meiſt unſchuldiger Art.

Ich erzähle hier eine luſtige Geſchichte, welche ſich vor Jahren in den Sölkeralpen, ſechs Stunden von Irdning im Ennsthal entfernt, zugetragen hat. Sie gibt ein köſtliches Beiſpiel vom Köhlerglauben.

Eines Abends zur ſpäten Stunde zog ein Mann durch den Wald.

Dichte Nebel hingen am Himmel, der Sturmwind rauſchte in den Wipfeln der Tannen und Kiefern und peitſchte dem Manne eiskalte Regentropfen in das Geſicht.

Der Wanderer hatte in der Finſterniß den Weg verloren, irrte hin und her und ſtolperte über Wurzeln und Steine.

„Eine Rabennacht!“ brummte er, „wenn ich nur wüßte, wohin ich gerathen bin!“

Jetzt ſtieß er auf eine breite zuſammengerollte Baumrinde, wie ſie auf dem Boden zahlreich umher lagen, und da kam ihm der Gedanke, zum Schutze gegen den ſchneidenden Wind und gegen den heftigen Regen, der ſeinen Tuchmantel bereits durchnäßt hatte, eine ſolche Rinde um ſich zu winden. Und bald ſtand der Mann mit der rauhen Kruſte weidlich gepanzert da; im Tageslicht müßte er ausgeſehen haben wie ein wandelnder Baumſtrunk.

Der Boden war ſteil und der Wanderer verſuchte langſam über den Hang abwärts zu klettern. Der Sturm warf ihm einen abgeriſſenen Tannenwipfel vor die Füße. Jetzt fiel er gar über einige neben einander liegende Bäume, und das war ein wunderbares Geſchick, denn er ſtand hier nicht mehr auf. Er fiel auf eine jener Holzrieſen, welche aus glattgeſchälten Baumſtämmen über Hänge zur Weiterbeförderung der Holzklötze angelegt ſind, und hier begann er zu rutſchen, konnte ſich nicht halten und glitt weiter und weiter abwärts. Die Holzrieſen ſind ſteil und lang und münden gewöhnlich in einen jähen Abgrund, über welchen die Blöcke luſtig hinausfliegen und in die Tiefe zur Kohlſtätte ſtürzen. — Das iſt jetzt Dein Schickſal, konnte der Mann noch denken, während es blitzſchnell weiter ging. Plötzlich fühlte er keinen Grund mehr unter ſich, jetzt — jetzt lag er auf einem Haufen von Moos und Reiſern.

Er ſtand auf und war höchlich verwundert, daß er aufſtand.

Ein unerhörtes Glück, daß hier gerade die Winterſtreu für die Ziegen der Holzleute aufgeſchichtet war; die Baumrinde war wohl auch ein ſchützender Fauſtmantel.

Da ſtand ein Männlein neben ihm und das ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und eilte von dannen.

Der Wandersmann ſtand auf einer Kohlſtatt, neben ihm waren zwei große Meiler, über welchen weißer Rauch emporſtieg. Etwas abſeits lag die Hütte.

Der Regen ſtrömte noch immer fort, oben im Hochwalde rauſchte der Wind.

Unſer Wandersmann nahte der Hütte und klopfte an.

Ein leiſes Gemurmel tönte ihm entgegen. Er trat ein und ſtand nun in einer niederen, rauchigen Stube, welche von der Flamme eines Kienſpanes matt beleuchtet war.

Auf dem Herde lag ein Häuflein glühender Kohlen und neben dem Herd, an der ſchwarzen Bretterwand war ein Strohlager, bei welchem mehrere Leute ſtanden. Auf dem Stroh lag ein Weib und dieſes hielt ein neugebornes Kind empor. Die Leute ſahen das Kind an und jubelten, aber plötzlich gewahrten ſie den Fremden, der in ſeiner ſonderbaren Bekleidung mitten in der Stube ſtand. „Heilige Maria, da iſt er!“ riefen ſie aus, und Mehrere verkrochen ſich in den Winkel hinter dem Herd. Nur ein altes Männlein mit wüſtem, grauem Haar und Bart ſtand ruhig da, ſah den Fremden an und ſprach: „Gelobt ſei Jeſu Chriſt!“

Der Fremde wußte für den Augenblick nicht, was er ſagen ſollte, und erſt gar, als das Männlein das nackte Kind aus den Armen des Weibes nahm, es ihm zitternd und zagend vorhielt und ſagte: „Küſſe mein Kleines!“ da

trat der Wandersmann einen Schritt zurück und brummte in den naſſen Bart: „Was, zum Donnerwetter, ſpukt denn hier!“

„'s iſt mein einzig Kind,“ ſprach der Köhler mit bittender Stimme, „küſſe es dreimal!“

„Zur Eiſernen, zur Silbernen und zur Goldenen!“ fügte das Weib, welches im Bette lag, leiſe bei und faltete die Hände.

„Alle Kreuz! Iſt das ein Narrenthurm? Was wollt Ihr denn?“ ſchrie der Wandersmann und zerſprengte ſein Panzerkleid, daß es auf den Lehmboden fiel.

Das Männlein prallte zurück und bald wäre ihm vor Schreck das Kind über den Arm auf den Boden hinabgerutſcht.

„Komm' da herein, daß ich Euch bitte: Ihr guten Leute, gebt mir ein Obdach für dieſe vermaledeite Wetternacht, ich lohn' es Euch ſchon — und Ihr werft mir gleich die Nachkommenſchaft auf den Hals!“

„Bitten ſchön um Verzeihung, Herr,“ entgegnete der Köhler, „weil Ihr auf einmal ſo dageſtanden ſeid, da draußen an der Kohlſtatt zuerſt und jetzt da in der Stuben, und auch juſt in dieſer Nacht, ſo haben wir halt gemeint, Ihr ſeid es.“

„Beim Donnerwetter, was ſoll ich denn ſein! Der Gutsbeſitzer von Adlergrub bin ich, und will hinüber in mein Haus, verlier' Euch in dieſem höllfinſteren Nebel den Weg, wirft mich der Teufel über die ganze Holzrieſe da in dieſen Hexenſabbat herein. Müßt's mir ſchon zu gut halten!“

Nun erzählte der Wanderer von ſeiner Fahrt über die Holzrieſe. Die Wöchnerin ſchlug die Hände zuſammen: „Gott Lob und Dank, daß Ihr Euch nichts brochen habt — aber hätt' ein Unglück werden können!“

„Laßt mich da auf der Bank ein wenig liegen, Leute, morgen mit dem ersten Hahnenruf geh' ich weiter."

„Haben keinen Hahn, Herr," sprach das alte Männlein „aber ich weck' Euch schon, muß ja selbst immer wach sein, damit mir der Meiler nicht ausbrennt. Habt Ihr Hunger?"

Hierauf setzten die Köhlerleute dem Manne gesottene Geißmilch mit Schwarzbrot vor: „Wir haben ein Brot, das Jedem schmeckt, weil es Keiner ißt, der nicht Hunger hat."

Später rückte der Kohlenbrenner nahe zum Fremden, faßte ihn an der Hand: „Gelt, Herr, Ihr seid nicht bös', daß wir so dumm gegen Euch than haben, als Ihr gekommen seid. Schaut's, wir haben Euch halt —" jetzt zündete er sein Pfeifchen an, drückte den Deckel zu und fuhr fort: „Schaut's, wir haben Euch halt für den ewigen Juden gehalten. Ihr werdet wohl wissen, wie das ist."

„Erzählt mir, wenn Ihr wollt."

Der Köhler sprach einige Worte mit der Wöchnerin, verordnete dann die übrigen Hüttenbewohner, welche aus Speikern und Wurzelgräberinnen bestanden, zu Bette auf den Dachboden, stellte den Kienspanleuchter zurecht, that noch etwas an seiner kurzen Pfeife, und begann:

„Der ewige Jud' — das ist derselbe, der dem Herrn Jesus das Kreuztragen versagt hat. Jetzt muß er zur Strafe dafür ewig leben, wandern, und darum geht dieser Jud' noch immer herum in der Welt und seine Kleider sind wie eine Baumrinde, und seine Arme sind wie die dürren Aeste und sein Haar und Bart ist wie Moos. Und da habt Ihr halt auch völlig so ausgeschaut. Aber der ewige Jude hat ein Gutes an sich. Wie dort in Jerusalem der kreuztragende Jesus vorüber gewesen ist, da ist unsere liebe Frau nachgekommen, und sie hat gesagt: Jude, Du mußt leben und

wandern bis zum jüngſten Tag, aber weil Du mein Kind geſehen haſt, ſo ſollſt Du eine Gnade haben. Wenn Du ein neugebornes Kindlein küſſeſt, ſo wird es aufwachſen und Hochzeit halten, und wenn Du es zweimal küſſeſt, ſo wird es auch noch die ſilberne Hochzeit erleben, und wenn Du es dreimal küſſeſt, ſo wird das gar die goldene bedeuten. Und immer, ſo lang' der erſte Schlaf eines von Dir geküßten neugebornen Kindes währt, wirſt Du Ruhe finden. — Seht, ſo hat unſere liebe Frau geſagt und deswegen haben wir heut' das mit unſerem Kinde gethan. Ja, und da will ich Euch noch was erzählen. Dieſe Hütte da, in der wir jetzt zuſammenſitzen — aber eßt doch Eure Suppe aus, iſt Euch der Holzlöffel nicht recht, gelt? Dieſe Hütte hat mein Urgroßvater aufgezimmert. Der Wald da oben iſt ſeither nicht ausgegangen und ſo iſt auch unſere Kohlſtatt nicht abgekommen. Mein Urgroßvater iſt ſehr alt geworden; hab' ihn ſelbſt noch recht gut gekannt — iſt ein kleines Männlein geweſen. Als er mit der Urgroßmutter draußen in Donnersbach die goldene Hochzeit gehabt hat, da bin ich ſchon ein Bub geweſen, ſo groß wie der Spanleuchter da. Weiß es noch wie wenn's geſtern geweſen wär', wie ich und mein Vater und mein Großvater das Brautpaar auf einem Karren zur Kirchen zogen haben. Die Urgroßmutter iſt gleich nach der goldenen Hochzeit geſtorben, ſonſt hätten ſie gar noch die diamantene halten können, denn der Urgroßvater hat noch lang' nach gelebt. Aber einmal, es iſt am Oſterſonntag in der Früh und wir ſind ſchon Alle im Feiertagsgewand und ſitzen gerade bei der Suppe. Juſt wo Ihr da, ſitzt der Urgroßvater — legt er Euch auf einmal den Löffel weg und lehnt ſich an den Winkel. Sagt mein Großvater: Schau, ſagt er, der Vater hat heut' auch nicht ausgeſchlafen. — Dann ſchaut er und ſchaut und rüttelt eine

Weil' an dem Urgroßvater, und ſagt dann kleinlaut zu uns: Kinder, jetzt iſt er todt! — Thut eſſen, Herr, geſegne es Euch Gott! — Ja, und daß ich weiter erzähl', meinen Urgroßvater hat der ewige Jud' geküßt, als er ein neugebornes Kind geweſen. Die alten Leut' haben's oft erzählt, gerade wie er geboren worden, iſt der ewige Jud' in's Haus getreten. — Haben juſt heut' beim Nachtmahl davon geſprochen, und wie mein Weib wahrnimmt, daß ihre Stunde kommt, da ſag' ich: Alte, unſere erſten Kinder haben ſie hinausgetragen nach Donnersbach und in's Grab gelegt; 's wär' ein Glück, wenn heut' der ewige Jud' käme wie zum Urgroßvater. Schaut, und wie der Augenblick gekommen iſt, da ſeid gerade Ihr hereingetreten, Herr; — darum habt uns nichts für ungut!"

Da ſtand der Gutsbeſitzer auf, rieb ſeinen grauen Schnurrbart und rief: „Bin ſonſt kein alt' Weib in derlei Dingen, aber der Teufel hol' mich, wenn das nicht was bedeutet. Habt Ihr ſchon einen Pathen für's Mädel?"

Nicht immer hat der Köhlerglaube ſo erfreuliche Folgen.

# Der Pechölmann.

Ein wohlbestellter Bauernhof hat gar verschiedene Kammern.

Auf dem Dachboden eines jeden Bauernhauses finden wir unter vielen anderen Räumlichkeiten und Gegenständen auch einen finsteren Winkel, in welchem ein uralter Kasten steht. Der Kasten ist gemieden, denn er steht nicht im besten Geruche. Selbst die Katze, sonst alle Räume des Hauses wohl durchforschend, besucht diesen Kasten nicht, weil es seit Katzengedenken noch nicht geschehen ist, daß hier eine Maus aufgegriffen worden.

So bleibt der Winkel höchst einsam, nur daß die Spinnen hier einen unendlich zarten Schleier niederweben, als sei im Kasten das größte Heiligthum der Erde.

Da kommt eines Morgens die Kuhmagd in die Stube. Heute hat sie keinen Respekt für das Bauernstübel, hastig öffnet sie die Thür und jammert: „Bauer, geh' gleich, aber gleich, ich weiß nicht was das ist, aber 's will mir die tragend' Kuh hinwerden; sie liegt und röhrt und schlägt mit den Füßen, daß es ein Graus ist; nein, das weiß ich mein Lebtag nicht!"

Was thut der Bauer? Der Bauer geht in die Lauben und über die Stiege auf den Dachboden und gegen den finsteren

Winkel. Den zarten Schleier zerreißt er, und öffnet den Kaſten; nicht achtend den ſtechenden Geruch nimmt er einen Tiegel heraus, und eilt mit demſelben in den Stall zu dem kranken Rind.

In dem Tiegel befindet ſich eine glänzendſchwarze, zähe Maſſe, wovon der Bauer nun mittelſt eines Holzſtäbchens der Kuh in das Maul ſtreicht. Dieſe wird ruhiger, ſitzt eine Weile, erhebt ſich endlich, frißt wieder Futter, und die Magd ſagt: „Lob und Dank, weil's nur wieder beſſer iſt, da bin ich wohl ſo viel froh; Du Bauer, das Pechöl, das iſt halt doch rechtſchaffen ein gutes Mittel!"

Was hier die Magd behauptet, iſt eine alte Geſchichte, das Pechöl iſt rechtſchaffen ein gutes Mittel. Nicht blos gegen Kolik, wohl auch gegen erhitzte Wunden, gegen Brand, ja gegen Gift — und das Pechöl iſt, Alles in Allem, die Apotheke für den Viehſtand.

Darum wird er auch gut und gaſtlich empfangen, der rußige, bärtige und pechige Mann, wenn er kommt mit ſeinem Korb, in welchem ein paar ungeheure Thonplutzer ſtehen. Man riecht ihn ſchon von Weitem.

Der Pechölmann iſt mitunter ein alter Haudegen, der es für gut findet, das kleine Geſchäft mit dem nackten Betteln zu verbinden. Das trägt doch auch ein Fläſchchen Schnaps, und wenn ihm irgendwo bei ſeinem Hauſiren ein alter, zerhauter Kamerad begegnet, ſo ſagt er: „Halloh, Burſche, komm' mit — Schnaps, Speck! — laſſen's losgehen, komm' mit!"

Und ſeine Hütte wird oft zur Herberge alter, bettelnder Krieger, während draußen vor derſelben der einfache Deſtillationsapparat, durch welchen aus Harz das Pechöl oder Terpentin gewonnen wird, luſtig dampft.

Oft ist der Pechölmann auch ein alter, halberblindeter Handwerker, der noch im Walde sein mühselig' Fortkommen sucht.

Zum meisten aber sind es Köhler und alte Holzleute, die sich durch das Sammeln von Harz und durch Erzeugen von Theer und Pechöl ihre Groschen zusammenlesen. Aber da hacken sie oft zu tief in die Stämme und es rieselt frisches Herzblut heraus, und die Bäume dürfen nicht ermordet werden. Darum muß so mancher Pecherer vor das Gericht. Und wenn er dort auch betheuert: „Herr Richter, 's wär' nicht geschehen, aber ich hab' ein krankes Weib!" so muß er trotzdem in den Arrest.

Freilich wohl ist das traurig, aber wenn das Weib gesund wäre, so ginge es auch selbst mit, die Stämme anzuhauen.

Es ist denn einmal so in dieser Welt; da kommt die Armuth und die Noth und würgt den Menschen: „Jetzt auf der Stell' thu' mir eine Ungerechtigkeit, ein Verbrechen, sonst bring' ich Dich um!" Und — der Mensch thut die Ungerechtigkeit oder das Verbrechen — dann kommen die Diener des Gerichtes und die anderen, vom Glücke Begünstigten, wenden sich verachtend von dem Gefallenen und sagen: „Pfui, der Böswicht!"

Gar fein und glatt geht das nicht ab, wenn der Pechölbrenner in den Bauernhof kommt. Der Mann hat mit seinem viel beflickten, kleberigen, langen Lodenrock, mit seinen schwer besohlten Schweinslederstiefeln, mit seinem tief herabhängenden braunen Filzhut, mit seinem Stoppelbart, mit seinen eingefallenen Wangen, mit seinen kleinen stechenden Augen und mit allem Anderen, was an und um ihn ist — ein sonderbares Aussehen.

So taſtet er nach der Klinke, öffnet langſam die Thür und in rauhen Tönen gurgelt er die Worte heraus:

„Kaft's Pechöl o, kaft's Pechöl o,
Da Pechölbrenna-Lipp is do!
Er pickt (klebt) dem Bau'rn in Beutl z'ſomm
Daß ka Dugotn auſſa konn;

Er geht in Stoll und hoalt (heilt) die Kua,
Und trogt da Bäurin Buda zua;
Oft ſchmiert er d' Menſcher (Mädchen) ah noh on
Mit Pechöl, daß nix g'ſchechen konn!"

„Iſt ſchon recht," ſagt die Bäuerin, „geh' nur her, Lipp, raſt' ab; zwei Seitl nimm ich, was willſt denn haben dafür?"

„Goldene Schmalzkochbäurin Du!" entgegnet der Mann feierlich, „das muß ich Dir ſagen, daß ſie mich wieder vier Wochen eingeſperrt gehabt haben. Wegen dem Pech iſt's hergangen, hab' halt ein wenig zu tief in die Bäum' gehackt. Mein Tauſendbäurin! die Bäum' hätten's gelitten, aber der Förſterbub hat geſchrien. Was ſoll ich mich denn wehren, wenn ich nur ein klein' Hackl hab' und er ſeine Kugelpfeifen! Hab' mich forttreiben laſſen. Schau, Du meine röſerlſchöne Bäurin, und weil ich ſo lang' geſeſſen bin im Pech, und weil ich mir vier Wochen nichts verdienen hab' können, ſo möcht' ich halt gern ein Zwanzigerl haben für's Krügel. Gelt, Bäurin, deswegen biſt mir nicht böſ'?"

Sie nimmt das Pechöl, zahlt es und zum Zeichen, daß ſie nicht böſe iſt, ſetzt ſie dem alten Mann ein Schmalzmus vor und ſagt:

„Da geh' her, Lipp, thu's wegeſſen und beiß' ein Brot dazu!"

Und der Pechölmann sieht das Gericht lange an, als wäre es eine Wundererscheinung. Blitz und Holzäpfel! das ist ein Weltereigniß in seinem Leben, wenn er vor einem Schmalzmus steht!

Er zieht seinen Hut ab, er wischt die langen, struppigen Haare über die Stirne, er betet noch eher ein Vaterunser; dann zieht er seinen Holzlöffel aus der Hosentasche, setzt sich zum Herd, wo das Gericht steht und beginnt — gesegn's ihm Gott! — zu essen.

Gleichmäßig langsam geht es, aber beständig vorwärts; schon blühen auf der Schüsselwand die Blumen hervor — wohl noch ein feuchtes, zitterndes Moor liegt am Boden, bald verschwindet auch dieses und der Löffel leckt nur mehr an der Glasur und zuletzt schwingt der Alte gar lustig die Schüssel auf und sagt: „Rath', Bäurin, was ist da d'rin gewesen?"

„Ei, hast leicht zu wenig gehabt?"

„Beileib' nicht, Bäurin, Du bist so gut wie die Schwester von unserer lieben Frau, vergelt's Gott! aber gelt! Bäurin, ein bißl einen groben Zwirn giebst mir auch noch; schau, wie ich so gessen hab', da ist mir da auf einmal der Hosenknopf herausgesprungen; gelt Du bist so gut?"

Und der Alte schmeichelt dem Weibe auch noch Sachen für seinen Haushalt daheim heraus. Zuerst fehlt ihm nur das Salz für den Sterz, den er sich zum Samstagabend kochen will; wenn er dasselbe hat, so meint er, er fürchte fast, daß er mit seinem vorräthigen Schmalz nicht auskomme. Die Bäuerin wickelt ihm sofort auch ein Stück Schmalz in ein Papier. Das legt er ganz zu unterst in seinen Korb; sollten ein paar Tropfen Pechöl dazu kommen, so giebt das auch noch kein Nervenfieber.

„Aber Eins hab' ich Dich noch fragen wollen, Du junge, kreuzſaubere Bäurin, gelt, ein' gaſtenvoll (was man mit beiden Händen faſſen kann) Mehl wirſt mir nicht gern ſchenken, daß ich mir zum Samstagabend einen Sterz kochen könnt'?"

Und er bekommt auch noch das Mehl. Zuletzt nimmt er eine glühende Kohle vom Herd, thut ſie in ſein Pfeiflein, reicht der Bäuerin die Hand: „Und jetzt halt mir nichts für übel, Bäurin, daß ich gleich ſo dahergegangen bin und auch nichts, daß ich ſo grob geweſen bin; werd' ſchon was für Dich beten, halt ja, Bäurin, halt ja!"

So ſtolpert er fort. Jetzt erſt kriechen die Kleinen, welche ſich beim Erſcheinen des ſchwarzen Mannes geflüchtet hatten, aus ihrem Verſtecke hervor und ſehen dem Alten durch das Fenſter nach, bis er fortgehumpelt iſt.

So hauſirt er herum in der Gegend und wenn ſein Pechölvorrath alle geworden, ſo wandert er wieder hinein in den tiefen Wald zu ſeinem Brennofen, zu ſeiner armſeligen Hütte.

Wie die Hütte des Pechölbrenners ausſieht? Sie hat vier Wände aus rauhen Waldbäumen, ein Dach aus Baumrinden und einen Fußboden aus Erde. In einem Winkel dieſes ſicherſten aller Fußböden iſt ein Bund Stroh und über demſelben ein alter Pelz — das iſt das Bett, auf dem ſchon Mancher die ſüßeſten Freuden geträumt hat. In einem anderen Winkel der Hütte lehnen drei breite Steine, eine Höhlung bildend, aneinander — das iſt der Ofen und der Herd, der eigene Herd! — Ein Schrank ſteht da, einige Töpfe ſtehen da und an der Wand hängt eine Axt und ein Roſenkranz.

Der Roſenkranz muß wohl ſein, ſonſt thäte der Bewohner dieſer Hütte verzagen. — Nur fleißig beten, Du

alter Mann in Deiner armen Einſamkeit; das weißt Du nicht, was die Menſchen treiben draußen in der großen Welt; ſie haben dem Blitz die Kraft entrungen, ſie haben Welten erſtürmt, ſie haben das menſchliche Auge nachgebildet in ſeiner ganzen, wunderbaren Schönheit, aber — ſie haben den Roſenkranz zerriſſen.

Horche nicht auf, alter Pechölmann, für Dich iſt das nichts; haſt nie einen Buchſtaben verſtanden — thäteſt den Verſtand verlieren. Thu' fleißig beten, das Pech wird ſchon einmal ein Ende nehmen, und dann fliegſt Du wie eine weiße Taube in das himmliſche Paradies!

# Der Wurzelgraber.

Der junge, lebensfreudige Burſche thut es nicht. Es iſt gewöhnlich ein verabſchiedeter Soldat, ein vacirender Holzhauer, ein abgedankter Köhler, ein alter Bauernknecht, der endlich einmal ſelbſtſtändig werden will. Da oben iſt er frei, da oben führt er ſein eigenes Haus und das Wurzelgraben kann ihm Niemand wehren; er gräbt in den heilſamen Wurzeln und Kräutern ja Menſchenleben und Menſchengeſundheit aus!

Ueber den Winter freilich, da muß er ſich unten im Thale in ein Bauernhaus verkriechen zum Winterſchlaf — und ein wenig Korbflechten, Beſenbinden und ein wenig Schuhflicken, das kann er ja, und dafür giebt ihm der Bauer gern das Dach und die Nahrung. Bis zu den Weihnachten und darüber hinaus iſt der Wurzelgraber auch recht leutſelig und erzählt Geſchichten von dem Sommerleben in den Wäldern und Felſenhöhlen und was das für Tage waren, als noch der Teufel in ſeine Hütte kam und ihm die Wurzeln ſchaben, die Kräuter trocknen half und mit ihm ein Pfeiflein rauchte.

„'s iſt völlig nicht zu glauben," meinen Alle, der Wurzelgraber indeß neigt vielbedeutend ſeinen alten Kopf und macht gedehnt: „Ja, meine Leut'! — Und man ſollt's nicht meinen, wie ich mit dem Teufel bekannt worden bin; juſt zum Lachen

hab' ich nichts gehabt! Zu allererſt, wie er kommt mit ſeinen zwei Gamshörndln und mit ſeiner Radiwurzen hinten, bin ich feſt; haſt ja deinen Stutzen mit der geweihten Johannis-kugel bei dir, denk' ich, und damit jagſt du neunhundert-neunundneunzig ſolche Hörndlbuben zum Teufel. Aber durch-geſetzt hat er's! Wie er ſo auf einmal neben mir ſteht und mich anglotzt, wie nicht geſcheit, ſchrei ich: was willſt denn? Ei, gar nichts, giebt er drauf Red, ein' vergrabenen Schatz hab' ich Dir zeigen wollen. — Brauch' Deinen Schatz nicht! ſag' ich ihm und ſetz' mein' Stutzen an und, wie ich ſchon wild bin, ſetz' ich ihm das Rohr in's breite Maul und ſchrei: probir' einmal die Tabakspfeifen da! — und drück' los. Was thut der gute Herr Teufel? ſchön langſam ſpuckt er die Kugel aus und ſagt recht gemüthlich: Haſt ein ſaggriſch ſtarken Tabak, Wurzelgraber, der thät Einem mit der Zeit wohl gar ein wenig die Lungel angreifen! — Kreuz und Hanſelbank! Da heb' ich mich an zu fürchten, und wie ich den heiligen Nagel Chriſti nicht bei mir hab', ſo bin ich hin, wie des Juden Seel'! Wie aber der Schwarze den Nagel geſehen hat, da mag er ſich denkt haben: Schau, der Wurzelgraber iſt geſcheiter wie ich, mag ihm nicht an. Drauf iſt er abgefahren."

Solche Geſchichten weiß der Wurzelgraber, und die Zu-hörer entgegnen: „Sein mag's juſt ſchon, aber 's iſt völlig nicht zu glauben."

Kommt aber der Frühling in die Nähe, ſo erzählt der Wurzelgraber nicht mehr; er wird ſchweigſamer und geht einſam umher und ſehnt ſich fort vom Hof und von den Menſchen und ſpürt nach, ob nicht ſchon bald der Schnee ſchmilzt in der Wildniß.

Viele Tage lang ſchäumt der trübe, hochgeſchwollene Gießbach durch das Thal, und wenn längſt hier ſchon die

Wieſen grünen und die gelben Dotterblumen blühen, brauſt noch immer der mächtige Gießbach.

Endlich ſticht aus der röthlich grauen Erde der Felder in bräunlichen Keimen das Korn hervor; die Lärchen blühen in rothen Zäpfchen, die Schwalben ſind da — und der Gießbach wird kleiner und kleiner und zuletzt fließt nur mehr das gewohnte klare Wäſſerlein durch das zerriſſene Bett.

Und nun iſt der Wurzelgraber fertig zum Auswärts. Er iſt eine rauhe, knorrige Geſtalt von unten bis oben. Die Sohlen der Bundſchuhe ſind dicht mit Eiſenhaken beſchlagen; über den Wollenſtrümpfen ſchaut das braune, ſehnige Kniegelenk hervor; die Hirſchlederhoſe ſchließt ſich eng an die Oberſchenkel und die kräftigen Lenden, und der abgetragene Lodenrock liegt nachläſſig über die eine Achſel geworfen. Das grobe Hemd iſt am Halſe locker durch ein Tuch zuſammengehalten; über der breiten Bruſt ſpannt ſich der Hoſenträger — ſonſt hat er weder Weſte noch Bruſtfleck. Das hagere Geſicht hat der Mann hübſch glatt raſirt, aber die Haare, die ſchon ein wenig grau werden wollen, hängen wüſt unter dem Hute hervor; der Hut ſelbſt iſt hoch und rund, mit einer grünen Schnur und mit tief herabhängenden Krämpen.

Auch hat ſich der Wurzelgraber bereits die Holztrage mit dem Nöthigen, ein paar Hacken zum Graben, einen Wetterüberwurf aus Loden, ein wenig Mehl, Schmalz, Salz, Eſſig u. ſ. w. umgehangen. In der knochigen Hand hält er ſein „Griesbeil"; den anderen Arm hat er unter dem Rocke verborgen.

So ſteigt der Mann nun nieder aus ſeiner Dachkammer, tritt in die Küche, um ſich am Herd noch ein Pfeiflein anzuzünden, dann ſagt er zur Hausfrau: „So, Bäurin, jetzt bin ich's. Jetzt haben wir bald Pfingſten; bis nach Micheli

hinaus werd' ich wohl einmal daherſteigen; und wenn ich zu Allerheiligen noch nicht da bin, Bäurin, ſo bet' ein Vaterunſer für mich! Für die Einwohnung im Winter ſag' ich: Vergelt's Gott! und red't mir nichts Schlechtes nach! Und jetzt thät ich Dich noch rechtſchaffen gern um was bitten, Bäurin; gelt, ein Flaſchl Weihwaſſer giebſt mir wohl mit?"

Das thut ſie von Herzen gern und ſchenkt ihm auch noch einen Laib Brot. Darauf ſtolpert er über die Thürſchwelle und geht langſam über die Felder, durch das Thal, durch Engen und Schluchten, durch Geſchläge und Wald und aufwärts, immer aufwärts, in die Alpenwildniß und gegen die Felswände.

Nun erſt zieht er ſeinen unter dem Rock verborgenen Arm hervor, er hat an demſelben ein zerlegtes Doppelgewehr, denn manche Rehe und Gemſen ſteigen da umher, die all ihr Lebtag keinen Waidmann geſehen.

Dann findet der Wurzelgraber wohl eine verlaſſene Holzhauerhütte oder eine ſchirmende Felſenkluft, in der er ſich häuslich niederlaſſen kann; oder er baut ſich ſelbſt ein Wohnhaus aus Baumrinden und Aeſten und Moos, und wenn das Alles fertig iſt, ſo geht er an ſeine Arbeit.

Er ſteigt alle Schluchten und Hänge und Höhen ab; er gräbt Wurzeln; er kennt ſie alle, er weiß von allen, wo ſie wachſen, wie ſie zu bekommen, wozu ſie taugen. Da bringt er Hirſch-, Wolfs-, Süßwurzeln, er bringt Beinwurzeln, Brechwurzeln, Enzian u. ſ. w. Er ſammelt aber auch Arnica, Speik, isländiſches Moos; er ſammelt Schwämme; er ſchabt das Pech von den Fichtenſtämmen, er zapft den wohlriechenden Saft von den Tannen- und Lärchbäumen; er holt die Harzkörner aus den Ameishaufen, er erklimmt alle Felskanten und ſucht Edelweiß. Alles iſt ihm recht, Alles weiß er zu brauchen.

Nicht allzuoft trifft er mit einem Jäger, mit einem Halter, mit einer Sennerin zuſammen; er lebt allein bei den Thieren und Pflanzen und Steinen. Gegen unwirthliche Witterung, die um die Felszacken toſt, oder die in Nebel oft tagelang im Gebirge braut, findet der Wurzelgraber genugſam Schutz in ſeiner ſorglich gewahrten Wohnung oder in ſeinem Lodenüberwurf. Seine Nahrung beſteht, außer wenigen Pflanzen und Mehlſpeiſen, hauptſächlich aus Wildpret, das er am offenen Feuer nahrhaft zu bereiten und gut zu würzen verſteht.

Und verlernt der Mann nicht das Sprechen und das Denken? Nein. Er ſpricht mit den Thieren der Wildniß, mit ſeinen Wurzeln, mit allem Möglichen.

„Ja, mein lieber Speik," ſagt er, wenn er die genannte Wurzel aus dem Boden häckelt, „bin ſchon da um Dich, faß Dich in die Butten und ſchick Dich in's Türkenland hinein. Die dortigen Weiberleut, die hupfen im Bad gern herum und Du mußt ihnen das Waſſer einbalſamiren. Wirſt einmal gucken, mein lieber Speik, im Türkenland drinnen!"

Oder er ſpricht zur Arnicablume: „Vor Dir ſollt' man wohl alleweil den Hut abnehmen, Du biſt der beſt' Arzt auf der buckligen Welt und der lieb' Herrgott hat in ſeiner ganzen Apothek' kein beſſ'res Kräutel, als Dich!"

Oder er ſagt zum Edelweiß: „Du biſt nicht ſo ſchön, wie das Veigerl (Veilchen) und Du riechſt nicht ſo gut, wie das Nelkerl, und doch haben ſie Dich lieber, wie dieſelben Blümlein allzwei. Das macht's, weil Du aufgewachſen biſt auf der Höh', und weil der ſchon eine kleine Kuraſch haben muß, der Dich hinabbringt in's Thal. Brauchſt Dir ſelber nicht ſo viel einzubilden, Edelweiß!"

Nicht ſelten kommt der Wurzelgraber in's Grübeln. Er denkt viel nach über Religion, aber er verliert den

rechten Faden, weil er fern lebt von Kirchen und Menſchen. Er kommt tief und tiefer in den Aberglauben hinein, denn dazu geben ihm manche Märchen und Sagen, die er aus ſeiner Kindheit kennt, und dazu giebt ihm ſeine großartige, unerforſchte Umgebung Anhaltspunkte. — Gott hat den Wald wachſen laſſen, der Teufel aber das Dorngeſträuche. Unter dem Dorngeſträuche liegen unzählbare Schätze, und ein Kranz von rothen Dornröslein verdorrt auf dem Haupte der Jungfrau, bleibt aber friſch auf der Stirne der Gefallenen. Die Quelle, aus der man nach Sonnenuntergang trinkt, wäſcht das gute Gewiſſen von der Seele; wenn aber ein Flüchtling nach Sonnenuntergang Quellwaſſer mit flacher Hand über ſein Haupt ſchüttet, ſo mögen ihn die Feinde nicht mehr verfolgen. — Eine einzige Wurzel giebt es im Wald, die der Wurzelgraber nicht kennt, die Irrwurzel; wer unverſehens auf ſo eine ſteigt, der verirrt ſich im Wald und findet den rechten Weg nicht mehr. —

Zahllos ſind dergleichen Sagen im Gebirgsvolke und in dem Einſiedler faſſen ſie erſt recht Wurzel und erfüllen ihn mit kindiſcher Furcht, oder mit thörichter Hoffnung. Und der Teufel, der Teufel, das iſt immer das Schreckbild ſolch' armer Seelen. Sie leben wild, wie das Thier, ſie begehen Diebſtahl an Wald und Wild, ſie höhnen Sitte und Geſetz, aber ſie beten unabläſſig um übernatürliche Kraft und Macht, ſie rufen den Teufel an und beſchwören ihn ängſtlich, daß er ſie nicht hole.

Bei allen Waldmenſchen indeß iſt es nicht ſo arg, aber Weihwaſſer bedarf Jedermann und der Wurzelgraber ganz beſonders.

Ei, wie ging's dem Wurzel-Toni, als er um ſein Weihwaſſer kam?

Er kochte sich Erdäpfel, schnitt sie in Spalten und goß Essig daran; der Essig war schier abgestanden und der Toni goß den ganzen Rest an und die Erdäpfel kamen ihm immer noch zu wenig gesäuert vor. Darauf, wie er sich zum Schlafen legen will, besprengt er sich sorgfältig mit Weihwasser. Das unterließ er nie, denn der böse Feind weckte ihn zur Nachtzeit ohnehin immer und that ihm gar sonderbare Dinge an, — aber was ist denn das heute für ein Weihwasser, das beißt ja gottlos in den Augen? Freilich riecht er's jetzt, freilich bemerkt er's, freilich haut er die Flasche an die Wand, daß die Scherben spritzen, und flucht über des Teufels Anfechtung; — der Toni hat sich mit Holzapfelessig besprengt und das heilige Weihwasser hat er zu den Erdäpfeln genossen! — Er schloß in derselben Nacht kein Auge, und kaum der Tag graute, verließ er die Hütte, eilte hinab zur nächsten Kohlstatt, fragte den Köhler, wie's ihm denn allweg gehe und stahl ihm derweil das Weihwasser sammt dem Gefäß von der Wand weg.

Während er mit gespanntem Hahn auf ein Rehlein wartet, oder während er sich das Beinkleid flickt, betet er den Rosenkranz ab. Trotz all und all dem gäbe er keine Haselnuß für seine Seele, wenn er nicht noch ein hochgeweihtes Amulet an der Brust trüge; er meint, alle Bäume erschlügen ihn mit ihren Aesten und alle Wurzeln führten ihn in die Irre und würden zu Schlangen und alle Blätter zu giftigen Zungen, und alle Felsen stürzten über ihn zusammen, wenn er das Amulet nicht hätte! Viele dieser Waldbewohner haben nämlich als unfehlbaren Schutz gegen den Bösen eine merkwürdige Reliquie, nämlich einen der drei Nägel Christi.

Einen solchen Nagel zeigte mir einst ein Pecherer und erklärte, daß von den drei Nägeln Christi den ersten der

Patriarch in Jerusalem, den zweiten der Papst in Rom, den dritten aber er, der Pecherer, besäße. Alle übrigen Nägel Christi seien falsch. Wer nun den rechten Nagel hat, dem kann in Sturm und Brand zu Wasser und zu Land wohl auch nichts geschehen.

Je mehr sich aber der Wurzelgraber vor dem Ungeheuerlichen der Phantasie entsetzt, desto gleichgiltiger und empfindungsloser wird er gegen die wirklichen Mächte und Vorgänge der Natur. — Wenn's ihm nicht aufgesetzt ist, durch den Sturm vernichtet zu werden, so wird er durch den Sturm nicht vernichtet; und wenn's ihm nicht aufgesetzt ist, vom Blitze erschlagen zu werden, so wird er vom Blitze nicht erschlagen. Und ist's ihm aufgesetzt schon von seiner Geburt aus, so mag er sich wahren, wie er kann, und verkriechen, wohin er will, es vernichtet ihn der Sturm, es erschlägt ihn der Blitz!

In dieser Gleichgiltigkeit wird der Mann auch fähig zur ruhigen Beobachtung der Witterungsverhältnisse; er gewinnt dadurch an Einsicht und ein alter Wurzelgraber ist ein gar verläßlicher Wetterprophet.

Obzwar das hier Gesagte mehr oder weniger allen Gebirgsbewohnern eigen ist, so drückt es sich doch insbesondere deutlich an den halb verwilderten Waldmenschen aus.

Und verhärtet und verfinstert nicht etwa nach und nach das Gemüth dieser Menschen so sehr, daß sie endlich gar nicht mehr fähig sind zum gesellschaftlichen Verkehr? Nein. Der Wurzelmann bewahrt über all das Düstere und Unheimliche seines inneren Lebens hinaus eine gewisse, schalkhafte Gemüthlichkeit, die sich nach und nach wieder zu Menschen sehnt. Der Wurzelgraber berechnet gar gut, auf welche Weise er seine gesammelten und bereiteten Gegenstände am vortheil-

haftesten an Mann bringt und er besitzt eine gewisse überzeugende Rednergabe, um zu beweisen, daß seine Wurzeln und Kräuter und Harze die besten.

Auch sinnt er in seiner Einsamkeit manches Schelmenstücklein aus, mit dem er im Spätherbst die Leute unten im Thale überraschen will. Da werden wohl wieder ein paar Begegnungen mit dem Teufel — vor denen er sich übrigens in allem Ernste fürchtet, — und einige Hexenstückchen zum Besten gegeben, so etwas verschafft Respekt für den ganzen Winter.

So vergeht der Sommer im Hochgebirge mit seinen mannigfachen Herrlichkeiten, von denen aber dem stumpfen Naturmenschen nicht Eine auffällt. Wer hätte ihm denn gesagt, daß die Natur schön ist?

Endlich werden die Tage kürzer und kürzer, die Kräuter sind nach und nach alle verblüht und es naht die trübe Zeit. Keinen Glockenton und keinen Juchschrei hört man mehr auf den Almen weit und breit; lange ist der Himmel noch blau und die Waldwipfel und die Felsen stehen reiner und klarer da als je. Aber kein Vogelgesang mehr, nur dann und wann ein Gekrächze des Habichts, des Steinadlers — und endlich kommt Nebel und Regenwetter und Schneegestöber.

Nun ist's Zeit.

Der Mann schafft seine Naturproducte in das Thal, und endlich bindet er seine Habseligkeiten auf die Holztrage und wandert selbst abwärts durch die Wildniß und auswärts durch Schluchten und Engen in das Thal und gegen sein Dorf.

Die Leute erkennen ihn kaum; seine Kleider haben so sehr gelitten, Haar und Bart sind wüst und struppig; sein Gesicht ist noch hagerer und gebräunter, seine Augen sind noch tiefer und stechender als je.

„Jetzt bin ich da," ſagt er kurz, „und jetzt müßt Ihr mich über den Winter ſchon wieder unter Euer Dach thun, ich flick' Euch wieder die Körbe und die Schuhe; und wenn Ihr Beſen zu binden habt — recht gern!"

Und wenn dann die Dorfkirchweih kommt, iſt er ſchon wieder friſch raſirt und trägt beſſere Kleider, und dann geht er in's Wirthshaus und pflegt ſein Pfeiflein und gönnt ſich ſeinen Krug und erzählt die Abenteuer ſeines Waldlebens.

So geht es Jahr für Jahr und ſo erwirbt er ſich ſeinen Unterhalt.

Mancher kommt von ſeinen Hochwäldern auch zurück ſchon mitten im Sommer, und zwar mit gebundenen Händen und begleitet von ein paar handfeſten Forſtgehilfen, die ihn beim Wildern erwiſchten. Er geht der dunkeln Zelle zu. Der Wurzelgraber ſchüttelt in einemfort den Kopf und murmelt zu ſich: „Schau, ſchau, biſt halt richtig auf eine Irrwurzen getreten!"

Wieder ein Anderer kommt von ſeinen Hochwäldern gar nicht zurück; Schneeſtürme wogen und wühlen im Gebirge — und wenn Allerſeelen kommt, läutet man auch für ihn die Glocken.

# Die Sennin.

Vom October bis zum Juni ſtehen die hölzernen Hütten leer und im Winter ſchleicht der Rabe hin über die ſchneebedeckten Dächer und lugt wohl ein wenig zum Rauchfang hinab; aber öde iſt es unten und die Menſchen haben alle Nahrung verzehrt, eh' ſie fortgezogen.

Die Menſchen haben ſich verkrochen in die Niederung, leben in den feſten Gehöften und geſelligen Dörfern und verkehren mit aller Welt, wie ſie da unten ſich ausbreitet zwiſchen den Bergen.

Wenn aber der Frühſommer kommt und die Hochmatten ergrünen, ſo öffnen ſich unten die Thore, die Marſtälle der Gehöfte, und bekränzt und mit klingenden Schellen, hüpfend und blökend ziehen die Heerden den ſonnigen Höhen zu.

Und hinter den Heerden wandeln die Sennerin und der Almbub, ihre Bedürfniſſe für den Sommer auf dem Rücken tragend und die Rinder leitend bis hinauf zu den Almhütten, wo ſie Welt und Menſchen vergeſſen, vier Monate lang dahinleben in einfachſter Weiſe, faſt wie im Urzuſtande. Ihr ganzes Beſtreben hat ſich darauf zu richten, daß ſie dem Dienſtherrn unten möglichſt viel Käſe und Butter gewinnen. Die Heerde und der Stall und der Klee und das fette

Blättergras, das ſind die Hauptſachen, nach etwas Anderem hat die Sennerin, hat der Almbub nicht zu fragen.

Die Sennerin — in Steiermark Schwaigerin oder Brenntlerin genannt — ſchafft mit Kübeln und Behältern, bereitet das Stallfutter, beſorgt das Melken. Der Almbub iſt Hüter der Heerde, treibt dieſe auf Weiden, abgemähte Wieſen und Haidegelände und führt ſie Abends wieder in den Stall.

Beide eſſen die gekochte Milch und den Sterz aus einem Topfe am Herde, dann zünden ſie — wenn es finſter geworden — den Kienſpan an: ſie beſſert die ſchadhaften Stellen ſeiner Lodenkleider aus, die halten müſſen bis zum Heimfahren; er nimmt dafür ihre, auf dem rauhen Alpenboden wund gewordenen Schuhe zwiſchen die Knie und zieht nach beiden Seiten den bepechten Draht aus und ſchmaucht eine Pfeife dabei und erzählt Wilderergeſchichten oder brummt ein Liedchen.

Die Sennerin und der Almbub — ob ſie noch jung ſind?

Ewig jung ſind die alten Liedchen, die er brummt, die ſie ſingt. Die Leutchen mögen denken oder ſagen wollen was immer, ſie brauchen keine mageren Worte dafür, die ſie erſt unbeholfen zuſammenſtellen müßten, ſie haben für Alles ihre Lieder und Liedchen. — Draußen zieht die kalte Abendluft von den bleichen Gletſchern herüber durch die Mondnacht, oder es liegt Nebel über den nächtlichen Firnen, oder es hebt ſich in den Schluchten und Riſſen der Hochſchroffen ein brauſender Gewitterſturm und läßt ſeine Blitze lohen und ſchmettern über der verlaſſenen Hütte — ſie ſchieben den Holzriegel vor die Thür und beten wohl auch ein Vaterunſer; das iſt ja genug. Dann ſagt ſie zu ihm: „Buberl,

ſteig hinauf in Dein Heu!" Und er lehnt eine Holzleiter an die Wand und klettert durch eine Oeffnung hinan zum Dachboden und zieht ſeine Schuhe und ſeine Jacke aus und legt ſich in's duftende Heu. Sie thut desgleichen und legt ſich in ihr Bett. Und draußen im Stalle ſchellt oder brüllt Eines oder das Andere in der Heerde.

Die Sennerin und der Almbub dürften kaum unter zwanzig Jahren ſein?

Gar nicht. Sie iſt eine ſtarke Vierzigerin, die's ihr Lebtag verſtanden, mit den Kühen und mit der Butterbereitung umzugehen; ſie iſt jeden Sommer heroben auf der Alm, ſeit ſie eine Vierzigerin iſt. Junge Weibsleute, das verſteht der Bauer wohl, paſſen nicht auf die Alm, dieſe wären hier oben gar allerlei Einflüſſen der Witterung ausgeſetzt und kämen nicht mehr ſo hinab, wie ſie heraufgezogen.

Und der Almbub — ei Gott — der weiß es ſelbſt kaum, iſt er in den Dreißigern oder Vierzigern; er weiß nur, daß er ſchon eine bedeutende Weile auf dieſer Welt iſt. Es thäte bei ihm nicht noth, daß er den Kopf ſo gründlich durch einen dicken Blähhals geſtützt hätte, außer den Namen der Rinder und den Erinnerungen an manches treffliche Schmalzmus, ſo er auf der Alm genoſſen, iſt nicht viel darin. Beim Vieh, da geht's, die Rinder ſind dem guten Almbuben ſehr zugethan, als ob er Einer der Ihren wär'.

Das im Allgemeinen die Poeſie der Sennhütten, die ſo oft mißverſtanden wird. Nicht jenes lockere Schlaraffenleben herrſcht auf den Höhen, wie es ein: „Auf der Alm, da giebt's ka Sünd'!" wohl vermuthen laſſen könnte. Da giebt es viel Arbeit und Beſchwerden durch den lieben langen Tag, und viel Ermüdung am Abend. Feiertage und Ausnahmen kommen nicht viele vor.

Indeß giebt es doch auch Sennhütten, in welchen die Jugend ſpielt. Die Jugend und die Romantik.

Dort im Almhäuſel auf dem Holzblock ſitzt die Moidei und legt die Hände auf die Knie, daß ſie ein Eichtel raſten mögen nach des Tages Laſt, und läßt ſich die Haare flechten von der Burga. Die Moidei iſt jung, aber die Burga iſt noch jünger, daher ſchickt ſich's, daß die Moidei zuerſt ſitzt; dann kommt die Andere dran.

Andere Weiberleut flechten ſich die Locken des Morgens, wenn ſie aufgeſtanden ſind — unſere Senninnen halten es zwar auch ſo, nur am Samstag machen ſie ihren Putz, wenn es Abend wird, 's iſt ſo der Brauch, 's iſt von wegen der Beſuche. Die Almhütten haben nämlich eine ganz andere Zeit für die Viſiten, als die Salons der Stadthäuſer. — Für's Erſte friſch gewaſchen; dann ein Röckel anziehen, welches nicht gar zu viel Flicken verſchiedener Farben hat; dann die Haare auskämmen und ein Tröpfchen Kölnerwaſſer darauf ſtäuben und endlich mit Sorgfalt flechten. Iſt Eine dabei allein, ſo nimmt ſie den Haarſträhn zwiſchen die Zähne und bringt mit gelenkigen Fingern den ſchönſten Zopf zuweg. In unſerem Almhäuſel aber iſt das nicht nöthig.

Wie der Moidei die zwei Flechten als Doppelkranz um das Haupt gewunden ſind, ſagt die Burga: „So, Alte, und nu heb Dich auf die Höh', jetzt will ich die Frau ſein und Du das Stubenmädel." Sie hat lange Locken, ſo ſchwer und weich wie Seide und ſo golden wie der Sonnenſchein, der hoch dort auf der Kimmlerſpitze liegt und von dem man gewiß nicht Schönes genug ſagen kann.

So ſitzt die Burga breit auf dem knorrigen, kropfigen Holzblock und ſpitzt die Ohren, ob die Moidei, die ſchon im Flechten iſt, ihre ſchönen Locken nicht ein wenig loben werde.

Weil aber die Arbeit ſchier zur Rüſte gehen will, ohne daß das geſchieht, ſo ſagt ſie zur Moidei: „Du haſt aber recht ſchöne Haar' jetzt".

„Die Deinigen wären mir ſchon noch lieber," antwortet die Flechterin; da hat die Burga ein großes Wohl im Herzen.

„Biſt eine reine Jungfrau, Burga?" fragt die Moidei plötzlich.

„Ich?" entgegnet die Geſellin, „möcht' aber ſchon wiſſen, warum Du fragſt."

„Weil ich Dir das Kranzel nicht um den Kopf winden dürft' — wär's nimmer wahr."

„Darfſt Du ein doppelt's tragen, wird für mich ein dreifach's nicht zu viel ſein," giebt die Junge den Spott zurück.

„Eine Haarlocken iſt kein Rosmarinſtamm," vertröſtet ſie die Burga.

„Seit was Zeit bau'ſt Du keinen Rosmarin mehr in Deinem Garten?"

„Seit — wart' nur, Burga, wann iſt's denn geweſen? — Zu Medardi wird's g'rad' zwei Jahr', ſeit ich keinen mehr anbau'."

„Iſt ſelb' Zeit nicht der Mirtl Knecht geweſen in Deinem Vater ſeinem Haus?"

„Ja Du, das mag ſchon ſein, daß ſelb' Zeit der Mirtl Knecht iſt geweſen in meinem Vater ſeinem Haus."

„Geh', thu' nit ſo dappert," lacht die Jüngere, „weiß es eh' ſchon lang', daß der Mirtl der Deinige iſt."

„Was geht's denn Dich an?" verſetzt die Andere ſcharf und thut einen Ruck an den Haarlocken, daß die Burga „Auweh!" ſchreit.

„Wirſt doch desweg nit harb ſein, Du Dalgert!“ ſagt dieſe dann, „einen Spaß muß Eins ja haben — und wenn's wahr iſt, ſo fällt desweg auch der Himmel nicht aba. Thät ſelber Einen nehmen, wenn mich Einer möcht'.“

„Wenn Du mit Jedem zufrieden biſt, wirſt nit allein bleiben,“ giebt die Aeltere zurück.

„Giſt' Dich nit, Moidei und ſingen wir Ein's, 's iſt ja der heilig' Samstagabend.“

„Gſcheiter iſt's ſchon,“ ſagt die Andere und hierauf heben ſie an — die Aeltere tief, die Jüngere hoch — zu ſingen:

„Es wollt' ein Sünder reiſen,
Wohl in die Römerſtadt,
Drei Sünden wollt' er beichten,
Die er begangen hat.

Der Papſt wird voller Zoren,
Und ſchaut den Sünder an,
Ewig biſt Du verloren,
Ich Dir nicht helfen kann.

Er nimmt ein dürres Stabel,
Und ſteckt es in die Erd';
Eh' wird das Stabel grünen,
Eh' Du wirſt ſelig wer'n.“

Sie ſetzen ab. „Du,“ ſagt die Burga leiſe, „loſ' einmal, mir iſt g'rad geweſen, ich hätt' ein' Schritt gehört draußen vor der Thür.“

„Ich hab' auch einmal einen gehört,“ verweiſt die Aeltere, „und Deine Andacht zum Lied wird nicht gar groß ſein, wenn Dich die Geiß' da draußen ſchrecken.“

„Weil's halt ſchon finſter wird,“ meint die Burga; dann ſingen ſie weiter:

Der Sünder geht voll Peinen
Und ruft von Berg zu Thal:
Kommt, helfet mir beweinen
Die großen Sünden all'.

Stund an ein kleines Zeitlein,
Das Stabel wird gar grün,
Treibt aus drei junge Zweiglein,
Und d'rauf ein schön's Geblüh'."

Und nochmal wiederholen sie es in weichem Klange:

„Treibt aus drei junge Zweiglein,
Und d'rauf ein schön's Geblüh'."

Dann schweigen sie. Die Moidei geht an den Herd, die Burga bleibt noch sitzen und ist nachdenklich.

„Moidei," sagt sie nun, „gelt, das Gesang hat Dir Deine Ahndl gelehrt."

„Freilich."

„Und hat sie Dir niemalen gesagt, was das für drei Sünden sind gewesen, die der Jüngling hat begangen?"

„Wie weißt denn, daß er ein Jüngling ist gewesen?" versetzt die Moidei stets altklug, „kann ja auch ein —"

In diesem Augenblick ist ein doppelter Aufschrei. Stockfinster ist's den Mädchen plötzlich — fremde Finger halten ihnen die Augen zu.

Sie haben sich aber bald gefaßt. Es sind stets gutbekannte Leut', die Einen auf diese Weise blenden.

„Wer ist's? ruft eine Stimme hinter dem Rücken der Moidei.

„Der Etscher-Wastl?" sagt diese.

„Himmelweit fehlgesprungen."

Und „Wer ist's?" ruft eine verstellte Stimme hinter dem Rücken der Burga.

„Wer wird's denn ſein? Wenn's der Hirlacher-Mirtl nit iſt, ſo iſt's ein Anderer."

„Kein übles Rathen, Burga, ein Anderer iſt's nicht. Wie Dir jetzt die Augen wieder frei ſind, ſieh'ſt Du die Beſcheerung. Die Sennhütte iſt voll von Männern — und von was für Männern —!"

Da iſt der Kernthaler-Franz, Holzer aus dem Puſterwald; da iſt der Rößeltoni, der Kohlenführer beim Bachgruber; da iſt der Salzburger-Hans, der fort in der Gegend herumſchleicht und doch nirgends ein Geſchäft hat, den ſie bei heimlichen Stückeln nicht gern mithalten laſſen, weil er ein tückiſcher Geſell' iſt, und den ſie ungern abweiſen, weil ſie dann ſein Verſchergen (Verrathen, Anzeigen) fürchten; und da iſt der Hirlacher-Mirt, ein abgedankter Jagdgehilfe, von dem man nur weiß, daß er an Verträglichkeit und Unterhaltſamkeit ein prächtiger Kerl iſt, die Weibsleute gern hat und ſich auf das Wildern verſteht.

Der Mirtl iſt bisher zu der Moidei — die wir ſchon kennen — geſtanden, zwar nicht ſo öffentlich, daß der Herr Pfarrer außer in dem Beichtſtuhl ein Wort darüber hätte reden müſſen, und auch nicht ſo heimlich, daß nicht alle Leute davon gewußt hätten.

Heute nun knirſcht die Moidei: „Was hat der Mirt der Burga die Augen zuzuhalten? Er hat die Moidei zu verblenden und ſonſt Keine!"

Kecke Burſchen ſind es aber auf und auf. Feſtgeſpannte, abgeſchliffene Bockleder-hoſen tragen ſie, dicke Häute, die nur an den Nähten etwa hie und da ein wenig auseinanderklaffen, ſchier geſprengt von den ſtrammen Geſtalten. Die Knie ſind nackt und rauh und braun wie Föhrenrinden. Bis über die halben Waden gehen die buntgeſtrickten Wadenſtutzen empor,

oben nach außen übergeſchlagen, unten über den Knöcheln, die nackt ſind, zuſammengebunden. Niedere Bundſchuhe dann, mäuſegrau und hart wie Holz, haben ſeit undenklichen Zeiten ſchon keine Fettung mehr erfahren, aber derb beſchlagen mit Hakennägeln, welche wie Silber funkeln im glatten Schliffe, den ihnen das Geſtein des Hochgebirges verliehen hat. Ferner trägt Jeder einen breiten Ledergurt mit der Meſſingſchnalle vorn über dem Prachtſtück der Bockshauthoſe, dem mit weißen Fäden kunſtvoll ausgenähten und verzierten, an zwei Knöpfen oben befeſtigten Bauchfleck. Dieſes Prachtſtück, die Stirn und der Schild aller „Häutenen" iſt nicht leicht zu beſchreiben. — Jeder, der je einmal eins geſehen hat, wird ſich das Bild leicht vervollſtändigen. Die Joppen der Burſchen, aus grobem, fadenſcheinigem Tuche mit den über den Achſeln aufgefalteten Aermeln, ſind rückwärts ſo kurz, daß ſie zwiſchen ſich und dem Ledergurte, drei Finger breit das „Rupfenhemd" ſehen laſſen. Der Hirlacher-Mirt hat an ſeine Vorderärmel noch je einen Lederfleck geheftet, auf das beim Klettern, Anſtemmen und Ankriechen in den Wänden die Joppe nicht zu ſehr leide, an welcher jedoch, unſerer Meinung nach, nicht allzuviel mehr zu verderben ſein kann. Meſſerbeſteck in der Hoſentaſche. Rückwärts über dem Schienbeinknochen ein ſtrammgereidelter Tabakbeutel aus Schweinsblaſe, und daran gängelnd ein langer Pfeifenſtierer, aus Draht zierlich gewunden.

Der Mirt hat ferner eine Waidtaſche umgehangen, an welcher die Haare und Klauen jenes Thieres noch hängen, das dieſe Taſche einſt als blut eigene Haut getragen hat. Ueber der Bruſt die kameelhaarenen Hoſenträger; um den Halskragen etwa ein verblaßtes, zerfaſertes Seidentuch loſe gewunden; auf dem Haupte den arg zugerichteten Filz mit den kecken Hahnen- und Geierfedern (nur der Kernthaler-

Franz trägt auf seinem Hute einen Strauß von Almrausch und wildem Thymian); — wirre Locken in der Stirne, buschige Schnurrbärte und schneeweiße Zähne darunter — da habt Ihr die Kerle, wie sie leiben und leben.

Jeder der Viere hat beim Eintritte leise ein Gewehr an die Wand gelehnt. Jetzt stopfen sie ihre Pinzgauer Pfeifen und holen mit zierlichen Stahlzänglein eine glimmende Kohle aus der halbvergloſenden Gluth. Dann setzen sie sich an den Tisch und der Mirtl, der sich auf dem Holzblock festgestemmt hat, wo vorhin die Burga gesessen, faßt das Mädchen nun einmal am Rande des feingeschnürten Mieders und sagt: „Heut' hilft Dir kein Gott und kein Heiliger, heut' mußt uns über Nacht behalten."

„Ja lach' nur nit," fügt der Rößltoni bei, „'s ist kein Spaß, wir können heut' nicht mehr hinab; die Rabenklausen unten ist mit Jägern besetzt."

„Jesses," haucht die Burga, „werd's doch nicht wieder auf's Gamsschießen aus sein!"

„Na, zum Zähnausstochern brauchen wir die Eisenprügel g'rad' nit, die Du leicht siehst," lacht der Kernthaler-Franz.

„Der Jäger sind heut' Stück a zehn," berichtet der Mirt, „sie spannen (ahnen) was; aber sie glauben, wir seien auf der Speikleitalm, weil wir dort etliche Handpöller gerichtet und mit Zunder belegt haben, die jetzt vor einer Viertelstund' erst losgegangen sind. Da bei Dir sind wir schon sicher, Burga, und können morgen früh auf den Dreispitzkofel hinauf."

Burga setzt ihnen frische Milch vor, bleibt dann in ihrer heiteren Gestalt, das Vortuch nach Almersitte hübsch emporgeschlagen und rückwärts mit den unteren Ecken leicht zusammengebunden, den Arm mit seinem weißen Hemde in die

Seite gestemmt, vor den Burschen stehen und ladet die Gäste mit einem fröhlichen Lächeln ein zum Genusse dessen, was sie bieten kann.

Die Männer lassen aber die Pfeifen nicht aus- und die Löffel nicht angehen. Der Mirt stemmt seinen Arm auf das Knie und fragt: „Na, Burga, und was ist's nachher mit der Liegerstatt?"

Drauf giebt sie trillernd zur Antwort:

„Däs is a schlechta Schütz,
Der sich af a Gamsl wagt,
Und in der erst'n Hütt'
Um a Liegerstatt fragt."

„Weißt," sagt der Rößltoni,

„So geht's af der Alm,
Denkt ka Dirndl af die Kalb'n,
Und ka Schütz af die Jagd,
Wann sie d'Lieb amal plagt."

Darauf die Burga:

„Wia höha die Alm,
Um so frischa das Kraut;
A jad's Dirndl is a Narr,
De an Jaga z'viel traut."

„Schau," sagt jetzt der Kernthaler-Franzl und nestelt mit der Pfeifenspitze seinen Schnurrbart auf: „Sein thut das so:

Die Sennerin af der Alm
Thuat au Juchschrei au halb'n,
Und den andern da Bua,
Wann er hinkimmt dazua."

Dann fällt wieder der Hirlacher-Mirtl ein:

„Und Sennerin af der Alm,
Schau, was thaſt mit an halb'n,
Sei froh, wann Ana kimmt,
Daß d'an ganz'n z'ſammbringſt."

Es iſt ſchon eine Freude, wie die drei Burſchen um den Tiſch herum ſitzen und von Liedchen zu Liedchen kecker werdend das Mädchen mit friſchen Augen anblinzeln.

Abſeits am Herde iſt die Moidei. Sie wäſcht in einem Zuber den Käsbeutel und zerknittert ihn und zerkratzt ihn mit den Fingernägeln, daß es arg iſt. Arg und hell unvernünftig: was kann der Käsbeutel dafür, daß ihr heute der Mirt noch nicht ein Wörtl geſprochen hat; daß er ihr den Rücken zukehrt, während er der Andern die beſonderſten Schelmenliedlein in's Geſicht ſingt! — 's iſt aber wahr, dieſe Burga iſt ſo eine Schmeichelkatz. Wart' nur Mädel, wenn ich Dir nachſt wieder die Haare flechten ſoll — die Feigen zeig' ich Dir; ausrupf' ich ſie Dir, nicht ein Strehndl laſſ' ich Dir ſtehn! — In dieſem Augenblick hat der arme Käsſack im Zuber einen böſen Riß erfahren.

Hinter dem Tiſch in der Ecke lehnt der Salzburger-Hans, ein blaſſer Burſch' mit ſchütterem Bartanflug; — er blickt etwas finſter d'rein. Er raucht keine Pfeife, er hat die Hände in den Hoſentaſchen ſtecken, und er thut nicht mit im Singen und Necken. Das Singen und Necken führt zu nichts. Er iſt weit hergekommen aus der Kriemel herauf. Juſt der Gemſen wegen nicht. Man mag ſchon ſuchen auf den Almen, bis man ein ſauber Stück Sennin antrifft. Man weiß es: Die hübſcheſten und die laubfriſcheſten ſperrt der Bauer lieber unten in ſeinen Hof ein, als daß er ſie oben auf den Höhen frei herumhüpfen läßt wie die Gemſen —

in einer Gegend, wo es so viele Wildschützen giebt. — Die Burga — na, die ist eine Ausnahme. Ihre Anverwandten sind gestorben; ihr Vormund, ein dicker Postmeister im Pusterthal drüben, schaut sich nicht nach ihr um, und weil sie in der Milch- und Butterwirthschaft gut Bescheid weiß und darin verläßlich ist, so hat man sie auf die Alm gesetzt. Die Moidei, die Aeltere und Gescheitere, ist ja auch bei ihr, die wird das jung' Blut schon zurecht halten.

Der Salzburger-Hans hat gemeint, er würde heut' allein der Hahn im Korb sein. Da ist er, wie er so sacht und still heraufschleichen wollte in's Gemsgebirg', unten auf der Kreuzhalde zu alten Bekannten gestoßen. Nun ist er nicht der Hahn im Korb; noch kein einzig Wort hat er mit der Burga gesprochen, und die Andern haben schon so oftmals gekräht. Indeß, der Hans ist nicht verzagt. Halten sich die Dreie an die Burga, so ist die Moidei noch da . . . .

Leider beschäftigt sich Moidei's Auge zu sehr mit dem Mirtl und der Burga, als daß sie den Blick des blassen Burschen bemerkte. Ihr zittern alle Glieder vor Wuth, ob einer so schwarzen Untreue des Hirlachers. Und gar erst, als der Mirtel ein wenig gegen den Herd hingewendet folgendes Liedchen singt:

„Ich kenn' immer a Dirndl,
Hat a Strickl ban Bett,
Daß s' die Buabn kann dahaltn,
Sunst bleibn s' ihr ja net."

Gelächter. Und die Burga lacht auch.

Oh, denkt die Moidei, diese Schlange mit dem rothen Haar! — Auf den Fußdielen lag die Holzspalthacke — wie wollt' sie — die Moidei — mit diesem Beil . . . .! Rasch schlägt sie den Gedanken nieder und fleht im Herzen: Heilige

Maria Schnee, behüte mich vor allen Anfechtungen! — Aber, sie weiß schon, was sie thut, denn heute zusammen verbleiben unter einem Dach, das darf für diese Leut' nicht sein, und sollte sie ihnen die Hütte über dem Kopf anzünden müssen — heilige Maria Schnee, behüte mich vor allen Anfechtungen! — Nu, auf das kommt's nicht an; sie — die Moidei ist fein abdraht (schlau), sie weiß schon noch ein ander Mittel. Und wenn er nur erst zu Mitterssill im Arrest sitzt, der Mirtl, nachher hat er gut' Weil' zum Nachdenken über vergangene Zeiten — wird ihm die Moidei wohl wieder einfallen. —

Nach einer Weile, als es schon woltern finster geworden ist und die Burga einen Kienspan anzündet, ruft sie hell: „Jegerl, wer hat uns denn die Moidei gestohlen?"

„Kunnt mir's nit denken, wer die Dummheit hätt' g'macht," entgegnet der Mirtl.

„Mir kommt's für, Ihr seids nimmer gut miteinand," bemerkt der Kernthaler-Franz, „zwischen Dir und der Moidei hat's was antragen."

„Ihr Buben seid's schon so," sagt jetzt die Burga, „für's Erst, da hängts einem Mädel allerweil an der Kittelfalten und zärtelt's und bettelt's und habt's fort die brennheiße Lieb und Treu auf der zuckersüßen Zung'. Und ist's Dirndl z' gut — nur ein klein Bissel z' gut — nachher ist's gar — nachher schaut's es nimmer an."

„Schau, schau," versetzt hierauf der Rößltoni und blinzelt der Burga in's Gesicht, „bist auch kein heuriger Has mehr."

„Von mir selber kunnt' ich's nit wissen," sagt das Mädchen, „um so öfter hab' ich's von meinen Kameradinnen gehört. Ich hab' Eine gehabt von Lienz herauf; hab' Eine

gehabt vom Pusterthal; hab' wieder Eine gehabt von der Spruggergegend und Eine von Zillerthal. — Alle haben das gleiche Lied gesungen. Die Buben sind auf der ganzen Welt nichts nutz. Die Moidei habt's mir schon verzagt gemacht, wollt's leicht jetzt mit mir anband'ln?"

„Ah na," brummt der Kernthaler-Franz, „Du wär'st viel zu fürnehm für so arme Teufel, wie wir sind."

„Harb müßt's nit werden," lacht die Burga, „ich hab' nur gesagt, daß die Buben nichts nutz sind. Daß ich keinen mag, das hab' ich nit gesagt."

Darauf klopft der Hirlacher-Mirtl mit seinem Pfeifensattl auf den Tisch und murmelt: „Ich denk', Mannerleut', wir machen uns auf die Füß' und gehen um ein Häusel weiter." Seit ihm von der Moidei angespielt worden, ist seine Munterkeit weg. Das Ding wurmt ihn, daß er, zudem ihm das Mädel nicht mehr gefällt, auch noch den Vorwurf hat — und von so unberufener Seite.

Er erhebt sich, nimmt seinen Stutzen um, sagt: „Gut Nacht, Sennerin," und geht davon.

Der Kernthaler-Franzl kann es nicht lassen, die Burga noch ein wenig in die Wange zu kneipen, dann nimmt auch er seinen Stutzen in die Hand.

Der Rößltoni bleibt einen Augenblick kerzeng'rad vor ihr stehen, dann flüstert er: „Ueber das, was Du voreh' zuletzt hast g'sagt, reden wir noch weiter. B'hüt Dich Gott, schöner Schatz." Dann nimmt er seinen Stutzen und geht den Anderen nach.

Die Burga hantirt am Herd herum und trillert:

„Büabel, Du schmierst Dih an,
Wan'st glaubst Du hast mih schon."

Von draußen herein hallt noch folgendes Liedchen:

„Wan'ſt mih ah Du nit liabſt,
Is ka Königreich hin,
Woaß noh mehr ſcheani Dirndln
In Tirolerland drin."

Dann ſind ſie fort. Es iſt ſtill und dunkel in der Hütte. Ein einziger Kugelſtutzen noch lehnt an der Wand und an der Ecke hinter dem Tiſch ſteht der Salzburger-Hans.

„Na, Hans," redet ihn das Mädchen an, „thuſt Du nit mit Deinen Kameraden mit?"

„Na."

„Warum denn nit?"

„Weil's mich nit g'freut. — Weißt Dirndl, mir g'fallt's bei Dir beſſer." Und er tritt auf ſie zu.

Sie ſind nun allein in der Hütte. Die Moidei kommt nicht zum Vorſchein. Draußen ſchellt zuweilen die Kuh oder meckert eine Ziege. Sonſt alles in der Ruh'! Burga ſchürt in der gloſenden Herdkohle und bläſt eine Flamme an. Der Salzburger Wildſchütz ſteht unbeweglich und finſter vor ihr; er iſt ſo blaß, daß nicht einmal der Gluthſchein ſein Antlitz zu röthen vermag. Nur ſeine ſchwarzen Augen funkeln.

Als nun, angefacht von dem Athem des Mädchens, die Flammen emporſpringen aus der Gluth, ſingt der blaſſe Burſche — aber gar mit tonloſer Stimme — auch ein Liedchen.

„Jetzt gieb mir a Buſſel,
Jetzt ſan mir alloan,
Die Nacht iſt ſtockfinſta —"

Der Sang erſtickt in der Aufregung ſeines Weſens.

„Wenn Du deswegen dablieben biſt," verſetzt, ohne mit einem Liedchen zu erwidern, das Mädchen, „ſo — muß ich

Dir ſagen — haſt es nit geſcheit angeſtellt. Hätteſt es halt früher geſagt, ſo lang' noch die Leut' dageweſen ſind. Thu' ich wem einen Gefallen damit, für einen Schmatz iſt mir keiner feil. Jetzt ſind wir allein, da iſt's nichts. Mit Buſſerln hebt's an, drauf kommen allerlei Keckheiten — na, na, Bübel, da biſt bei der Unrechten."

„Du," ſtöhnt der Burſche und packt ſie wild in die Arme, „Du mußt!"

„So! Gewalt willſt brauchen!" ruft die Burga, erhaſcht einen brennenden Baumaſt: „Da haſt eins!" und ſchlägt den Aſt ihm über die Achſel, daß die Funken brauſen.

Nun iſt in ihm auch die Wuth entfacht. Mit der ganzen Wucht ſeines Körpers fällt er über das Mädchen her; taumelnd ſtößt Burga einen Hilferuf aus — da — ſpringt die Thür auf und herein ſtürmen etliche Hunde und ein halb Dutzend Männer mit vorgeſtreckten Gewehren.

„Was geſchieht da? Wo ſind die Wilddiebe?" fährt Einer drein.

Der Salzburger-Hans hat von ſeiner Beute abgelaſſen und brummt: „Sind ſie nit mehr da, ſo werden ſie halt ſchon fort ſein."

„Wohin?"

„Was gehen mich die Wildſchützen an?"

„Wem gehört dieſes Gewehr?"

„Hättet Ihr dem Hirlacher-Wirt Zeit gelaſſen, ſo hätt' er's wohl mitgenommen."

„O beileib!" ſchreit die Moidei dazwiſchen, die auch bei den Jägern iſt, „derlogen, daß das dem Wirt ſein Stutzen iſt!"

„So wird er wem Andern ſein; was geht das mich an!" ſagt der Hans, „werd' wohl Niemandem Rechenſchaft zu geben haben, wenn ich zu meiner Liebſten geh'."

Jetzt richtet sich die Burga auf: „Was? Wer ist denn seine Liebste? — Den möcht' ich nit und hätt' er eine goldene Pfaid auf dem Leib!"

An der Wand hängt ein Futterkorb, von dem schneiden sie den Strick und binden damit die Hände des Salzburger-Hans kreuzweise übereinander. Dann hängen sie ihm sein eigenes Gewehr um den Hals und von den Hunden umknurrt und von den Jägern gehöhnt und gestoßen, steigt der Wildschütze nieder von der grünen Alm gegen die düstere Sündenkammer zu Mitterfill.

Die Moidei ist über diesen Vorgang ganz überrascht. Sie hat vor Allem nur ihren treulosen Geliebten, den Hirlacher-Mirt, gefangen nehmen lassen wollen. Deswegen hat sie die Jäger geholt herauf von der Rabenklausen. Und jetzt ist der Vogel schon wieder davon und er speanzelt (schäkert) vielleicht in anderen Hütten herum; weiß Gott, die Alm ist weit.

Aus Zorn verzehrt die Moidei an demselbigen Abend von den Dutzend Hirschen (Schmalznocken), die für Beide gekocht waren, neun Stück, so daß für die Burga nur drei bleiben. Und sie redet den ganzen Abend kein einzig Wort mit der Burga. Diese ißt den Rest in stiller Ruhe und denkt bei sich: Aller guten Dinge sind drei. Aber das thu' ich und jetzt schau' ich mir um einen Liebhaber, daß die kecken Mannerleut' wissen, wem ich zugehöre.

# Der Wildschütz.

Der Aelpler, den steten Kampf mit den Naturgewalten gewohnt und nur geringe Bedürfnisse hegend, der zumeist seine eigene Polizei ist, das Unrecht am liebsten mit der Faust straft, das Recht gern mit der Faust sucht, der keinen Sinn hat für die Glorie des Landes, noch viel weniger für die Vergrößerung des Reiches, der gar Vieles, was aus Steuer und Staat hervorgeht, als die Vermehrung der Unterrichtsanstalten, Eisenbahnen und auch die stete Vergrößerung des Heeres, für ein Unglück zu halten gewohnt ist, verzichtet auf die Staatshilfe, die also für ihn selten von großer Bedeutung sein kann, und so vermag das, was er vom Staate gleichwohl empfängt, niemals das aufzuwiegen, was er giebt, geben muß.

Und aus diesem Mißverhältnisse, das zum Theile heute noch besteht, entspringt vielfach eine gewisse Verbitterung gegen Alles, was „Welt" heißt, gegen den Bürger, gegen den Stadtherrn, der, wie der Bauer meint, nicht arbeitet. Wer bei dem Landmann nicht mit der Axt, dem Pflug, dem Dreschflegel, der Mistgabel, dem Handwerkszeug hantirt, der ist ein Müßiggänger. Daher der ewige stille Haß gegen die Besitzenden, gegen den Reichthum, daher der häufige, wenn zumeist auch nur im Scherz gebrauchte Ausdruck vom „Herrnabschlagen".

In den dunklen Gründen des Volkscharakters, unter der trägen Asche seines schwerfälligen, unbehilflichen Wesens glimmt ein Fünklein — der Keim des Communismus, dem jedoch der im Landvolke so überaus tief eingewurzelte Conservatismus die Wage hält.

Schließlich wird diese angedeutete Staatsform wohl auch die älteste und natürlichste sein. Da mag sich ursprünglich der Mensch von der Welt genommen haben, was er eben bedurfte und was er erreichen konnte, bis ein Stärkerer kam und ihm Alles wegnahm, und dann ein Gescheiterer erschien, der Jedem seinen Theil vormaß. Das Bauernthum muß zufrieden sein mit dem, was man ihm vorgemerkt hat; es knurrt wohl, aber es liegt an der Kette trotz alledem.

Das Volk der Alpen hat eine Menschengattung in sich erhalten, die das communistische Princip zwar nicht theoretisch zu denken, wohl aber praktisch durchzuführen weiß. Die Wilderer. — „Gott hat die Thiere des Waldes für Alle erschaffen!" lautet ihr erster Grundsatz, der freilich schon durch den zweiten gefährdet wird: „Nicht für die Reichen, sondern für die Armen ist das Wild gewachsen." Zum Glücke wird dieses Princip nicht auch etwa auf den Wald, auf das Feld, auf das Metall in der Erde Schooß u. s. w. ausgedehnt, denn dazu reicht weder der Gedanke, noch weniger die Macht unserer alpinen Communisten. Die armen Teufel begnügen sich mit dem Wilde, das sie trotz aller Verbote, Jäger und Häscher todtschießen, um sich damit entweder den Hunger oder die Jagdlust zu stillen.

Vor zwanzig, dreißig Jahren noch waren die Wilderer in manchen Gegenden ein wirklich gefürchtetes Element. Es waren größtentheils arbeitslose und arbeitsscheue Gesellen, Soldatenflüchtlinge, verfolgte Raufbolde, die, weil sie aus dem Kreise

der Menschen verbannt, in die tiefen Wälder, in das Gefelse und in die hohen Regionen des Gezirmes geflohen waren, wo sie sich elende Schlupfwinkel suchten und sich durch Wildern ernährten. Da brachten sie oft jahrelang zu in den feuchten Höhlen und halbverfallenen Almhütten, nichts von der weiten Welt verlangend, als das bischen Pulver, das sie sich oft mit bewunderungswürdiger Schlauheit zu verschaffen wußten. In den Rottenmannertauern lebte ein „Wurzner", der einem der herrschaftlichen Jäger sechzehn Jahre lang das Pulver abgeschwätzt hatte, weil er so unsäglich „an der Magengicht leide, für die ihm frisches Schießpulver das einzige Labsal böte". Die Magengicht, das war aber der Hunger, den das Pulver, allerdings indirect, durch den Rehbraten zu curiren vermochte.

In der Küche des Wilderers herrschte oft mehr als spartanische Einfachheit. Häufig war nicht einmal Feuer zur Hand. Als Nachtlampe hat in mancher Höhle ein verstopftes Glasfläschchen mit Glühwürmern gedient. Das Wild wurde mit Steinen mürbe geschlagen und roh verzehrt. War aber Feuer, so stand wieder nicht immer der Topf bereit und oft genug geschah es, daß das Hirschfleisch zerkleinert in der Hirschhaut gekocht wurde, die, zu einem Sacke geformt, mit Wasser gefüllt, dem unter ihr lodernden Feuer leicht zu trotzen vermochte. Die Suppe wurde aus gesottenem Heu gewonnen, die, wäre sie mit Zucker und Rum zubereitet gewesen, vielleicht ein mehr als gewöhnliches Surrogat für unseren Holländerthee abgegeben haben möchte. Als Tabak wurden selbstverständlich dürre Buchen-, Ahornblätter u. s. w. benutzt — und so hat Gott diese seine Wildvögel ganz gewissenhaft ernährt.

Die Wilderer — über die ganzen Alpen und weiter hin verbreitet — kannten nur einen Herrn, die mit ihren

Gewalten und Schrecknissen sie zähmende Natur; kannten nur einen Freund, ihren Kugelstutzen, den sie mit vollster Sicherheit zu handhaben wußten; kannten nur einen Feind, den Jäger. Begegnete der Wilderer dem Jäger, so gab er sich, war eine Flucht unmöglich, die Wahl, den Mann rasch niederzuschießen, oder selbst auf die Kugel zu warten. Der dritte Ausweg, das Gewehr wegzuwerfen und sich gefangen zu geben, wurde meistens verschmäht. Das Leben im Kerker wäre zehnmal bequemer, und jedenfalls sorgenloser und sicherer gewesen, als die elende Existenz in den Wildnissen, aber — „Freiherren" wollten sie sein und bleiben um jeden Preis, und „Freiheit oder Tod!" Diesen Menschen ist das Wort nicht Phrase gewesen. Sommer und Winter, in Sturm und Schnee harrten sie aus; keine Mühsal war ihnen zu groß, kein Unternehmen zu waghalsig, wo es sich um ihre Freiheit handelte. Von den Seinen im fernen Thale sehnlichst erwartet, gesucht, betrauert, irrte mancher Bursche in den hohen Wüsten, trug oft sogar eine Kugel im Bein, die ihm der Jäger zum Andenken zugesendet. Er war der Geächtete; seine Kleidung bestand aus ungegerbten Thierfellen, sein Haus aus Felsklüften und Nebel, sein Gemüth aus Bitterniß, sein Leben aus Elend.

Der Jäger war auch nicht zu beneiden. Wenn er des Morgens seine Waidtasche mit Brot, Speck und Schnaps füllte, um in den Wald zur Hahnenbalz zu gehen, oder zum Eintreiben von Hirschen und Rehen, oder in's Hochgebirge emporzusteigen, um die Rudel der Gemsen auszuspähen, zu bewachen, so wußte er, er ziehe in Feindesland. Manch' einem verbissenen Wildschützen verlangte es heiß, nach den Hirschen zu zielen, aber der „Jäger hat ihn schon einmal in's Unglück gebracht" — das vergißt er nimmer und für den ist die

Kugel schon gegossen. Zur Illustration ein Beispiel aus dem Jäger- und Wildschützenleben.

Josef, der Forstgehilfe, geht „auf den Hahn".

Mitternacht ist vorüber. Es ist eine Frühlingsnacht, aber über die Alpen zieht eisig kalte Luft und die Hochwartspitze ist in dichtem Nebel. Man sieht im Schimmer einzelner Sterne nichts, als die matten Umrisse des Hochgebirges und hört nichts, als das Rauschen des tief unten strömenden Wildbaches. Noch schlägt der Auerhahn nicht, noch bricht auch der Tag nicht an, aber der Jäger nimmt einen Schluck aus der Waidflasche, zieht den Ueberrock fester, hängt das Gewehr um und wandelt einen wohlbekannten Fußsteig über seichten, aber gefrorenen Schnee aufwärts.

Er geht „auf den Hahn", nicht um zu schießen, das steht dem Gutsbesitzer zu, der zu einer großen Hahnenjagd auch bereits Gäste aus der Stadt geladen hat; Josef hat zu bewachen und geht eigentlich heute auf Wildschützen aus. Wohl schläft der Hahn noch, aber der Wildschütze ist schon wach und sicher auch schon irgendwo auf der Lauer; davon kann der Jäger überzeugt sein. Josef passirt eben die Stelle, wo man vor zwei Jahren seinen erschlagenen Kameraden, den Jäger Simon gefunden. Der hatte einen Schuß in der Brust und die Splitter seines Gewehres lagen um ihn herum und steckten theilweise im zerschmetterten Schädel des Unglücklichen. Josef stößt hier den Stock fester in den Boden und geht weiter. Erst ein paar hundert Schritte davon bleibt er stehen und horcht. Der Hahn meldet sich noch nicht, aber unten in der Schlucht, da ist es wie das Klopfen eines Ladstocks im Rohr. Josef beschließt, hier zu warten — er muß ja kommen. Jetzt rauscht es über ihm in den Fichten und ganz nahe bei ihm meldet sich der Hahn. Das währt nun eine halbe Stunde,

bis der Wildschütz heraufkommt, denn er kann sich nur während des Pfalzens nahen und muß in der Zwischenzeit stillstehen. Währenddem bricht der Tag an, es wird lichter und Josef verbirgt sich hinter einen Baum. Der Hahn pfalzt lustig weiter, der Jäger horcht nur den Schritten, die ihm immer näher kommen — er hört sie — hastig eilt ein großer stämmiger Mann den Steig herauf und zieht die Büchse von der Achsel. In diesem Augenblick schweigt der Hahn. Josef kann dem Wilderer in das Gesicht sehen — er erkennt ihn, es ist der Köhler Hans. Der Hahn pfalzt wieder; nun findet es der Jäger an der Zeit, hervorzutreten er steht vor dem Wildschützen und sagt kurz und fest: „Guten Morgen, Hans!"

Der ist etwas überrascht, faßt sich aber im Augenblick und erwiedert ebenso kurz und trotzig: „Guten Morgen!"

„Du wirst nicht recht sein da, Hans," meint der Jäger, „was willst denn hier thun?"

„Den Hahn werde ich mir schießen," entgegnet der Andere und will langsam weiter.

„Wirst mir aber Deine Büchse geben müssen!"

In dem Augenblick schweigt der Hahn und fliegt ab.

Der Wilderer hat seinen Stock zum Schlage gefaßt. Schon will der Jäger an das Gewehr greifen, da fühlt er sich getroffen; er ist wüthend — eine glückliche Wendung, ein fester Griff und niedersaust sein Kolben auf des Wilderers Rücken und Glieder, daß dieser das Gewehr ächzend fallen läßt und zu Boden taumelt.

Da liegt er und windet sich und das Blut fließt auf die Steine.

Josef starrt finster auf sein Opfer. „Hast jetzt genug, Hans!"

Keine Antwort.

— Ist er denn so schuldig, daß man ihn zu Grunde richten darf? — so frägt es in ihm. — — Vielleicht hat den Mann die Noth getrieben, er hat Kinder zu versorgen. Die werden jetzt erwachen und sich um den Vater und um ein Morgenbrot umsehen. — „Steh' auf, Hans, es wird so arg nicht sein!" sagt der Jäger. Er bedauert seinen Gegner; er kennt die Leidenschaft des Wilderns auch! War er doch selbst einer der berüchtigtesten Wilddiebe, bis ihn der Gutsverwalter nach aller fruchtlosen Strafe zum Forstgehilfen machte.

„Aber mach' keine blöden Possen, Hans, und geh' — sieh', da hast meine Hand, ich helfe Dir auf die Beine."

„Nein, Josef, das wird wohl genug sein, Du hast mir viel gethan!" preßt der Wilderer heraus und tappt wie ein Halbblinder nach der dargereichten: „Das geht Alles so herum jetzt — ach, das ist arg — Du hast mir gar den Kopf eingeschlagen."

Der Jäger richtet ihn auf und läßt ihn wieder niedersitzen, daß er das Haupt an einen Rasen lehnen kann.

„Der Hahn ist schon fort, gelt?" frägt der Hans, aber seine Stimme bebt.

Josef antwortet nicht, er trocknet das an der Hand hervorströmende Blut und legt Feuerschwamm in die Wunde.

„Ja, das hab ich gar nicht gewußt, daß Du so gut bist, Josef, und einen Schluck Branntwein, gelt, den giebst Du mir auch?"

Der Jäger reicht dem Wilderer seine Flasche, dann verbindet er ihm die Wunde und fragt: „Ist Dir nun besser, Hans?"

„Viel besser," murmelt dieser. Seine Brust wogt hoch — seine Mundwinkel zucken.

Josef netzt die Schläfe des Verwundeten mit Branntwein. Hierauf richtet sich dieser langsam auf. „Aber gar so schlagen, Josef!" sagt er traurig und erfaßt des Jägers Hand: „Das ist wohl beinahe zu viel gewesen, und Du kannst mir glauben, wir kommen auf der Hahnenpfalz nicht mehr zusammen."

„Laß das gut sein und geh' jetzt heim; wir haben nicht anders gekonnt und wollen das Heutige vergessen. Nur die Büchse die mußt Du mir lassen, Hans, es ist meine Pflicht."

„Nein, Jäger, das mußt Du mir nicht anthun, schau und wenn ich Dir's abkaufen muß, ohne den Stutzen da —"

Er greift langsam nach dem Gewehr, sein Arm ist auch matt — „Du weißt ja, wie das ist, Josef — ich könnte nicht leben; es ist ein Erbstück und immer meine Freude gewesen — so habe ich Dir — mit diesem Gewehr auch — den Jäger Simon niedergeschossen . . ." In diesem Moment kracht es und mit einem matten Schrei sinkt Josef zur Erde.

„Ihr Hunde!" krächzt der Hans, der nach dem Jäger geschossen, in wilder Lache auf. — Da knallt ein zweiter Schuß, aber oben im Dickicht — diesmal thut Hans den Aufschrei und macht einen hohen Sprung — stürzt dann zu Boden. — Jetzt braucht er die Ohnmacht nicht zu heucheln — ein dichter Blutstrom quillt aus seinem Schenkel.

Aus dem Dickicht eilt nun ein Mann in Holzhauerkleidung auf den Jäger zu und reißt sein Halstuch zum Verband entzwei. Dem armen Josef ist nicht mehr zu helfen — mitten aus dem Herzen springt der Strahl. —

Das ein Bildchen aus dem Jäger- und Schützenleben.

Die Wilderer von Profession, gleichwohl ein und dasselbe Ziel verfolgend, lebten nie zusammen, sie sonderten sich, und häufig traute Einer dem Andern nicht. Wo aber

Einer von ihnen in Gefahr war, wo es galt, dem Jäger Eins zu versetzen, da waren sie einig. Häufig gingen sie mit geschwärzten Gesichtern um; ein andermal wieder trugen sie Zirmbüsche vor sich her, um den Jäger zu täuschen, der wohl für huschende Menschengestalten ein Auge hatte, aber nicht für wandelnde Sträucher. Sie wußten den spähenden Wildhüter durch Schüsse irre zu führen, die im Gestein durch einen Zündfaden gerichtet, gerade auf einer entgegengesetzten Seite losgingen, als die war, wo die Diebe auf ihre Beute harrten. Die Zeichen, womit sie sich einander bei nahender Gefahr verständigten, waren höchst mannigfaltig und geheimnißvoll; ein Elsterruf, ein Steinchen im Brunnentrog, ein Strohhalm an einem bestimmten Baum, Alles waren Zeichen und eine den Eingeweihten deutbare Schrift.

Wildschützengeschichten zu Hunderten werden im Gebirgsvolke erzählt, von den unterhaltsamsten Schlauheiten des Jägerprellens an, bis zu grausamen Blutthaten. Und immer hat der Wilderer die Lacher zur Seite, oder sein Verbrechen wird im Munde des Volkes gar zur Heldenthat gemacht. Dem ehrsamsten Bauer kam es noch vor Kurzem nicht bei, daß der Wilddieb auch ein Dieb sei; der Schuß ging nur gegen die reichen Leute und nicht gegen Gott. Als aber das Jagdrecht freigegeben wurde, so daß jeder größere Grundbesitzer Herr des Reviers war, da stand die Sache plötzlich anders und der Wilderer hatte nun nicht allein mehr den Herrschaftsjäger, sondern auch einen großen Theil der Bevölkerung gegen sich. Da wurde mancher Strolch aus seinem Verstecke getrieben; und manch anderer mußte noch höher in die Alpenwildniß hinauf; dort, wo kein grüner Halm mehr wächst, im Eise konnte er — der die Satzungen der Gesellschaft nicht zu achten verstand — seine Heimstatt aufrichten.

Da war ein wilder Bursche bekannt, der hatte das Unglück, bei einem Sturze das Gewehr zu zertrümmern. Wie nun schießen, wie sich nähren? An verendeten Gemsen, die angeschossen, aber nicht zur Stelle erlegt worden waren, mußte er, den Raben gleich, sein Mahl suchen. An stillen sicheren Tagen stieg er nieder zu den Almweiden, und sog den Kühen die Milch aus den Eutern.

Da war in Kärnten ein alter Mann, der hatte dreißig Jahre lang einsam im Hochgebirge gelebt, gehungert und gefroren. Als man ihn in's Thal brachte, war er noch gesund, konnte aber auf dem ebenen Boden kaum gehen; die Luft, sagte er, sei so schwer, daß sie ihn zu Boden drücke. Auch mit dem Wasser war er nicht zufrieden und im Winter stillte er seinen Durst mit Schnee. Bald darauf starb er — in seinem 75. Lebensjahre — klagend, daß ihn die Leute, die ihn vom Hochgebirge gezerrt, in ein frühes Grab gebracht hätten.

Des Sonderbaren aus dem Wildschützenleben wäre viel zu berichten. Der Aberglaube spielt bei diesen Leuten — wie bei Allen, deren Feld für geistige Nahrung so eng gezogen ist — eine große Rolle. Da spinnen sich in dem öden düsteren Hirnkasten des Aelplers, und besonders des Wildschützen, Ideen von einem „venetianischen Pulver", das ohne zu knallen losgeht und daher für Wildiebe eine so gute Sache ist. Da giebt es „schwarze Kugeln", die nur vom Teufel selber zu bekommen sind. Sechs solcher Kugeln treffen allemal das, was der Schütz anzielt, die siebente aber trägt der Teufel hin, wo es ihm beliebt. Da giebt es „Suchkugeln", die mit unendlicher Mühe und Sorgfalt gezaubert werden müssen. Wer Suchkugeln machen will, der muß für's Erste — 's ist eine seltsame Bedingung — unschuldig sein.

Eine dreistämmige Speikwurzel muß da sein, die in der Osternacht, wenn aber Vollmond, gegraben worden ist. Ein Goldstück muß da sein, das noch in keines Juden Hand gewesen. Auf diese Dinge darf kein Sonnen-, Mond- und Sternenlicht fallen — das Licht schadet jedweder Hexerei — sie müssen in eine hohle Nuß gethan und die Nuß muß mit Ziegenbockhaar verbunden werden, das verbindet die Kräfte in einander. Die Nuß wirft man in's kochende Blei, aus welchem nun unter Anwendung der Zauberformel, die als Hauptsache nicht verrathen werden kann, die Kugeln gegossen werden können. Diese Suchkugeln suchen jedes Ziel und sei es wo immer, das sich der Schütze beim Losdrücken des Schusses denkt. Und — daß ich's dann nur gestehe — diese Suchkugeln sind auch die Ursache, weshalb ich keinen der mir bekannten persönlichen Wildschützen verrathe! ausgenommen, ich schlösse mich sorgfältig in meine Studirstube ein, wer aber bürgt mir dafür, daß zum Schornstein herab oder zum Ofenloch heraus nicht plötzlich eine Kugel gesaust kommt gegen meine Westentasche? In derselben Lage ist der Bergbauer, der einen Wilddieb wohl anzugeben wüßte, sich aber aus Furcht vor dessen Rache nicht getraut es zu thun. So haben derlei Dinge für den Wilderer praktischen Werth.

Als das Salzburgerland noch unter bischöflichem Regimente lag, wurden ertappte Wildschützen unsäglich grausam bestraft. Da sargte man z. B. den Unglücklichen in ein Faß und übergab ihn so der reißenden Salzach. Oder man schmiedete ihn auf den Rücken eines Hirsches, und das freigelassene Thier schoß mit solcher Last dem Walddickichte zu, schnaubte durch das Gestämme hin, rieb sich an Bäumen und Steinen, wälzte sich auf dem Boden, konnte nicht ruhen, bis es den Mann stückweise von seinem Körper geschüttelt hatte. — Es

half Alles nichts, die so dem Tode Geweihten verfluchten unter gräßlichen Klagen alles Gewilde und alle Bischöfe der Erde; und die Nochnichterwischten goffen in ihren Höhlen stets frische Kugeln.

Heute sehen wir zwar die unheimlichen Gesellen — vor wenigen Jahrzehnten noch die Romantik und der Schrecken mancher Gegenden — mehr und mehr aussterben. Ein Grund dafür ist eben die Verallgemeinung des Jagdrechtes. Ein weiterer Grund ist die Humanität im neuen Militärwesen, die wohl Niemanden veranlassen kann, sich dem Soldatenleben durch die Flucht zu entziehen, und darnach in den Wildnissen der Alpen ein Raubthier zu werden. Endlich hat das Gebirge heute viel bessere Wege als damals, die Touristenströme verbinden die Wildniß mit der Welt und das Gerichtswesen verfügt über längere Arme als einst, und weiß, wie ein gewitzigter Hirt ein verlorenes Schaf, den fehlenden Staatsbürger leicht zu finden.

So kann heute die Wilderei kaum mehr als Profession betrieben werden. Wohl aber wildert man aus Noth, wenn der Erwerb zu gering und Weib und Kind hungern müssen, oder aus Liebhaberei, aus Leidenschaft. Schützen giebt es genug. Wer sieht es dem reputirlichen Bauersmann an, der, weil Besitzer von Haus und Hof, tagsüber ein großes Gesinde beherrscht und in strenger Sittsamkeit hält, der als Ehrenmann gilt bei der Nachbarschaft und weiter hinaus, weil er wohlvermögend ist — wer sieht es ihm im Sonnenlicht an, daß er zur Nachtzeit, wenn sein Haus schläft, mit dem Kugelstutzen in den Wald schleicht, bei Mondenschein nach Hasen und Rehen spähend? Und der fleißige Holzhauer, und der gute gemüthliche Kohlenbrenner, der Halter und der Bergknappe, die im Schweiße des Angesichtes ihr Brot verdienen, wer ahnt

es, daß sie heimlich wildern? Freilich, ein guter Nebenerwerb ist so ein geschossener Vierzehn- oder Sechzehnender, wenn es gelingt, ihn zu verschwärzen; noch mehr werth aber ist Manchem das Vergnügen. — Dort — lug', dort zwischen den Büschen —! Mit dem Gewehrkolben langsam zur Wange — Finger an den gespannten Hahn — den Rehbock, der sich harmlos leckt oder im Grase schnuppert, fest auf die Mücke gefaßt — jetzt — jetzt — Blitz und Knall und Rauchwirbel ist eins — das Thier macht einen Sprung zur Höhe und stürzt. — Das ist die Lust, wie sie der Kaiser nicht größer haben kann. (Der Kaiser geht ja auch mit der Büchs', will er sich einen guten Tag anthun.) Und morgen, wenn der heimliche Schütze wieder in seinen geselligen Kreisen ist, wird toll über die verdammte Wilderei geschimpft. Für Jene, welche sonst durch die Noth zur Wilderei gedrängt worden, hat der unvergeßliche Erzherzog Johann in seinen Revieren eine nachahmenswerthe Einrichtung getroffen. In der Schwabengruppe wird nach den abgehaltenen Jagden das erlegte Wild stückweise zu einem unglaublich billigen Preise an die arme Bevölkerung abgetreten.

Die Jagdlust ist sowohl in wirthschaftlicher, als moralischer Beziehung ein arger Schaden im Volke, aber auszurotten ist diese Leidenschaft bei den Aelplern nie und nimmer; sie fällt erst mit dem letzten Stück Wild. Mit dem Einsperren oder einem anderen Abstrafen ist nichts bezweckt; ist die Sühne vorbei, wird wieder gewildert, nur etwas vorsichtiger als früher. Jagdbesitzer behelfen sich auf eine andere Weise. Sie vergessen vielleicht nicht, den bekannten leidenschaftlichsten Wilderer mehrmals des Jahres zu ihren Jagden einzuladen, da haben sie, wenn es ihnen darum zu thun, einen guten Schützen mehr und einen gefährlichen Dieb

weniger. Noch besser aber ist es, der Wilderer wird zum Jäger gemacht; denn so Einer ist dann — wenn er sich selbst auch zuweilen einen unzeitigen Schuß gönnt — anderen Dieben gegenüber der verläßlichste Hüter des Wildes; denn er kennt all' die Schliche und Schlauheiten der wilden Schützen und weiß diese abzupassen und zu fassen.

All' die Diebe in Bauernhöfen und Waldhütten, in Wildklausen und selbst in Bürgershäusern, alle können aber nicht zu Jägern gemacht werden, und so wird fröhlich fortgewildert und das Erlegte bei heimlichem Mahle verzehrt oder davongeschmuggelt. Wenn sie reden könnten, die Hirsche, Rehe und Hasen auf unseren Wildpretmärkten, sie müßten die lustigsten Stücklein zu erzählen wissen von den verwegenen Burschen und schlauen alten Kumpanen, denen sie wohl so und so oftmals entkommen waren, aber auch erzählen, wie endlich die böse „Suchkugel" richtig das Ziel gefunden, das sich der Schütze beim Losdrücken gedacht.

# Martertafeln.

Der Gebirgsreisende wird es kennen, dieses endlose Sterberegister von Verunglückten, durch das ihn seine Wanderungen führen und das ihm wohl zuweilen seine Lust an den Schönheiten der Natur vergällen mag.

Diese unscheinbaren Zeichen an Bäumen und Pfählen rufen dem harmlosen Wanderer, der gekommen, um sich an der Herrlichkeit des Gebirges zu ergötzen, ein ernstes: „Habt Acht!" zu. Ein gewisses banges Gefühl der Ehrfurcht oder der Verlassenheit, das so Viele beschleicht, die zum ersten Mal in einer Alpenwildniß wandeln — es ist gerechtfertigt.

Die Täfelchen und Crucifixe, die an Wegen und Stegen, in Wäldern und auf Auen, in Thalschluchten und auf hohen Bergen stehen, prangen auf roth oder braun angestrichenen Pfählen; unbeschützt vor bösem Wetter erzählt das bunte Farbenbild des Dorfkünstlers nur wenige Jahre von dem Ereignisse, das zur Stelle geschehen war. Bald auch ist die Inschrift verblaßt und verwaschen, nur das kahle, moosiggraue Brettchen starrt uns an wie ein Sterbender, der noch gern sprechen möchte, aber es nicht mehr kann. Wohl sagt uns die Tafel, daß hier an der Stelle ein Unglück geschehen, ein Mensch vielleicht verging unter der Elemente Gewalt — aber

wir wiſſen nicht, welcher Art das Ereigniß war — um ſo unheimlicher dünkt uns die Stelle.

Dem Aelpler wird dort, wo er begraben liegt, zumeiſt kein Denkmal geſetzt; klein iſt die Zahl der niedrigen Kreuzlein, die den Gottesacker zieren; hingegen an der Stätte, wo ihn mitten in ſeiner Lebens- und Schaffenskraft plötzlich der Tod ereilt, richten ihm ſeine Mitmenſchen ein Merkmal auf, durch welches ſie dem Vorübergehenden mit Bild und Wort in rührender Naivetät die Todesart des Verunglückten erzählen und ihn ſchließlich um ein Vaterunſer bitten für die arme Seele.

„Des Johann Georg Mosbichler's Sohn in der Ramſau, iſt in ſeinem 21. Lebensjahr allhie von einem fallenden Baum erſchlagen worden. Gott geb' ihm die ewige Ruh!"

„Hier iſt Michel Holzreuter, vulgo Knappenhans, durch einen Sturz über die ſieben Klafter hohe Steinwand geſtürzt, ſo daß kein Beindl an ſeinem Leib iſt ganz geblieben. Kaum 30 Jahre lang hat er die Welt angeſchaut, dann hat ihn der Herr zu ſich genommen. Er bittet um ein andächtiges Vaterunſer."

„An dieſer Stelle iſt der Halter Thomas Grabner von einem Donnerkeil getroffen worden. — Der Menſchen Loos iſt hier beſchieden, dem Tod entgeht doch nichts hienieden; denn Ort und Zeit hat Gott bereit; in Waſſerfluthen und auf der Gaſſen, im hohen Birg und auf der Straßen geht Mancher in die Ewigkeit!"

„Hier iſt der Handwerksburſch Chriſtian Perger todt aufgefunden worden; was ihm überfahren, iſt Gott bekannt, der ſeine Seel gnädiglich in den Himmel wolle führen."

„Dahier iſt Franz Keiter beim Holzrieſen von einem Block in die Bruſt geſtoßen worden, daß er augenblicklich todt geweſen."

„Frommer Christ, schau in diesen Fluß hinein, da mußte das Leben der Maria Reg, vulgo Adlerwirthin in Kreuth, zu Ende sein. Sie ist über den Steg geglitten und thut um ein Vaterunser bitten."

„Da, bei der Köhlerei ist der Josef Pfleger, 47 Jahre alt, in den glühenden Kohlenmeiler gestürzt. Der barmherzige Gott bewahre ihn und uns vor dem höllischen Feuer, Amen."

„Hier hat die göttliche Fürsehung den siebzigjährigen Johann Filzmoser durch einen jähen Tod von dieser Welt abgerufen. — Vollbracht ist das Leiden, der Tod, das Gericht, nun ruhet er selig bei Jesu im Licht."

„Wanderer, hier halt an, und denk', was auch Dir geschehen kann, hier hat ein wildes Rind die ehrsame Magd Johanna Moser umgebracht. Jetzt ist sie in der Todesnacht; seid ihrer mit einem Vaterunser bedacht."

Das sind einige Martertafelproben aus Steiermark. In ähnlichem Style erzählen die meisten dieser schlichten Denkmale ihr Ereigniß. Der Todesarten jedoch gibt es unzählige. Da ist Einer erfroren, oder vom Gießbach mit fortgerissen, oder von einer Lawine begraben worden. Ein Andrer hat sich im Nebel verirrt, ist über die Wand gefallen oder im tiefen Schnee umgekommen. Ein Dritter ist vom Baum gefallen, oder unter die Wagenräder gerathen, oder durch ein scheues Pferd geschleift worden. Durch rollende Steine werden Viele erschlagen; im grundlosen Alpensee findet Mancher sein Grab, der, ausgefahren auf spiegelglatter Fläche, von dem plötzlich hereinbrechenden Sturm überrascht worden ist. Auf Gletscherfeldern gehen Einheimische selten zu Grunde, hingegen fordern, wie schon erzählt, in manchen Gegenden die Wildschützen ihr Opfer unter den Förstern und Jägern. Seitdem

das Edelweiß ein beliebter Handelsartikel geworden ist, weist an wilden Felswänden manches Täfelchen die Stelle, wo ein gestürzter Edelweißsucher zerschmettert aufgefunden wurde. Die Mehrzahl der unnatürlichen Todesfälle in den Alpen aber kommt bei den Bergknappen, Holz- und Fuhrleuten vor. Ich möchte behaupten, daß von diesen Leuten wenigstens fünf Procent eines gewaltsamen Todes sterben.

Daher leicht erklärlich die zahllosen Martertafeln in den Alpen, die den Wanderer zuerst erschrecken, dann beklemmen, bis er sie gewohnt wird und über die Ursprünglichkeit der Volkskunst und Volkspoesie erheiternde Studien treibt.

Manches Dorf hat seinen Martertafel-Künstler. Es ist entweder ein Handwerker, der in freien Stunden die Kunst aus Liebhaberei betreibt, oder um sich damit ein kleines Taschengeld zu erwerben. In Tirol thuts der Herrgottschnitzer, der vermag der Sache schon größere Vollendung zu geben. Diese Menschen betrachten ihren Gegenstand meist von so idealem Standpunkte, daß sie darob die ungeheuerlichsten Fehler ihrer Gestalten ganz und gar übersehen.

Ohne Malerei geht es nicht ab. Stets im Vordergrunde ist die Scene des Unglückes dargestellt. Da sitzt der Verunglückte etwa regelrecht auf den Wellen eines Flusses und breitet die Hände aus, an welchen ein sechster oder siebenter Finger nicht selten zu entdecken ist. Oder er steht kerzengerade und hölzern wie ein Soldat auf der Wacht, des Baumes gewärtig, der auf ihn niederstürzt. Oder er schwebt, von einem Felsen springend, in schönstem Wagrecht in der Luft und hat vielleicht sogar noch die Arme über die Brust gelegt, wie ich das auf einer Martertafel des Pusterthales sah. Wo aber das Arge bereits geschehen ist, da giebt es viel rothe Farbe um den Leichnam; je mehr Blut, desto

bedauernswürdiger der Verunglückte. Ferner wird man über dem Haupte der Figur ſtets auch ein rothes Kreuzlein gemalt finden; dieſes Kreuzlein zeigt an, daß der Arme bereits todt oder dem Tode ſicher geweiht iſt. Die Waſſerwellen, die Bäume, die Felſen, die Wolken ſind in architektoniſcher Regelmäßigkeit ausgeführt, und die ſtundenweit entfernt ſein ſollenden Berge ſind gerade ſo ſcharf und grün gezeichnet wie der vom Künſtler gedachte vorderſte Punkt. Daß es aber durchaus keine gewöhnlichen Bilder ſind, wie ſie anderswo vorkommen, will ich beweiſen. Es giebt kaum eine Martertafel in den Alpen, auf deren Wolken nicht die Dreifaltigkeit oder die Mutter-Gottes oder eine andere Macht des Himmels ſäße. Oft iſt es der Schutz- oder Namenspatron des Verunglückten, der ein Strahlenbündel niedergießt auf den Sterbenden. Das ſoll, wenn ſchon diesſeits keine Rettung mehr ſein kann, die Hoffnung auf das Heil in jener Welt bedeuten. — Ach, es iſt ja ſo praktiſch und gut für uns Menſchen, ſelbſt in unſeren ſchönſten Tagen praktiſch und gut, die Hoffnung und das Ideal außerhalb dieſer Welt zu verlegen; während wir hier Stück für Stück des Schönſten und Beſten zu Grunde gehen ſehen, leuchtet, gepanzert gegen alles Irdiſche, in unſere Seele bis an's Ende das troſtreiche Bild jener Welt. So iſt der letzte Gedanke des in den Abgrund Stürzenden oder des in den Wellen Ertrinkenden, oder des unter der Staublawine endenden Bauers — das Himmelreich. Wollte das Geſchick, wir hätten es Alle ſo gut!

Der Name „Martertafel" ſelbſt ſchon ſoll die den Leib gewaltſam zermarternde, unnatürliche Todesart andeuten. Von der Votivtafel unterſcheidet ſich die Martertafel dadurch, daß ſie immer das Denkmal eines Zugrundegegangenen iſt, während die Votivtafel ein in Noth und Gefahr gelobtes bildliches

Andenken sein muß, welches aus Dankbarkeit für die glückliche Rettung zumeist in Wallfahrtskirchen und Capellen, zuweilen auch an der Stätte der überstandenen Gefahr aufgerichtet wird. Die Votivtafeln sind noch viel mannigfaltiger als die ersteren, behandeln ihren Gegenstand oft mit vielem Humor, geben aber stets für die glückliche Rettung in hochgeschwungenen Redensarten Gott und seiner jungfräulichen Mutter und den Heiligen die Ehre. Die Wallfahrtskirche zu Mariazell in Steiermark ist wohl einer der größten Sammelkästen von Votivtafeln und giebt in dieser wie auch in manch anderer Beziehung unerschöpflichen Stoff für das Studium des Volkscharakters und insbesondere der Volksreligion.

Wir aber wollen wieder in die freie, wilde Natur hinaustreten zu den armen, aber so düsteren Denkmalen des Todes.

An Wegen und Straßen, die sich Flüssen entlang durch bewaldete Bergschluchten ziehen, können wir den meisten Martertafeln begegnen. Diese sind zuweilen auch zu Füßen eines Crucifixes an den Kreuzstamm geheftet. Oft hängt an einem Kettchen auch ein riesiger, stets mit Rost überzogener Eisennagel, der von den Andächtigen als einer der drei Nägel, mit welchen Christus an's Kreuz genagelt worden, geküßt wird. Ein andermal ist vor dem Pfahle eine Kniebank angebracht, auf daß zum erbetenen Vaterunser sogleich einige Bequemlichkeit geboten werde. Sehr häufig prangt die Tafel am Stamme eines buschigen Fichtenbaumes, und die Einsamkeit ringsum mit ihrem ewigen Rauschen des Wassers oder mit ihrem schwermüthigen Flüstern des Waldes oder mit ihrer tiefen Stille, die nur zuweilen durch das Rieseln der Steinchen in einer nahen Schutthalde unterbrochen wird, ergreift uns seltsam an der Stelle, wo ein Weilchen vor uns ein Mitmensch den Todeskampf gerungen hat.

Im wildherrlichen Ennsthale sah ich in der Nähe des brausenden Flusses ein Marterbildchen, welches einen hochgeschichteten Haufen von entschälten Baumblöcken darstellte. Auf dem Haufen obenan saß ein Mann, seine Tabakspfeife stopfend; über dessen Haupte aber war das rothe Kreuzchen, und aus den Wolken nieder von der Figur des heiligen Sebastian strömte das Strahlenbündel auf den Mann. Der untere Theil der Tafel mit der Inschrift war abgebrochen. Um so genauer betrachtete ich das Bild, konnte aber nicht verstehen, was nur bei diesem Tabakspfeifenstopfen Lebensgefährliches obwalten konnte. Ein Bewohner der Gegend kam des Weges, den fragte ich nach der Bedeutung der Tafel.

„Ha, halt ja," antwortete der Gefragte, „da hat's halt den Bastl umbracht. Der Herr sieht die Holzriesen, die dort vom Wald herabgeht. Da haben sie die Holzblöcke herabgelassen in die Enns; die Enns schwemmt sie fort zu den Hieflauer Köhlereien hinaus, da brauchen wir sie nicht zu transportiren. Ist aber die Riese zu trocken gewesen, die Blöcke haben nicht den rechten Schwung gehabt, sind vor dem Wasser niedergefallen und liegen geblieben. Und wie zu Zeiten schon was sein will, hat der Holzer Bastl die Blöcke wollen nach und nach in den Fluß arbeiten. Wie er auf den Haufen oben sitzt und ein bißl rastet, hebt euch die ganze Kramm an zu rutschen und zu rollen — der Bastl mitten drin. — „Herr Jesus, mit mir ist's gar!" schreit er noch, die umstehenden Leut' wissen ihm nicht beizustehen, und der ganze Holzblockhaufen kollert in die Enns. Einer hat's gesehen, wie der Bastl zwischen den Holzstücken noch seine Hand aus dem Wasser gereckt hat — weiter haben sie nichts mehr von ihm gesehen. In der Hieflau unten beim Scheiterrechen haben sie ihn stückelweis herausgezogen."

Eine Martertafel im oberen Murthal ſtellt einen Waldanger vor, auf den mitten im Grünen ein kohlſchwarzer Fleck gemalt iſt. Dieſer Fleck ſoll eine tiefe Grube verſinnlichen, wie man ſie gern grub, um Wölfe darin zu fangen. Man verdeckte das Loch mit Reiſig und Stroh, legte ein Aas darüber, und wenn der Wolf dazu kam, ſo brach er durch und war gefangen. Ueber der Wolfsgrube nun auf dem Bilde ſteht das rothe Kreuzlein und geht der Heiligenſtrahl nieder von der Dreifaltigkeit. Die Inſchrift darunter heißt: „150 Schritt hier ſeitlings vom Weg iſt auf einem nächtlichen Heimgang Peter Wieſer, Knecht beim Bauer in der Leuten, den 13. Juli 1839 in die Wolfsgruben gefallen. Ein Thier iſt darin ſchon gefangen geweſen, und von Weitem iſt es gehört worden, wie der Peter Wieſer mit der Beſtie gerauft hat. Arg zerfleiſcht fanden ſie ihn des Morgens — geſtorben in ſeinem 56. Lebensjahr. Wanderer, ſtehe ſtill und bete ein Vaterunſer."

Mitunter können Martertafeln auch zu was Anderem gut ſein. In der Nähe eines Städtchens in Kärnten hart an der Straße fand ich eine Tafel, auf welcher ſieben aufgebahrte Leichen gemalt waren und drüber der heilige „arme Lazarus", der ſeine Strahlen auf die Todten warf. Die Inſchrift lautete: „Ich und mein Weib und meine fünf Kinder, das Sterben thut weh, das Verhungern nicht minder. Bin der Schneider Zecke, Haus numero ſiebzehn; ich arbeite billig und nimm auch zum Flicken."

Während wir vor anderen Martertafeln rathlos ſtehen und nichts zu thun vermögen, als höchſtens das erbetene „Vaterunſer" zu ſagen und die naiven Darſtellungen zu belächeln — kann dieſem Manne noch geholfen werden.

Und es kommt ja vielleicht die Zeit, da an den Bäumen, Pfählen und Felsen, die an Wald- und Gebirgsstraßen stehen und auf denen heute die Unglückstafeln hängen, bunte Affichen prangen werden, einladend zum großen Waarenlager von Feiteles oder Rosenbaum in N., oder in's Hotel Schacher in S., oder zum Tingeltangel in W., oder man preist Haarwuchspomaden an, oder Malzextracte, oder Mittel zur Wiederaufrichtung männlicher Kraft. Seit unsere Alpen ein Waldpark der Städter werden und man für naive religiöse Darstellungen der idealeren Gebirgsbewohner nur Spott hat, seitdem durch den Einfluß der Städte auch die Aelpler an Bedürfnissen aller Art zunehmen und zu verweichlichen beginnen — seitdem sehe ich die Zeit kommen, in der Plakate und Annoncen unseren Augen auch im Gebirge zu Martertafeln werden.

# Die Hintergebirgler.

Es iſt leicht, die Gegend zu beſchreiben und die Leute derſelben zu ſchildern, wie ſie ſich geben. Wie ſie ſich dem Touriſten geben, nicht aber wie ſie ſind. Ja, wenn der Zeichner mit dem Bewohner ſo leicht fertig würde, als mit dem Land!

Am Fuße gewaltiger Felswände blaut der Tann, grünt in ſtillen Niederungen das Wieſenthal. Im Moorland oder auf ſattigen Matten ſteht der einſame Weiler. In den dämmernden Felsſchluchten brauen des Morgens und in wilden Wetterſtunden die Nebel, brauſt der giſchtende Hochbach. An den Mulden, in den Schuttrieſen ſchlummern Lawinen, die bei dem nächſten Donnerbeben niederfahren werden, eine kleine Welt von Leben unter ſich begrabend. Hoch oben hinter den thurm- und kronenartigen Kanten iſt der Schnee und das Eis, die ewige Starrniß der Gletſcher, in Tirol geheißen die Ferner, in Kärnten und Salzburg das Kees, in Steiermark der todte Schnee.

Immer und überall auf der Welt muß der Menſch mit der Natur ringen um ſein bischen Daſein. Sie hat es ihm gegeben, ſie will es ihm fort und fort wieder nehmen — es gehört viel Kraft und Gewandtheit dazu, ſiebzig Jahre alt zu werden. Aber noch am ernſteſten und gewaltigſten iſt

der Kampf des Menschen gegen die äußere Natur auf dem Meere, auf der Steppe und im Hochgebirge.

Die grauen Bretterdächer des Alpendorfes sind von keiner Laubkrone beschattet und geschützt gegen Stürme. Glücklich der Weiler, welcher zum Schirme eine günstig gelegene Felswand hat. Von den Obstbäumen ist nur der wilde Kirschbaum und der Schlehdorn emporgestiegen zum Hochthale, und noch mancher wohlmeinende Strauch, der alljährlich prächtig blüht, aber von Frost und Schnee überrascht wird, bevor er reifen kann. Das Geschlecht der Nadelhölzer behauptet seine Herrschaft so hoch hinauf, als überhaupt die schneidenden Winde größere Pflanzen noch unerstickt und ungemäht lassen. Wie auch die verschiedenen Menschenstämme, die zähen Kelten und die sieghaften Römer darunter, in's Hochgebirge gekommen und wieder hinabgedrückt worden sein mögen in die weicheren Niederungen — das Geschlecht der Steine und Pflanzen ist geblieben, wie es Gott hat gegründet und gezogen — es ist in solcher Wildniß — sich gegenseitig bedingend — das ewig Beständige. Aus dem Pflanzenreich die nimmermüde Touristin, die Legföhre, kriecht noch am höchsten, als wollte sie die Eis- und Felsenfesten oben gern erobern und sich einnisten in die Gründe der Moränen, in die Spalten des versteinerten Wassers. Aber endlich klebt kein Stäubchen Erde mehr an den kahlen Hängen und die Stürme schleudern ihre Wurfspieße der Klimmenden entgegen, bis sie erstirbt und erstarrt und ihr bleiches Gerippe hinstreckt über die öden Höhen.

Und dennoch — die Gemse und der Lämmergeier, der Falke und das Murmelthier sind hier daheim, der Natur trotzend und — dem Menschen unterliegend. Freilich zahlt die Bevölkerung Tribut. Alljährlich ein paar abgestürzte

Kletterer, ein paar erschossene Schützen. Der Unglückstafeln giebt es, wie wir schon gezeigt haben, unzählige im Gebirge, in ihren naiven Darstellungen und Inschriften die seltsamste Bildergalerie, das wunderlichste Archiv der Welt.

Auch in den Hochthälern sprechen die Menschen von Fruchtbarkeit des Bodens. Wenn vier Monate lang kein Schnee auf den flachen, steinbeschwerten Dächern des Weilers liegt, so sagen sie, es sei ein langer Sommer. Wenn das Gras gedeiht an den Matten und der Hafer nicht mißräth an den Lehnen, so nennen sie das ein fruchtbares Jahr.

Viehzucht und Holzwirthschaft sind die Erwerbsquellen, Schnaps und Tabak ist der Luxus — Wilderei die Lust und Sünde der Aelpler.

Und so haben wir vom Land zu den Leuten einen Sprung gemacht und geben von diesen noch einmal eine Uebersicht.

Der Fremde ist geneigt, nach den wenigen Gestalten, mit denen er in oberflächliche Berührung gekommen ist, die ganze Bevölkerung zu messen. Daher der unendliche Wust von Unrichtigkeiten in der ethnographischen Literatur.

Unsere hastige Zeit holpert und stolpert über Alles. So hat sich in den letzten zwanzig Jahren auch das Leben der Aelpler stark gewendet, trotz der Urbeständigkeit, welche sonst die Grundfeste des Volkes bildet. Wie die Burgmauern und Stadtwälle fielen, so wird heute auch das Hochgebirge durchbrochen und die alte und die neue Zeit streiten um die Aelpler. Es geht so rasch, daß man fast befürchtet, es wäre etwas Anderes, denn eine naturgemäße Entwicklung.

Wie war es noch vor wenigen Jahren?

In's Wirthshaus — so heißt eine der geräumigeren Hütten im Weiler — ist die Sage vom Kaffee gedrungen.

Die Wegmacherin hat graue Bohnen mit von draußen hereingebracht, nur wußte die Wirthin nicht recht, müßten dieselben gesotten werden oder gebraten. Heute trinkt man in der entlegensten Waldhütte besseren Kaffee, als in den prunkhaften Kaffeesälen der Großstadt.

Woher das Wildpret kommt, das im Hause verzehrt wird, frägt der Jäger. Ja, Freund, das ist eben eines der zahlreichen Wunder Gottes; denn das Wildern ist, wie Du weißt, verboten und Du verkaufst ihnen, wie Du ebenfalls weißt, kein einzig Stück Deiner allfälligen Beute. — Hier ist ein Gewehr versteckt! ruft der Jäger, wozu brauchen die Leute Schießgewehre in ihren Häusern? — Gemach, gemach, Mann Gottes, in der Gebirgseinsamkeit kann es böse Gesellen geben. Womit sollte sich ein Haus schützen? — Sonst hat der Jäger den Verdächtigen sofort festgenommen, heute muß er abziehen und warten, bis er Einen bei der That erwischt.

Steierischtanzen, Singen, Kugelscheiben, Scheibenschießen, dramatische Gesellschaftsspiele waren die Ergötzungen im Weiler; und selbst vor diesen warnte der Pfarrer Vormittags auf der Kanzel, um Nachmittags um so fröhlicher mitzuthun. Was wird heute nicht Alles gethan? Und Manches, was der Pfarrer sonst als Weltlust verboten hatte, möchte er heute erwecken und fördern — daß der ursprüngliche National-Charakter nicht ganz zu Grunde gehe.

An den Werktagen war das Thal sozusagen voll Negern; die rußgeschwärzten Kohlenbrenner und Kohlenführer — mehrfarbig nur mit ihren hellrothen Lippen und dem Weißen im Auge — sie machten in manchen Gegenden den größten Theil der Bevölkerung aus.

Diese schwarzen „Führer" haben endlich die Wälder hinausgeführt zu den hundert Essen. Die Engthäler haben

ſich gelichtet, aber in des Wortes übler Bedeutung. Und wenn heute der Holzſchläger einen Baum fällt, ſo iſt er ſelbſt gewöhnlich älter, als der fallende Stamm.

Wir hatten Gelegenheit, manche Seite des Aelplers zu betrachten. Wir wiſſen, daß die Armuth und Plage ihres Seins, in der ſie uns Anderen ſo bedauernswerth erſcheinen, ſie wenig anficht. Dafür haben ſie anderen Kummer. Da giebt es z. B. heute noch Menſchen im Hochgebirge, deren Leben vergällt iſt durch die Furcht vor dem „jüngſten Tage". Es ziehen Leute, Stromer, Bettler und ſonſt dunkle Geſellen in der Gegend herum, die dieſes „jüngſte Gericht" faſt alle fünf Jahre einmal auf einen beſtimmten Tag vorausſagen. Daß die Prophezeiung nicht eintrifft, iſt dann ſtets dem vielen Gebete zu verdanken, das um Verlängerung der Friſt verrichtet worden.

Kein reuig Weltkind draußen kann das „jüngſte Gericht" ſo ſehr fürchten, als manche armen Naturmenſchen des Waldes, die bei ihrem ſteten Kampf um's Daſein kaum Zeit haben zu ſündigen.

Wieder ein anderer Schatten, beſonders der öſtlichen Gebirgsbewohner, iſt die Furcht vor — dem Türken. Die Tradition von den Türkeneinfällen des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts hat ſich eben noch zu lebhaft und grell im Volke erhalten. Jene ſchreckliche Zeit hat das Volk ſo ſehr nervös gemacht, daß es noch heute, nach vielen Generationen in Erregung kommt, wenn vom Türken die Rede iſt. In vielen Gegenden des Landes zeigt man heute noch die Stätten, wo blühende Ortſchaften geſtanden und durch der Türken Feuer und Schwert vernichtet, Stätten, wo Chriſtenmenſchen zu Hunderten geſchlachtet worden ſein ſollen, oder wo die chriſtlichen Gefangenen an langen Ketten

zuſammengeſchmiedet wurden, um in ewige Sklaverei fortgeſchleppt zu werden.

Eine weitere Seelenangſt der Aelpler iſt die Furcht vor dem Antichriſt oder Unchriſt, der, wie ſie ſagen, ſchon vor der Thür iſt und der Alle kreuzigen und auf andere Art martern laſſen wird, die nicht den von ihm gepredigten neuen Glauben annehmen mögen.

Und wahrhaftig, die Fremden, welche heute in die Gegend dringen, haben einen anderen Glauben und möchten denſelben gern mit den Leuten theilen. Geſpöttelt wird viel über die „dummen, bigotten Bauern" — das iſt aber auch das ganze Märtyrthum, welches ſie ſich gefallen laſſen müſſen. Indeſſen — einen ſo feſten „Glauben" die Bauern haben mögen, in ihren Thaten ſind ſie dieſelben Gottesleugner wie Andere. Die Ausſicht auf Himmel und Hölle nach wenigen Jahren hindert ſie nicht an ihren Sünden, Laſtern und Verbrechen. Die Religion hat für ſie eine ähnliche Bedeutung, wie für uns andere Menſchen die Kunſt; ſie erquickt das Herz und giebt der Seele Nahrung und iſt für Viele die Sonnenſeite des Lebens. Für Viele allerdings die Schattenſeite. Es giebt Leute im Gebirge, die — wie ſie ſagen — an keinen Gott glauben. Aber an den Teufel. Daher kehren ſie endlich aus Furcht vor der Hölle in der Regel wieder zu ihrem Gottbekenntniſſe zurück.

Der Teufel iſt überhaupt noch immer eines der größten Uebel im Geiſtesleben der Aelpler.

Sie haben Weihwaſſer, Roſenkränze, Amulete und ſonſtige Reliquien in ihren Hütten, aber das iſt eben des Teufels, daß der Teufel all' derlei Heiligthümer unberührt läßt und juſt die ſündige Menſchenſeele, die mitten drin hockt, herausfängt.

Gern phantasirt der Hirte oder der Wäldler von Drachen und anderen Ungeheuern, die in den Höhlen und Felsklüften verborgen lauern, ungezählte Schätze hüten und, wenn sie nicht früher erlöst werden könnten, seiner Tage zu der Menschen Verderben hervorbrechen werden.

Und hättet Ihr vor wenigen Jahren noch dem Aelpler gegenüber in dieser Sache es einmal mit einem kopfschüttelnden Lächeln versucht, so würde er geantwortet haben: „Gar nichts zu lachen, lieber Herr, gar nichts zu lachen. Ist schon geschehen, daß so ein Ungethüm ist losgekommen. Schau in's Thal hinab, da stehen, Gott sei Dank, jetzt wieder die Häuser. Aber schau dort in die Wände hinüber und Du wirst die gottsträflichen Höhlen und Löcher sehen. Jetzt verhalt' Dir die Augen und denk' an die alte Zeit — siehst ihn? siehst Du den schauerlichen Drachen? Ein Lindwurm ist hervorgefahren aus dem Felsenloch, ist durch's Thal gebrochen wie der bös' Feind. — Jetzt mach' die Augen auf und schau hin. Dort draußen ist die Schlucht, rinnt der Bach hindurch. Derselbigen Schlucht fährt der Lindwurm zu, will hinaus — Jesses und bleibt stecken zwischen den Wänden! Weil's so unglaublich dick ist, das Unthier! kann nicht vorwärts, nicht rückwärts — stecken bleibt's und das Wasser hat keinen Ausweg, bleibt stehen im Thal und hebt an zu steigen — allerweil höher und höher — kehr' die Hand um, ist der See fertig. Die Kirchthurmspitze' schaut noch eine Weil heraus, zuletzt ist die auch nicht mehr zu sehen. Eine mächtig lange Zeit hat der Lindwurm geschlagen mit seinem Schweif, hat geflattert mit seinen schauderlich großen Flügeln, daß es hell gedonnert und gezittert hat in den Wänden. Durch's viele Beten, Herr, durch's viele Beten ist endlich der Lindwurm selber ertrunken. Das ist ein böser Geruch gewesen und ist

die Peſt ausgebrochen in der Gegend. Viel ſpäter iſt der Vogel Greif gekommen und hat den Lindwurm verzehrt. So iſt der See wieder abgefloſſen. Heut' noch kannſt an der Wand dort draußen die Maſern ſehen, die der Wurm mit ſeinen Flügeln hat geſchlagen. Sind aber dieſe Maſern einmal vom Regen verwaſchen — 's iſt nicht allzuweit mehr davon — nachher wird der Lindwurm wieder kommen!"

Das iſt eines der zahlloſen Märchen vom Lindwurm, wie ſie in dem phantaſiereichen Volke der Alpen zu finden. Mitten in der Stadt Klagenfurt ſteht, aus Stein gehauen heute noch ein wüſtes Ungethüm, halb Vogel, halb Wurm, als Wahrzeichen und Denkmal der verbreiteten Volksſage.

Und ſo machten ſich die Aelpler dieſe Welt, die ihnen ohnehin die herbſten Seiten zukehrt, noch auf eigene Fauſt unheimlich. Indeß, derlei Sagen, die ſie im Munde führen und mit denen ſie ſich in langen Abenden die Zeit vertreiben — heute glauben ſie ſelber nicht mehr daran; oder aber ſie ſehen mit ihrem geiſtigen Auge über den Bergen, in den Wolken oder in der blauen Luft die Mutter Gottes ſchweben, die Beſchützerin, oder den heiligen Joſef, den Bekämpfer des Teufels, oder die heilige Katharina, die Vernichterin des Türkenfeindes, oder den heiligen Ignatius, den Streiter gegen den Antichriſt, oder den heiligen Georg, den Beſieger des Drachen. — Das geiſtige Leben des Aelplers bewegt ſich am liebſten um außerirdiſche Begriffe.

Die beſte Vermittlung zwiſchen dieſer Welt und jener, der verheißenen glorreichen, iſt für die Gläubigen die Dorfkirche oder das Gnadenbild im Walde.

Die Kirche ſteht mitten unter den Häuſern und ihr ſchlankes Thürmchen ſtrebt — wie der Pfarrer zur Kirchweihpredigt gern ſagt — ein ernſter Fingerzeig — gen Himmel

empor. Eine Glocke ist im Thurme, die im schlichten Gotteshause des Hochgebirges dieselbe weihevolle Aufgabe hat, wie die stolze Metallkrone im Dome der Hauptstadt.

Dem Schicksal leihet sie die Zunge,
Begleitet stets mit ihrem Schwunge,
Des Lebens wechselvolles Spiel.

Nicht immer findet man auf dem Bergkirchthurme die Uhr. Die Leute haben sich als Uhr die Spitzen der Berge eingerichtet, über denen zu verschiedenen Tageszeiten die Sonne steht und die nach gewissen Richtungen hin den Schatten werfen; so giebt es z. B. einen Achti-Stein, einen Mittagskogel, eine Vesperspitze. In der Nacht wissen die Leute durch den Stand der Sterne die Zeit zu bestimmen. Freilich bei Nebel und trübem Himmel müssen sie sich verlassen auf den Magen, bis er knurrt, und auf das Untrüglichste in der Tageszeit, auf das Licht- und Finsterwerden. Wohl, heute herrscht auch im Hochgebirge schon die Sackuhr und der Almbursche, der kein Schriftzeichen sonst kennt auf der weiten Welt, weiß die Bedeutung der zwölf römischen Figuren auf dem Zifferblatte.

Die Bergkirche hat wohl stets einen Chorraum, aber nicht immer eine Orgel drin. An den Werktagen hält eben der Pfarrer eine stille Messe und nichts, als etwa einmal das Schellen des Altarglöckleins weckt den alten Mann dort im Kirchenstuhle, der in seiner heißen Tageslast den stillen, kühlen Ort zur kurzen Rast erkoren hat. An Sonntagen finden sich ein paar Leute im Chorraum zusammen und singen dem lieben Gott laut und hell sein Lob vor. Ich kannte einen Ort in Steiermark, wo der katholische Pfarrer auch Meßner, Dorfrichter und Schulmeister war und von den zwanzig Häusern eins sein Eigen nannte. Eine Köchin besaß

er nicht. Nachbarsweiber beſorgten ihm noch vor wenigen Jahren ſeine Küche, dann kochte er ſich durch eine Weile ſelbſt ſeinen Bedarf. Als aber die Ratten in's Haus kamen und ihm den kleinen Vorrath an Mehl, Wildpret und Speck aufzuzehren drohten, ging er zum Eſſen in's Wirthshaus.

Der Pfarrer, der Schullehrer, der Arzt ſind im entlegenen Dorfe die hohen Herren; der Gemeindevorſtand iſt es nicht — man hat ihn noch als ſimplen Bauer oder Handwerker geſehen; man iſt wie Jener, der vor dem Crucifix keinen Reſpect hatte, weil er es als Birnbaum noch gekannt. Nichtsdeſtoweniger haben ſie zu ihrem Gemeindevorſtand mehr Vertrauen, als zu den ſtudirten Herren — die heilige Weih' beim Pfarrer ausgenommen.

Vor noch nicht vielen Jahren verſorgten Hauſirer die Gegend mit fremden Kleinwaaren; dann ſiedelte ſich im Orte ein Bandelkrämer an, heute ſteht mitten im Dorfe ein ſtattliches Kaufmannsgewölbe und bietet feil, was gut und theuer iſt.

Und der Bauer beißt an . . .

Nun ja, unſere weltumwendenden Tage laſſen auch das Hochgebirge und die Aelpler drin nicht ſo ſtehen, wie ſie Gott hingeſtellt hat. Es iſt eigentlich die Sage und Prophezeiung vom Lindwurm wieder in Erfüllung gegangen. Der Drache iſt losgebrochen und wälzt ſich durch die Hochthäler auf und ab, fährt in die Schluchten, kriecht in die Höhlen, brauſt und faucht und ſchnaubt glutheißen Athem.

Der Dampfwagen geht durch das Thal.

Weit wunderbarer iſt den Aelplern dieſe Erſcheinung, als es jene des ſagenhaften Drachen ſein könnte, wenn ſolcher zu Tage träte. Aus den hinterſten Engthälern und Höhen kommen die Leute hervor, um das Wunder zu ſchauen, ſich

vor diesem „Fuhrwerk des hölliſchen Feindes" zu entſetzen und es endlich — auch ſelbſt zu verſuchen, wie ſich's damit fährt.

Dieſes neue Ungeheuer wird zwar kaum mehr die Peſt zur Folge haben, doch verurſacht es wahrlich eine Ueberſchwemmung. An den hellen milden Tagen des Juli und Auguſt brechen die Fluthen los, ſtrömen die Fremden aus allen Weiten herein in's grüne Hochthal mit ſeinen leuchtenden Felſen. Seltſame Leute! Was die Einheimiſchen ſonſt für unangenehm und grob und ſchädlich gehalten hatten, ſowie etwa die wilden Wände, den Schnee und das Eis, das Hochwaſſer mit ſeinem Schutte, die Lawinenſtürze und all' die Wildniß — das finden die Fremden gar entzückend ſchön. Und zuweilen kommt irgend ſo ein Vollbart mit kurzen Lederhoſen und Bundſchuhen, will's in Allem machen wie die Bauern, kann ſich aber nicht ſchicken.

Der ſagt dem Dörfler Allerlei, was dieſer anfangs nicht verſteht, ſpäter mißverſteht. Er neuert und neuert und wird zudringlich und anmaßend dabei. Der Bauer ſtimmt ihm ſcheinbar zu und denkt ſich: Rede Du lange, ich thue, wie ich ſelber will. Bleibt aber doch Manches an ihm hängen. So fällt's ihm ein, er wäre ein Narr, wenn er ſich ſein Wildpret und ſeine Milch und Butter und ſeine Betten von dem Fremden nicht beſſer bezahlen ließe, als bisher von den Eingeſeſſenen. Der Fremde ſtimmt ihm anfangs zu: Er habe Recht, es ſei nun die Zeit da, in welcher er ſich die großartige, für ihn bislang unfruchtbare Gegend zu Nutze machen müſſe. Er ſolle ſich nur friſch auch die Schönheit der Berge und der Gletſcher und des Hochſees bezahlen laſſen. Vielleicht würde es nicht lange mehr währen, daß auch der Kaiſer die Naturſchönheiten des Landes beſteuere.

Entgegnet darauf wohl der biedere Alpenwirth: „Wer ist denn eigentlich der Narr, ich oder Ihr? Sich die Berge zahlen lassen! Die haben uns ja gar nichts gekostet; die haben wir nicht gemacht."

„Ja, Vater," meint hierauf der Sohn des Wirthes, ein Kind seiner Zeit, „der Herr hat Recht. Das Thal haben wir auch nicht gemacht und benutzen es doch. Und draußen auf dem flachen Land, wo Alles dreimal besser wächst als hier, muß man Alles dreimal theuerer zahlen als bei uns. Die Eisenbahn führt uns Geld in's Land, so müssen wir auch die Hand aufhalten und nicht allerweil eine Faust machen, in die Einer nichts hineinlegen kann."

Letztlich kommt's bei dem jungen Wirthssohn so weit mit seinem Weltblick, daß er, die Grenze durchbrechend, die sonst den Aelpler streng vom Vorlande getrennt hatte, von draußen herein Eine freit — ein flinkes Mädchen mit fröhlichem Herzen und offenem Kopf. Und wie der Eine, macht's der Andere auch; neue Bedürfnisse kommen, neue Einrichtungen, neue Sitten und der Tourist klagt — anstatt sich über die Gelehrigkeit der Leutchen zu freuen — über die Theuerung.

So kommen die Städter, es kommen reiche Leute aus fernen Landen, Engländer kommen — die wissen ihres Geldes kein Ende und tragen es in die Berge herein und füllen damit alle Schluchten. — Ei freilich, da muß Einer wohl auf sein, daß er auch sein gutes Theil erwischt. Ist Einer nicht Wirth, so kennt er wenigstens jeden Steg und jedes „Steigl" und er schwindelt nicht und er strauchelt nicht — er will Führer sein. Oder er hat gar eine Rückentrage oder eine Sänfte und da mögen sie sich nur hinaufsetzen die Städter, sind ja gar nicht schwer, er trägt sie, wohin sie wollen.

Das Edelweiß, die Alpenroſen und Wachholderſtöcke lieben die Fremden auch, ſie tragen ſolche Dinge gern mit hinaus in die weite Welt. So ſteigen die Weiber und die Mädchen empor zu den Höhen, auf denen ſie ſonſt von der Tiefe aus nur das Alpenleuchten geſehen hatten. Nun pflücken ſie das Edelweiß und die Alpenroſe, und weiter herunter pflücken ſie die Erdbeere, die Himbeere und was ſonſt auf friſchen Geſträuchen wächſt, und löſen ein gut Stück Geld dafür. Butter und Käſe finden auch ihren Mann, die friſche Milch findet auch ihren Mann, der Sterz findet ebenfalls ſeinen Mann — du lieber Himmel, was findet da nicht Alles ſeinen Mann!

Aber nicht altklug werden wollen in Sachen der Welt! Dann und wann eine einfältige Frage thun, wenn man auch eine „mehrfältige" wüßte, dann und wann mit möglichſt albernem Geſichte eine ſpitzige Antwort geben; hernach allweg die kurzen Lederhoſen mit den Bundſchuhen und die grünen Hüte mit dem Gamsbart tragen, hin und wieder ein klein Geſchichtchen erzählen, eine Sage, oder ein Märchen ſo, und dabei ſtets bei der landläufigen Redensart bleiben; dann zu Zeiten ein wenig „juchhezen" und ein Almliedchen ſingen — das ſind die Hauptſachen. So haben es die Fremden gern und von ſolchen Leuten erzählen ſie am liebſten, wenn ſie heimkommen.

Die guten Aelpler wiſſen es wohl, daß von ihnen erzählt wird, nur haben ſie oft keine Ahnung, was, und daß ſie in fernen Landen nicht ſelten zu Rieſen und Helden gemacht werden; denn Jeder will auf ſeinen Wanderungen die merkwürdigſten Leute aufgefunden, mit den wundervollſten Sennerinnen verkehrt und die tüchtigſten, urwüchſigſten Führer gehabt haben.

Und die Waldleute bleiben über den Winter wieder verborgen und erzählen ihrerseits von den Fremden, und Jeder will mit dem Vornehmsten verkehrt haben, und Jeder hat einen Grafen oder Geld-Baron, zu dem er in Freundschaft steht.

Viele bleiben also in dem Verkehre mit den Fremden dem Charakter ihres Volkes treu; Andere wieder wollen vornehme Sitten nachmachen, eignen sich ein geschliffenes Betragen an, blicken mit Hochmuth auf ihre Genossen, verkehren einzig nur mit den Fremden, ziehen gar mit in die Städte und werden Bedientenseelen.

Das Touristenwesen hat zweierlei Folgen. Ungünstige für die Bewohner der Berge, trotz des reichen Erwerbes. Sie lernen das Wohlleben und den Müßiggang der Reichen kennen, streben selbst danach und werden dadurch ihrem eigentlichen Berufe entfremdet. Günstige Folgen hingegen für die Reisenden, sie saugen an der Urkraft der Natur und der unverdorbenen Menschen; sie lernen Einfachheit und Genügsamkeit.

Es ist so und muß so sein, damit das durch das Wachsen der Städte gefährdete Gleichgewicht wieder hergestellt werde unter den Menschen. Sollen Alle bestehen, so muß die Lebenskraft Einzelner wieder vertheilt werden unter Alle.

Und es gewinnen in vieler Hinsicht ja doch auch die Aelpler in solchem Austausche.

Mehr und mehr verschwindet die malerische und alpine Tracht; das bedauert vielleicht der Künstler, aber der Nationalökonom muß es loben. Heute verkauft der Bauer das gute Leder und die feine Schafwolle und den köstlichen Flachs, woraus er sich sonst unbequemliche Kleidungsstücke verfertigt hat, und kauft sich aus dem halben Theile des Erlöses glatte,

ſeine Baumwollhoſen und Röcke. Heute iſt's im Bauernhabit ſo weich und warm ſtecken, wie im Herrenrock. Sein Haus, ſein Bett iſt dem entſprechend, der Aelpler ergiebt ſich der Verweichlichung. Ob ihm das fürder im Kampfe mit der Natur nützen oder ſchaden wird, ob das zu ſeiner Zufriedenheit beitragen wird und das Ergebniß ſeiner Kräfte und ſeines Bodens mit den wachſenden Bedürfniſſen ſtets gleichen Schritt halten wird, iſt eine Frage, die auch der Nationalökonom vorläufig nur hypothetiſch beantwortet hat.

Auch die Nahrung wird eine andere. Milch, Fett und Fleiſch werden verkauft und dafür in der Regel weniger koſtſpielige Speiſen auf den Tiſch geſetzt. Das iſt der rechte Weg zum Wohlſtande, nur muß erſt die Gegenrevolution der Dienſtboten überwunden werden. Trotzdem durch die vielen eingeführten Maſchinen die Arbeiten bedeutend erleichtert worden ſind, beanſprucht der Dienſtbote nach wie vor ſeine überfetten und oft geradezu verſchwenderiſchen Mahlzeiten, die doppelt ſo theuer zu ſtehen kommen, als jene auf dem Herrentiſch in der Stadt.

Eine Haupturſache, daß ſich die Eigenarten der Hochgebirgsbewohner brechen, iſt ſelbſtverſtändlich die Volksſchule und ferner die allgemeine Wehrpflicht. So wie der Burſche in die Welt zieht, kommt er nicht mehr heim. Er läßt etwas draußen und bringt etwas Anderes mit. Ein Stück Welt — iſt's groß nicht, ſo iſt's klein, — trägt er heim in's ſtille Dorf.

Touriſten! Seht Euch die Reſte des urſprünglichen Hintergebirglers gut an — in wenigen Jahren werden ſie dahin ſein. Ihr werdet dann Cultur und hohe Wirthshausrechnungen finden. Der Bauer wird nicht mehr ſein, wie er war, aber auch nicht, wie Ihr ihn haben wollt. Er wird für

das Gute, was er von Euch hat, nicht dankbar sein und in seinen üblen Eigenschaften Euch lästiger fallen als bisher. Höflich wird er mit dem Städter sein, aber sein Mißtrauen gegen denselben wird nicht schwinden, wird niemals schwinden. Weiß er es nicht, so ahnt er es, daß seine Interessen ganz und gar verschieden sind von denen des Städters. Für den Letzteren kann der Landmann eine Art von poetischem Reiz haben, so lange derselbe noch in seiner Ursprünglichkeit und Naivetät ihm entgegentritt. Je mehr Eigenschaften des Städters der Bauer annimmt, desto uninteressanter und vielleicht abstoßender wird er jenem erscheinen. Mögen wir es uns nicht einfallen lassen, das Bauernvolk für uns zu erziehen — das geht nicht, und für beide Theile ist es gut, daß es nicht geht.

Jede Classe paßt sich naturgemäß ihren Verhältnissen an und ändert sich mit diesen. Und auf das Volk der Alpen leuchten heute wie vorehy über die grünen Alpen blendend weiß die Kalkwände hernieder. Aber diese Felsen sind es auch, die den einziehenden Fremden ehernen Straßengrund und gewaltige Triumphbogen gebaut und das Erz geliefert haben zur Eisenbahn. Wildbäche gischten, Wasserfälle springen, blumige Auen dehnen sich unbesiegt von den Menschen. Aus sich selbst ändert sich ewig die Natur und bleibt sich dennoch immer gleich in ihrer Ursprünglichkeit und Größe. Möchte es auch so mit dem Menschen sein!

# Von der bäuerlichen Höflichkeit.

Die Bauern, besonders die Gebirgsbauern, sind höflicher als wir anderen Leute. Ich gehe an die Beweisführung. Der bäuerlichen Höflichkeit giebt es drei Arten. Erstens Höflichkeit des Bauern gegen Seinesgleichen, zweitens Höflichkeit gegen seine Untergebenen und drittens solche gegen seine Vorgesetzten. Er selbst giebt nur der letzteren Art den Namen; daß er auch gegen Seinesgleichen höflich ist, ahnt er kaum; er ist es unwillkürlich, er hat's im Blute, es ist altes Herkommen und ihm angeerbt. Nur macht er's auf eigene Art.

Der Egoismus wuchert unter den ungebildeten Menschen am stärksten oder wenigstens, sagt man, am unverhülltesten; nun ist es aber merkwürdig, wie der Bauer seine Eigensucht zu verdecken weiß. Immer und überall in seinem Handel und Wandel giebt er sich den Anschein, als suche er die Interessen Anderer zu fördern, als stelle er sich selbst dabei in zweite Linie; fragt darüber bei Handelsleuten und Advocaten an. Freilich fällt er zuweilen jämmerlich aus der Rolle und dann ist er das Thier, das mit bebenden Pfoten und fletschenden Zähnen rücksichtslos um's liebe Dasein ringt.

Indeß, so ernst wollen wir's diesmal nicht nehmen; es handelt sich hier um Höflichkeit und Leutseligkeit — leichte

Spielwaaren, die eben schon unter der Etiquette „Tugend" in den Handel kommen.

Höflichkeiten sind die kleinsten Verkehrsmünzen, die wir haben; sie sind allenthalben gangbar, sie sind unentbehrlich, doch im Allgemeinen deren ein Dutzend nicht einen Kupferbatzen werth.

Aber wenn diese Spielmarken fehlten! — Da möchte kein Hund noch länger leben. — Hunde selbst — sie wären denn besonders bösartig — beschnuppern, bewedeln, begrüßen sich, wenn sie zusammenkommen. Ochsen auf der Weide lecken sich die Haare, und ihre gegenseitige Gemüthlichkeit hört erst auf, wo es sich um einen Grasschopf handelt, den jeder für sein hält.

Beobachten wir nun den Bauer unter Seinesgleichen. Sei es in Haus und Feld, auf Wegen und Stegen, in der Schenke oder in der Kirche — er hat stets einen Gruß für den Nachbar. Ist's nun das „Grüßgott" oder das „Kummah" (Willkommen) oder das „Gelobt sei" oder das „Gesegne Gott" oder das „Gut' Nacht"; oder ist's ein anderer Ausdruck, den wir für keinen Gruß halten, der aber doch einer ist, weil er zur Ansprache das freundschaftliche, brüderliche Verhältniß zwischen dem Ansprecher und dem Angesprochenen ausdrückt. Wenn ein Landmann dem anderen in's Haus tritt, so sagt er häufig: „Geht's auffi in d'Sun!" (Geht hinaus in die Sonne!) Der Gegengruß ist: „Sie scheint halt nit gar viel," oder: „Rast' ab!" Oder es erreicht Einer auf der Straße den Anderen, so ruft er ihm zu: „Geh' stad!" oder „Nimm Dir Zeit!" Ein Anderer schreit auf dem Felde über den Zaun: „Na, bist auch schon auf, Nachbar? Du Saggra, Du, hast heuer ein schöneres Korn als wie ich. Na, grüß Gott!"

Uebermüthiger ſind die Anſprachen der Burſchen, beſonders im Wirthshauſe. „Du Haderlump!“ etwa ſchreit Einer dem Anderen zu, „biſt ſchon wieder beim Saufen, und haſt Dir die Wochen nit einmal a Waſſerſuppen verdient!“ „Recht haſt,“ erwidert der Andere, „bin ſchier ſo ſtinkfaul wie Du! Wenn ſie Dir den Moſt in die Gurgel gießen thäten, Du ſtundſt Dein Lebtag nit auf vom Neſt. Na, trink' einmal, ſetz' Dich a biſſel zu mir her.“

Sonderbare Begrüßungen ſind's, aber ſie deuten auf gute Kameradſchaft. Wenn hingegen Einer zum Anderen ſagt: „Guten Morgen!“ ſo mag man ſchließen, daß ſie ſich völlig fremd ſind oder einander nicht gut leiden können.

Wenn ein Fremder in einem Hauſe gerade zur Mahlzeit recht kommt, ſo wird er ſtets eingeladen, mitzueſſen; anſonſten legt ihm der Hausvater den Brotlaib vor: „Koſt' von unſerem Brot, 's iſt halt nit gut!“ Für den Eingeladenen iſt es Sitte, daß er ſich eine Weile weigert, bevor er die Sache annimmt. „Ah, ih!“ iſt ſein ſtändiges Wort, was ſo viel heißen ſoll als: „Ach, ich bin's nicht werth!“ Oder er meint, bevor er ein Gebotenes annimmt: „Behalt's nur ſelber!“ und während er ſchon die Hände danach ausſtreckt: „'s wär' eine rechte Grobheit!“

Selbſt eine Bitte bringt der Bauer gewöhnlich in negativer Weiſe vor, z. B.: „Gelt, Michel, Du wirſt mir bis morgen nicht gern fünf Gulden leihen?“ Er ſtellt ſich einverſtandener mit der abſchlägigen Antwort als mit der Gewährung und wird erſt grob, wenn dieſe abſchlägige Antwort erfolgt iſt.

Der Bauer ziert ſich gern dadurch, daß er Alles, was ihn und das Seine betrifft, dem Fremden gegenüber tief herabwürdigt, hingegen die Dinge des Fremden über Gebühr

lobt und preiſt. — Deine Kinder ſind ſtets größer und braver wie meine; Deine Ochſen auch; — doch halt! ſind Deine Ochſen größer und ſchöner wie die meinigen, ſo will ich damit nur ſagen, daß es mir nicht danach gelüſtet, denn wollte ich ſie kaufen oder eintauſchen, ſo würde ich ſie Dir früher ordentlich verſchimpfiren. — Dies ein Grundſatz bäuerlicher Lebensphiloſophie.

In Gegenwart eines Nachbars wird nur ſelten ein ungebührliches Wort im Hauſe geſprochen; Alles iſt im beſten Einvernehmen; ſelbſt die Kinder ſind ſittig und beweiſen dem Fremden ihren Reſpect.

Eine beliebte Form der Höflichkeit iſt, um die Beſchäftigung zu fragen: „Was arbeiteſt denn heut'?" oder: „Nit gar zu fleißig ſein!" Beſuche und Gegenbeſuche im Allgemeinen ſind im Bauernhauſe nicht üblich, doch am Sonntag zur Nachmittagszeit gehen Männer und Burſchen gern in die Nachbarshäuſer. Dabei iſt freilich von Höflichkeit oft nicht viel zu ſpüren. Da poltert ſo Einer in's Haus, in die Stube, ſetzt ſich ſonder Gruß ſtumm auf die nächſte Bank und das erſte Wort, das er ſpricht, iſt der Befehl an ein Kind im Hauſe: „Geh' Bub (oder Menſchl), bring' mir ein Tabaksfeuer!" Aber das verſchlägt nichts; der Gaſt wird artig behandelt, zur Jauſe oder zum Roſenkranzgebete eingeladen —; daß er gekommen, zeigt ja eben, er habe Neigung für das Haus.

Die Theilnahme bei Unglücksfällen iſt in der Bauernſchaft nicht ſeltener auf bloße Höflichkeit zurückzuführen als anderswo. Was den Bauer in's Herz trifft, das macht ihn gewöhnlich ſtumpf und ſtumm, moraliſch wie phyſiſch genommen; wenn er beim Unglücke Anderer die ſalbungsvolle Zunge braucht, weiß davon ſein Herz nicht viel.

Der Bauer ist, so lange eben sein persönlicher Vortheil nicht gefährdet erscheint, in der Regel rücksichtsvoll und artig gegen seine Nebenmenschen. Ausnahmen selbstverständlich giebt es auch hier.

Seine Untergebenen behandelt der Bauer nicht in jener herrischen, trotzigen Weise, wie man das bei anderen Ständen findet. Der Bauer ist mit seinen Dienstboten auf „Du und Du", speist mit ihnen an demselben Tische und bespricht mit ihnen die Fragen des Hauses. Ich kannte einen Grundbesitzer, der bei jeder Bürgermeisterwahl sich mit seinem Gesinde besprach, welcher zu wählen wäre, obwohl er dann ganz nach seinem eigenen Kopfe handelte.

Durchaus zuvorkommend ist der Bauer den Handwerkern gegenüber, die er in's Haus nimmt. Gleichwohl heimlich oft über dieses nothwendige Uebel fluchend, zeichnet er den Schuster, den Schneider, den Wagner u. s. w. durch alles Mögliche aus und ergeht sich in Feinheiten nach seiner Art. Er spricht den Handwerker selten mit „Du" an, sondern sagt „Ihr" oder „der Meister" oder auch z. B. so: „Thu' der Schneider essen! Der Schneider wird hungrig werden, wenn Er nit ißt. Wir haben dem Schneider sonst nichts zu geben."

Eine Regel ist, daß jüngere Leute die älteren, wenn diese verheiratet sind, mit „Ihr" ansprechen; unerhört wäre es bei den Kindern, zu ihren Eltern, Pathen u. s. w. „Du" oder „Sie" zu sagen. Das „Er" gegen ganz fremde Leute gilt für höflicher als das „Du". Zuweilen gebraucht der Bauer gegen Fremde auch das „Wir". „Von wo sind Wir her, wenn ich fragen darf? Schaffen Wir was?"

Als Dankeswort für ein Geschenk hat der steirische Bauer zwei Formen; ist das Geschenk eine Speise, etwa ein Stück Brot, ein Krug Most, oder gilt es nach einer Mahl-

zeit, zu welcher er geladen war, so sagt er: „Vergelt's Gott!" Ist das Geschenk ein anderer Gegenstand, ein Kleidungsstück, eine Dienstleistung u. s. w., so gebraucht er das „Dank Dir Gott!"

Selbst dem Bettelmann bringt der Bergbauer eine gewisse Höflichkeit entgegen. Für's Erste beantwortet er auf jeden Fall dessen Gruß; dann fragt er, was jener begehre und entschuldigt sich schließlich, wenn er dem Verlangen nicht nachzukommen vermag. Meine Mutter, von Herzen eine Gönnerin der Armen, fragte den Bettler stets: „Was will Er denn?" Wollte sonach der Mann die freigestellte Wahl stets benutzen, so begehrte er zumeist das Köstlichste: „Ein Stückel Rindschmalz!" „Wir haben halt jetzt kein Rindschmalz", sagte hierauf die Mutter gewöhnlich. Der Bettler: „Oder einen Speck!" Die Mutter: „Der Speck ist wohl auch gar geworden." Bettler: „So gebt mir ein Fleisch!" Die Mutter: „Mein lieber Gott, wir haben schier selber das ganz' Jahr kein Fleisch." Daraufhin rief einmal ein alter „Abschieder" (vom Militär Verabschiedeter) aus: „Ja, zweg fragt's denn, Bäuerin, was Einer will, wenn's nachher nichts habt's!" Meine Mutter hatte keine große Auswahl an Gaben, entweder sie konnte eine Handvoll Mehl reichen, oder ein Stück Brot, oder einen Löffel Sterz, der von der Mahlzeit übrig geblieben war.

Wenn Bettelleute raisonniren, so bedeutet das, meint der Bauer, immer gute Zeiten, und nur selten gebraucht er sein Hausrecht, sondern trachtet die grollenden, drohenden Leutchen auf gute Art los zu werden. Hieran mag Aberglaube und Furcht freilich mehr Antheil haben, als angeborene Gutherzigkeit und herkömmliche Höflichkeit.

Nun der Bauer gegen seine Vorgesetzten.

Im Allgemeinen hat der Landmann seine Norm bezüglich des Hutabnehmens. In seinem Dorfe zieht er den Hut vor der Priesterschaft, vor dem Arzte und bisweilen auch vor dem Gemeindevorstande, wenn dieser kein Bauer ist. Vor Seinesgleichen lüftet der Bauer die Kopfbedeckung niemals. Hat er es jedoch mit dem Steuerbeamten, mit dem Bezirkshauptmanne, mit dem herrschaftlichen Arbeitgeber zu thun, so wird seine Höflichkeit nicht selten zur Kriecherei. Man weiß ja, wie oft ein Bauer nach dem „Herein" noch an die Thür klopft, ehe er sie furchtsam öffnet. Man weiß auch, um wie viel Schritte vor der Thür er schon den Hut abgezogen und mit der flachen Hand die struppigen Haare geglättet hat, um nur recht höflich zu sein. Dann steht er gebeugt wie ein armer Sünder da; er heuchelt und schmeichelt, läßt sich abkanzeln und muckst nicht, wenn ihm auch dreifach Unrecht geschieht. Er kann sich die „Herren," wie er diese seine Vorgesetzten nennt, gar nicht anders als grob denken, und wenn ihm doch einmal Einer vorkommt, so ist er innerlich beglückt und erzählt es aller Welt, was das „für ein handsamer Herr ist, recht kamod mit ihm zu dischgariren". Für einen solchen blüht seine Dankbarkeit auf, und jedes freundliche Wort von seinem Vorgesetzten betrachtet er als besondere Gunst und Wohlthat, die er nicht so leicht vergißt.

Die echte, uneigennützige Höflichkeit des Bauers jedoch kommt erst zum Ausdrucke, wenn der Mann mit Menschen aus höheren Gesellschaftsclassen verkehrt, von denen er unabhängig ist. Hier wird seine Umgangsweise freier. Selten wird dem Touristen ein grober Bauer begegnen; der Landmann mag dem Städter gegenüber verschmitzt, tückisch, schalkhaft, auf Vortheil lauernd sein, aber stets höflich. Der Bauer weiß es recht gut, wie oft und vielfach er das Stichblatt

ſtädtiſcher Witze und Hänſeleien iſt; aber er beherrſcht ſich wie Einer und thut, als ob er nichts merkte. Mancher allerdings verſucht, vor den „G'ſtudirten" ſeine Naturweisheit leuchten zu laſſen, ihnen zu verſtehen zu geben, daß der Geſcheite den Vielwiſſer zuweilen doch in den Sack ſteckt. Andere wieder ſtellen ſich vor dem Städter viel einfältiger, als ſie ſind, und entſchädigen ſich dafür mit dem ſtillen Bewußtſein, die gelehrten Herren hinter's Licht geführt zu haben.

Die Städter, denen man ſonſt doch viel Schliff und Lebensart zuzuſchreiben gewohnt iſt, verkehren in der Regel (ich bitte ſtets auch zu bedenken, daß es Ausnahmen giebt!) nichts weniger als höflich mit den Bauersleuten. In herriſcher Weiſe werden dieſe oft herumcommandirt auf ihrem eigenen Grund und Boden, und nicht einen Augenblick vergißt der Städter, ſeine Ueberlegenheit dem Landmann gegenüber zur Geltung zu bringen. Nicht ſelten auch wird die Tactloſigkeit begangen, über die uralten Sitten, die dem Bauer an's Herz gewachſen ſind, über die ſchlichten Verhältniſſe des bäuerlichen Lebens ſich luſtig zu machen und auf politiſchem oder religiöſem Felde mit dem Landmanne Proſelytere zu treiben. Und das Alles läßt ſich der Bauer gefallen, verzieht nicht einmal den Mundwinkel, iſt artig in Frage und Antwort und dienſtfertig, wo immer er glaubt, damit den Stadtherrſchaften zu ſchmeicheln. Wenigſtens hält er den Hut in der Hand, bis ihm das Aufſetzen zwei-, dreimal befohlen worden.

Wenn ein Bauer und ein Städter neben einander auf der Straße wandeln, ſo wird Erſterer gewiß ſeinen Gang immer ſo einrichten, daß der Städter auf den beſſeren, glatteren Theil des Weges zu gehen kommt. Bei jedem Brunnen, bei jedem Zaunſchranken, bei jedem Stege wird der

Städter Gelegenheit haben, die zarten Aufmerksamkeiten seines bäuerlichen Begleiters wahrzunehmen, selbst wenn dieser auch kein routinirter Fremdenführer ist. Und kommen sie zum Bauernhause, so wird es der Bauer kaum unterlassen, seinen Weggenossen zum Eintritte unter sein Dach zu laden, wird vielleicht noch die Bäuerin aufrufen, daß sie frische Milch und Butter bringe oder ein anderes Labsal und wird echte Gastlichkeit üben an dem, der ihn vorhin aufdringlich bevormundet oder gar gehänselt hat und zu dem er thatsächlich keine allzugroße Zuneigung verspürt. Es ist ja sicher, Stadt und Land werden sich nimmer gut mit einander vertragen. Auch der Bauer macht, wenn er gegen die gebildeten Classen nicht etwa gar verbittert ist, sich wenigstens lustig über die „Herren", aber er thut es hinter ihrem Rücken, während er sich andererseits was einbildet, mit denselben zu verkehren. Er ahnt vielleicht doch, daß er in solchem Umgange Manches lernen könnte, jedenfalls ist es ihm auch der Abwechslung wegen zu thun und schließlich wirft das unter seinen Genossen ein vortheilhaftes Licht auf ihn, wenn es heißt: „Der weiß mit den Herren umzugehen; der ist auch mit den Stadtleuten gut an; der ist nicht dumm!"

Der Bauer weiß, daß der Städter für Höflichkeiten empfänglich ist, und weiß endlich auch, daß ein artiges Benehmen gerade hier bisweilen irgend eine erfreuliche Vergeltung findet. Ursachen genug, das Auge zuzumachen, wenn der Städter etwa mitten über sein grünendes Kornfeld springt und die Wegschranken angelweit offen läßt, während der Handwerksbursche, der so etwas triebe, mit Hund und Stock zurecht gewiesen würde.

So übt der Bauer nach seiner Art Höflichkeit gegen Jeden, der darauf Anspruch macht. Ueber seine Grobheit

wäre freilich auch ein Kapitel zu ſchreiben, ein viel größeres, als dieſes iſt — würde aber nicht anmuthig ausfallen. Hier habe ich nur zeigen wollen, daß auch unter dem Landvolke gangbar jene Spielmünze, die, nur in etwas anderer Prägung, den Salon beherrſcht — und, daß, wenn Stadtherr und Bauer zuſammenkommen — von beiden Letzterer gemeiniglich der Höflichere iſt.

# Von Gemüthlichkeit und Humor.

Gemüthlichkeit ist eine dehnbare Haut, die sich über alles Mögliche spannen läßt. Gemüthlichkeit soll von Gemüth abstammen, ist aber diesem seinem edelherzigen Vorfahren sehr entrathen. Gemüthlichkeit ist eine Vagabundin, die sich heutzutage mit den ungesittetsten Gesellen herumtreibt. Im Gewöhnlichen verstehen wir unter Gemüthlichkeit den Gegensatz von Ernst, Zurückhaltung, Gemessenheit, von strenger Umgangssitte und Höflichkeit. Und was ist da nicht alles gemüthlich! Gemüthlichkeit besitzt nicht einmal einen Rock, sie läuft in Hemdärmeln um; sie ist bald mit Jedem gut Freund, schäkert und hüpft mit dem nächstbesten Fremden und schmiegt ihm den Arm um den Nacken, und trinkt aus eines Jeden Glas und ißt mit eines Jeden Löffel und hat allweg gutmüthig zwinkernde Aeuglein. Sie nennt sich gern treuherzig, ist aber kein wahrer Freund, denn im Unglücke und selbst in Geldsachen schon hört die Gemüthlichkeit auf.

Das wäre gar nicht schmeichelhaft, besonders für den Steirer, der sich des Rufes großer Gemüthlichkeit erfreut. Indeß aber ist die Gemüthlichkeit des Landmannes wieder etwas Anderes als die des Städters. Die des Städters ist so oft eine verunglückte Nachahmnng der ländlichen Natürlichkeit und des urwüchsigen Humors. Die Natürlichkeit und der

Humor des Landmannes jedoch ist so häufig wieder was Anderes als das, was wir unter Gemüthlichkeit verstehen. Der Bauer hat bisweilen weniger Gemüth als der Culturmensch, aber mehr sogenannte Gemüthlichkeit, und diese Gemüthlichkeit des Naturkindes auf Weltmenschen übertragen heißt — Frivolität.

Eigen stellt's sich dar, wo sich die „Gemüthlichkeit" mit der Rohheit paart.

„Heut' ist's lustig," schreit der Bauer bei der Kirchweih, „heut' muß gerauft werden!" Sie sind ja unter sich und aus lauter Gemüthlichkeit heben sie Händel an und wenn Einer halbtodt geschlagen ist, so sagt der Thäter zu ihm: „Mußt nit harb sein desweg; schau, so hab' ich's nit gemeint."

„Bin auch nit harb," entgegnet etwa der Geschlagene; „aber wenn ich wieder auf kann, bring' ich Dich um."

Ein anderer „gemüthlicher" Fall. Der schwarz' Toni war ein Lumpenkerl; er trieb sich in den Schenken und mit allerhand Weibsbildern um. Das war sein Weib nicht zufrieden und oftmals weinte sie in ihre Schürze hinein: „Ach Gott, ach Gott, wäre ich ledig (unverheiratet) geblieben!" Da kam eines Tages der schwarz' Toni halb besoffen und ärgerlich über ein verlorenes Spiel vom Wirthshause heim. Sein Weib schluchzte wieder, da packte ihn der Zorn, er faßte das Tischmesser, stieß es ihr in die Brust und sagte dabei mit weichmüthiger Stimme die Worte: „So, meine Luiserl, itzt bist wieder ledig."

Einen gemüthlicheren Mord kann man sich doch nicht denken.

Ganz anders gemüthlich ist freilich der Lackensepp. Das ist ein Großbauer in der Ratten, sonst ein sehr ernsthafter Mann.

Sein Gesinde hat großen Respect vor ihm. Wenn er aber im Wirthshaus ist, wird er lustig. Für's Erste thut

er den Rock aus, er hat allfort ein frisches Hemd auf dem Leibe; dann thut er seine porzellanene Tabakspfeife hervor, auf welcher ein tirolisches Liebespaar gemalt ist, das mit einander Zither spielt, und auf der anderen Seite ein tirolisches Ehepaar, das sich prügelt. Dann bringt der Wirth des Lackensepp Stammglas, darauf ist ein taumelnder Mann zu sehen, der den Hut schief in den Kopf gedrückt hat und das Weinglas schwingt. Darunter steht zu lesen: „Heunt geh ih 's nit hoam!" oder es liegt ein Betrunkener unter dem Tisch und neben heißt's:

„Däs is a Lump, däs is a Lump,
Der mit an Rausch kimmt z' Haus!
Drum schlof ih mein Rausch, ih mein Rausch
Im Wirthshaus aus."

Oh, der Lackensepp schläft noch lange nicht. Wein her! Den besten und viel! er bewirthet den ganzen Tisch.

„Und wan da gonz Rattnboch Wein wa,
Und wan da gonz Rattnboch mein wa,
Däs war a Welt!
Und olle Mühln bliebn da stehn in Birkfeld!".

Der Rattenbach oder die Feistritz fließt nämlich nach Birkfeld, und der Sepp meint, wenn der Rattenbach Wein und sein wäre, so würde derselbe gleich an Ort und Stelle ausgetrunken und so allen untenstehenden Mühlen die Triebkraft genommen.

Hernach wird im Chor gesungen; die Lieder sind alle gemüthlich, sind alle in Hemdärmeln — ja, noch wunders, wenn das Hemd da ist!

Spät in der Nacht muß sich der Lackensepp trennen von den lustigen Genossen. Er geht nach Hause, er hat keinen Rausch, aber der Wein ist doch ein feines Trankl! „Herrgotts

Vater, der ist Dir besser gerathen, als wie das Trinkwasser! — Gelt, Mond da oben, Du sagst es auch? Du Mond, Du hast heut' einen Rausch! Tralla la, tralla la, wie ist die Welt so wunderschön! Aber Herrgotts Vater, ist der Weg schmal! — Du Sonnwendkäferl, wenn Du nicht weggehst, ich tret' dich zusammen! — Was Dummheiten! Schön ernsthaft muß man sein — tralla la, tralla la —"

Glücklich kommt er nach Hause. Still im ganzen Hofe. Alles schläft. Ist das ein langweilig Nest, so ein Bauernhaus! Der Sepp sagt es selbst: er möchte am liebsten die Knechte aufwecken, daß sie ihm helfen etzlichen Schabernack zu treiben — 's ist allzu tausendlustig heut! Aber vor dem Gesinde muß der Großbauer stets ernsthaft sein. So will er mit dem Kettenhund anbinden: „Türkel, schau, Türkel, geh' her da! ich laß' dich los, Türkel, wir springen noch Eins um." — Aber der Hund knurrt, er erkennt seinen Herrn nicht wieder.

So sucht der Sepp seine Kammer auf. Sein Weib schläft wie ein Maulwurf, und er weiß sich vor Lustigkeit gar nicht zu helfen. In allen Gliedern zuckt's ihm, was soll er nun anfangen? Die Oberdecke zerrt er dem Weibe aus dem Bett und hängt sie an den Wandnagel. Das ist ein feiner Spaß, er reibt sich kichernd die Hände. Da kommt ihm noch ein besserer Einfall, er hüllt die Decke dem Kachelofen über. Er jubelt vor Entzücken. Da erwacht sein Weib: „Was treibst denn, Seppel? Bist närrisch worden?"

„Na du mein liab' Weibel," lallt er, „'s ist so viel gemüthlich heut', so viel gemüthlich."

Derlei ist ein gemachter Humor, und nicht jener natürliche, schalkhafte, der den Landmann charakterisirt, der uns in alten Sprüchwörtern und Volksliedern so oft antritt.

Manches schwere Geschick legt der Bauer auf die leichte Achsel; es ist nicht die stille Ergebenheit, die wir bei ihm finden; er sucht sich an seinem Elende durch Spott zu rächen und gleichzeitig mit dem unvermeidlichen Mißgeschicke Du und Du zu werden. Das Unglück imponirt ihm nicht. Er ist witzig, beißend, höhnisch aufgelegt, wenn ihn ein Ungemach verfolgt. Als dem Raid-Michel die Kornfuhr das erste Mal umkippte, that er einen scharfen Fluch, worin gar keine Gemüthlichkeit lag. Als ihm die Kornfuhr das zweite Mal überschlug, meinte er: „Aha, geht richtig auch der Teufel paarweise," und als die Kornfuhr das dritte Mal fiel, sagte er: „Ist schon recht, alte Kraxen, itzt kannst selber aufstehen, ich geh' und leg' mich auch in's Gras."

Gar drastisch ist der Ausspruch des alten Häusler-Natz. Der wollte Weizen anbauen und hatte keinen Dünger dazu. Er säete aber doch und machte eine Wallfahrt auf die gute Meinung, daß der gute Herrgott ihm doch einen guten Weizen wachsen lassen möge. Als jedoch die Ernte kam, stand es schlecht mit seiner Frucht. „Ich seh's schon," klagte er dem Pfarrer, „das Beten hilft auch nichts. Ist denn das ein Weizen?" „Aber lieber Freund," sagte der Pfarrer, „Ihr habt ja nicht gedüngt." „Je!" rief der Bauer, „wenn ich Mist hätt, brauchet ich den Herrgott nit."

Eigen muthet es an, wenn zwei Bauersleute mit einander in heftigem Wortstreit sind. Die Ausdrücke und Gleichnisse, deren sie sich bedienen, sind nicht immer blos derb, sondern oft auch witzig und beißend.

„Wie Du, sind mir neun Tag Regenwetter lieber, das sag' ich!"

„Das glaub' ich schon, die Kröten sind dem Regen gar nicht feind."

Oder anders.

„Wenn Eins von Dir was verlangen will, muß man eine gute Gnad' Gottes haben."

„Wie kann denn ein Höllbratel, wie Du bist, eine Gnad' Gottes haben?"

„Du, ein Höllbratel geb' ich Dir nit ab, das sag' ich trocken!"

„Wärst mir auch viel zu mager, Du. Bist ja ein zaundürrer Scherben."

In diesem Tone geht's oft eine Weile fort, die gegenseitigen Vorwürfe sind mitunter gar drollig, und nicht zu selten geschieht es, daß der wüthend angefangene Streit mit einem Gelächter endet.

Mit dem Humor geht die ländliche Gemüthlichkeit Hand in Hand. So wie sich im Allgemeinen der Humor erst nach verschiedenerlei Erfahrung im vorgeschrittenen Alter einzufinden pflegt, so tritt uns die Gemüthlichkeit, hier die wohlwollende, stillvergnügt heitere Art, meist bei betagteren Bauersleuten entgegen. Die Jüngeren geben sich lieber trotzig, übermüthig, oder witzelnd und spottend. Ich meinestheils weiche darum den jungen Bauersleuten, wo sie in Mehrzahl beisammen sind, gern aus und geselle mich zu den Alten.

Selbst wo das wahre, tiefe Gemüth spricht oder aufschreit in Weh und Schmerz, ist gern eine Messerspitze voll Schalkheit, Humor dabei.

Dem alten Maxhofer war sein Weib gestorben. Langsam, aber stetig schritt er in dem öden Hause umher. „Ei, ei," seufzte er, „nur noch einmal, wenn sie mich nur noch einmal ausgreinen (auszanken) thät, meine Zilla!"

Echte Gemüthstiefe mit Gemüthlicheit gepaart offenbarte sich mir in einem Zwiegespräche, welches ich einst zufällig zu hören bekam.

Vor einer Mühle auf dem Kornsacke saßen ein junger und ein betagter Bauer. Der junge wischte fortweg Staub von seinen Knien und sagte dabei ein für's andere Mal: „'s ist wohl hart". Ihm war das Weib gestorben.

„Ja freilich ist so was hart," entgegnete der Aeltere endlich.

„Das Weib entrathet man verfluchtlet schwer im Haus."

„Das ist gewiß," gab der Andere bei, „wirst Dich wohl wieder um Eine umschauen müssen, Hans."

Der Jüngere bürstete mit der flachen Hand beharrlich an seinem Knie. Dann murmelte er: „Was es etwa nachher ist, wenn man einmal gestorben ist? Was meinst, Jak, kommen Eheleut' im Himmel oben wieder zusammen?"

„Dasselb' denk' ich mir wohl."

„Nachher kann ich nimmer heiraten. Was fangst denn im Himmel mit zwei Weibern an?"

Der Jak stutzte. „Ist auch wahr," sagte er dann, „auf das hätt' ich mein Lebtag nicht denkt."

„Ja, wie bin ich denn nachher dran? Die Erst' will ich nit versetzen."

„Leicht ist's so, Franzel: Bleibst der Ersten getreu und heiratst nimmer, so kommst wieder zu ihr. Heiratst aber wieder, so wirst gotikeit der Ersten ungetreu und wirst im Himmel wohl mit der Letzten bei einander sein. So denk' halt' ich mir's."

„Wird auch nicht viel anders sein. Und itzt weiß ich 's, ich verbleib' ledig."

Der Franzel hat dazumal thatsächlich nicht geheiratet. Aber weil es wahr ist, daß man „das Weib verfluchtlet schwer im Haus entrathet", so hat er sich eine Wirthschafterin genommen. Die war noch um etliche Jahre jünger als er.

Und nach einer Zeit ſind der Franzel und der Jak wieder zuſammengeſeſſen auf den Mühlſäcken, oder anderswo.

„Franzel,“ ſchmunzelte der Alte, „wenn Du's ſo treibſt, ſo wirſt leicht nit mit Deiner Erſten im Himmel zuſammenkommen, viel eher mit deiner Zweiten in der Höll'.“

„Meinſt?“ verſetzte der Andere, „Du, in der Höll' wär's mir zu heiß.“

Darauf hat der Franzel ſeine Haushälterin Form Rechtens geheiratet.

Naivetät und Schalkheit zuſammen macht das aus, was wir unter Gemüthlichkeit im guten Sinne verſtehen. Unverſehrt finden wir ſie nur noch in entlegenen Strichen, die bisher vom Zeitgeiſt nicht verſengt worden und die vom tiefen Elende der Armuth verſchont geblieben ſind.

# Von Eitelkeit und Uebermuth.

Ich denke, die Weiber laſſen wir diesmal bei Seite. Uebermuth iſt nicht gerade ihre Sache, und Eitelkeit —? Die iſt bei den Frauen keine Schwäche, ſondern vielmehr Vorzug und Tugend. Der Hang zu gefallen, ſchön zu ſein, iſt löblich.

Aber die Männer laden wir uns ein, die gepuderten, geſchniegelten, parfümirten, aufgeprotzten — das giebt einen Spaß. Hier aber weichen wir wieder den feinlebigen Pflaſterſchleifern und Gecken von Profeſſion aus, deren Porträts die Salons der Kleiderkünſtler und Friſeurs ſchmücken; wir ſuchen den ernſten, oft ſorgenbelaſteten Mann der Arbeit auf. Wir laſſen uns nicht imponiren von der Würde ſeines Standes, auch nicht etwa von der Weihe der Armuth; uns gelüſtet heute nach den Schwächen und Sünden des ehrſamen Landmannes.

Die Kindheit und Knabenſchaft ſchenken wir ihm, ſchenken ſie ihm mitſammt der eitlen Freude über das erſte Höslein, das ach ſo bald bös durchfeuchtet und durchlöchert iſt; — ſchenken ſie ihm mitſammt dem erſten Rauchverſuch in der Wagenſchupfe, der ebenfalls übel ausgeht. Meinetwegen in ſeinem ſechszehnten Jahre packen wir ihn an, wo er in's Fenſter lugt, wie's mit dem Schnurrbart ausſchaut. In die

Naſe ſchnupft er hinauf, was hinaufgehört und nun ſieht er's: mutternackt iſt die Oberlippe. Er ſchleicht zum Herd. — „Was willſt denn mit der Kohle?" fragt ihn die Mutter. „Die heiligen drei Könige male ich auf die Kammerthür, weil's geiſtern thut," ſagt der Junge. In der Kammer dreht er den Reiber vor die Thür und mit Beihilfe des Fenſterglaſes ſtreicht er ſich den Schnurrbart an. Zu ſcharf — verſteht ſich — darf der Flaum für's erſte Mal nicht ſein, er muß erſt allmählich wachſen. Aber heut' will der Burſch noch in die Nachbarſchaft gehen, es mögen dort die Kameraden und die Dirndeln ſehen, daß „er ſchon herfürſticht". Ein nächſter Waſſertropfen ſchwemmt die ganze Anlage wieder weg. Da räth ihm ein Kamerad: „Balbiren, balbiren muß man ſich, wenn man will einen Bart haben!" Wohl kratzt der Junge insgeheim mit dem Schermeſſer. Gar vergebens. Manches Paar Schuh' muß er noch zertreten, bis allmählich die Härchen kommen — etwas falb zuerſt, bald aber brauner und dunkler, wie ein „Bockshörndl" (Johannisbrot) in der Farb'.

Nun geht er in den Wald hinaus und wichſt mit Harz und dreht über den Mundwinkeln zwei Hörnchen.

Das, Gott ſei Dank, wär' jetzt in Ordnung. Nun gehört ein rothſeidenes Halstuch dazu, und eine ſilberbeſchlagene Pfeife, und ein Federbuſch, und ein Gemsbart. Die Haar' werden ein wenig mit Schweinfett eingelaſſen — ſonſt hat er ſie nur mit Waſſer befeuchtet; ſie werden mit einem Kamm hübſch an der linken Seite geſcheitelt und glatt geſtrichen — ſonſt hat er ſie nur mit den fünf Fingern ausgekämmt. Wie ſteht's denn mit der Sackuhr? Iſt eine da, die ſchlägt und repetirt, wenn man beim Knopf drückt, die ein Doppelgehäus' und vier Stein' (Rubinen) hat? Und an der gewichtigen Silberkette iſt ein Hirſchbeindl d'ran,

oder ein Frauenbildelthaler oder sonst ein Anhängsel, das über dem rothen Brustfleck oder grünen Leibel bis gegen den Magen hinabbaumelt? Und im Sack der Gemsledernen, hoff' ich, ist ein Hirschschalenmesser, daran eine ähnliche Gabel, ein Pfeifenstocher mit der Gemsklaue, ein Schlagring und ein „hundshäutener" Geldbeutel.

Voreh' ist im Geldbeutel auch etwelches Silbergeld gewesen, und nur mit Silbergeld ist im Wirthshaus und am Spielleuttisch ausgezahlt worden. Heute ist höchstens noch ein Papierfetzlein in der Brieftasche, welches auf Treu' und Glauben versichert, das Silber ruhe in den Kellern der Nationalbank zu Wien.

Die bäuerliche Brieftasche ficht das nicht an, sie ist deswegen doch breit und bauschig; und der Besitzer zieht sie gern' hervor und weiß sie in der Hand anmuthig zu wenden. Freilich ist es nicht immer rathsam, ihr Inneres genau zu erforschen; ich hab's, als ich so eine gewichtige Brieftasche seiner Zeit auf der Straße liegen fand, einmal gethan, ich thu's nimmer. In derselbigen Geldbörse habe ich für's Erste einen Versatzschein über eine Sackuhr gefunden, dann ein Amulet mit sieben kräftigen „Gebettern zu Schutz gegen Feuer und Wasser," dann eine Vorladung zu einer Tagsatzung beim Gericht, weiter ein Recept mit dem Stempel der Bärenapotheke und endlich ein vielfach zusammengeknittertes Schreiben mit den Worten: „Du dreiloser Man, wan du mi jez in stich last, so gehe ich dich Klagen, und das will ich segn das ich nur eh gud gewest bin und jetz nichts von mir wissen wilst. Johanna Braungartnerin." — Das ist der Inhalt einer Geldtasche gewesen, deren Aeußeres manchen Strolch verleitet haben könnte, den Inhaber im Walde zu überfallen.

Erſt halbvergangen iſt die Zeit, in welcher der Großbauer und der Holzmeiſterknecht mit Banknoten ihre Pfeife anzündeten; heute, ſobald ſich die Weiſſagung unſerer Finanzminiſter erfüllt, thun ſie es wieder.

Der alte Sterlacher im Feiſtritzthal hat eine Joppe gehabt, deren Knöpfe aus „Frauenthalern" beſtanden haben. Die Joppe iſt zerriſſen, die Knöpfe ſind vertrunken.

Wie der Oberberger im Rabenwald ſeine Hochzeit gefeiert hat, iſt vor ſeinem Hauſe den ganzen Tag ein Brünnlein in den Waſſertrog geronnen, bei welchem ſich die Leute in meilenweiter Runde die Räuſche geholt haben. Heute muß das alte Weibel, das dazumal die Braut geweſen, bei demſelben Brunnen viel keuchen und pumpen, bis es einen Trunk Waſſer hervorlockt.

Im Oberlande iſt ſeiner Tage ein ordentlicher Bauer nur mit Roß und Wagen in die Kirche gekommen. Das war ein gnädiges Nicken oder Ganzüberſehen, wenn im Kirchdorf die Wirthe höflich grüßten. Der Wagen ging nicht ſelten auf Federn, die Pferdegeſchirre waren mit Silber beſchlagen; den Pferden wurde Arſenik gefüttert, damit ſie recht flink und feurig waren. In der Kirche hatte der Bauer ſeinen geſperrten Sitz mit dem Meſſingplättchen, auf dem der Name ſtand. In der Sakriſtei ſtrich er etliche Banknoten aus, damit der Pfarrer auf der Kanzel verkünde, der N. N. laſſe ein muſikaliſches Amt leſen und ſtifte ferner ein ewiges Licht am Seitenaltar. Im Wirthshaus kam auf den Tiſch, was gut und theuer; und ſaß ein Beamter dort oder gar einmal ein Stadtherr, ſo wurde klingend gezeigt, wer ſich höher geben kann, der Großbauer oder der Stadtherr.

Heute iſt der Wald aus und das Geld auch. Der junge, kräftige Mann iſt gefahren, der alte gebeugte humpelt zu Fuß.

Heute ist der Bauer noch stolz auf seine Rinder, auf sein gutes Heu, auf seine Bekanntschaft mit dem Herrn Pfarrer, auf die Rath- oder Richterschaft, die er im Orte zufällig bekleidet, auf seinen Kirchenstuhl und auf die gute alte Zeit, in der er übermüthig war.

Die körperliche Kraft des Bauers ist heute im Allgemeinen nicht mehr die, welche sie noch vor fünfzig Jahren gewesen. Ich habe als Kind ihn noch gesehen, den alten Stiegerbauern, von dem man erzählt, wie er mit Roß und Wagen einmal den Berg hinangefahren war. Der Mann saß behaglich im Wagen, das Pferd aber war altersschwach und vermochte das Gefährte nicht weiterzubringen. Da stieg der Bauer aus, nestelte das Pferd ab, legte es in den Wagen, spannte sich selbst an die Deichsel und zog Roß und Wagen den Berg hinan. Derselbe Stiegerbauer war es noch gewesen, der einst über Nacht seinen schlafenden Nachbar mitsammt dem Bett in den Wald hinausgetragen hatte.

Jetzt ist kein solcher mehr darunter. Die Burschen treiben bisweilen wohl noch Schabernack mit ihrer Kraft und mit ihrem Witz, der heute auch nicht mehr so urwüchsig ist, wie voreh, da die Menschen weniger simulirten und mehr dichteten. Bei den Rekrutirungen hat man noch Gelegenheit, den Uebermuth der Bauern zu beobachten, doch ist derselbe hierbei mehr Galgenhumor, als lustige Tollheit. Bei Kirchweihen wird nur selten mehr eine Schlägerei veranstaltet zu dem Zwecke, um seine Kraft zu zeigen.

Stets stolz ist der echte Bauer auf seine Bauernschaft. Die „Herren" schienen ihm stets vom Uebel, er giebt aber tolerant zu, „daß sie halt auch sein müssen". Der Bauer ist wißbegierig und würde sich gern zum Lesen von Büchern und Zeitungen herbeilassen, aber er ist zu stolz dazu: „die

Bücherguckerei schickt sich nicht für einen braven, handfesten Bauern; das ist nur etwas für solch' Leut', die nichts zu thun haben". Uebrigens ist er überzeugt, daß er aus seiner Sach' die „Herren" füttert und sagt's nicht ungern, daß der Bauer wohl den Herrn g'rathen (entbehren) könne, der Herr aber ohne die Bauern verderben müsse.

Bemerkenswerth ist, daß jemehr durch die Misèren der Wirthschaft der Bauernübermuth herabgestimmt wird und allmählich verschwindet, die Eitelkeit derselben überhand nimmt. Wer auch mag's leugnen, daß sich das Volk verweichlicht! der ungebildete Mann verliert in dem Nivellirungsbestreben des Zeitgeistes seine kernige Rauhheit und wird weibisch gemacht. Es ist nichts Seltenes, daß der Bauernbursche Stiefelwichse, Bartsalbe, Haarpomade, Kölnerwasser vom Kaufmann holt, während sein Großvater nicht einmal die Seife gekannt hat. Unsere Bauern heben sogar an, sich die Zähne zu pflegen, die Fingernägel zu regeln. Sie haben sich der Landesart entschlagen und tragen glatte Tuchkleider und befleißigen sich eines feinen Benehmens. Und trotzdem, wenn man sie genau beguckt, ist's der alte Adam; nur daß ihr Blut etwas träger und dünner ist, als das der Vorfahren gewesen.

Wenn der Apfel einmal etliche Klaftern vom Stamm fällt, und der Bauernsohn etwa ein Fuhrmann wird, oder im nächsten Eisenwerk ein Schmied, ein Schlosser, dann ist der Vornehmheit kein Ende. Man muß so Leute des Sonntags sehen! Wortkarg spazieren, stehen, lehnen sie herum, gespreizt und kerzengerad' — als hätten sie, wie das Volkswort sagt, „einen Tremmel geschluckt" — und beständig lassen sie ihr Auge über ihren schönen Wuchs, über ihre Beine schweifen, von deren Strammheit sie entzückt sind. Ihr ganzes Ver-

mögen haben sie am Leibe hängen; hinten am Rockschößel heben schon die Schulden an.

Wenn man über derlei in's Erwägen kommt, so möchte man fragen: Welch' besonderen Grund hat der Mann zur Putz- und Prunksucht? Das Weib will und muß gefallen, des Weibes Sinn steht von Natur aus nach Anmuth, Tändelei und Glanz. Hier ist die Eitelkeit verzeihlich. Der Mann will auch dem Weibe gefallen. Einverstanden! Aber wenn er glaubt, daß er durch die Kunst des Schneiders und durch Wohlgerüche ein Herz erobert, so denkt er weibisch und wirft jenes Netz aus, mit dem die Weiber zuweilen uns Männer zu fangen suchen. — Genug!

Das gilt von Allen. Uns speciell über die bäuerliche Eitelkeit lustig zu machen, haben wir nicht einmal das Recht, so lange wir noch selbst — nicht zugeben wollen, daß gerade das, worauf wir uns am meisten einbilden, — unsere Schwächen sind!

# Von der Liebestreue.

Die Liebe Anderer kann käuflich oder durch Tausch erworben werden; die Treue der Herzen hingegen gehört zu jenen Dingen, die man nicht erwirbt, die Einem zugeweht werden wie der Blumenduft auf dem Felde. Die Liebe steht zwischen zweien Menschen stets in einer Gestalt, sie jauchzt oder klagt, sie gewährt oder versagt. Die Treue schwebt zwischen beiden wie ein stiller, unsichtbarer Engel; in glücklichen Stunden merkt man gar nicht, daß sie zugegen ist, in Nacht und Frost aber fühlt man den warmen Hauch ihres Kusses. Die Liebe ist allen fühlenden Wesen gemeinsam, die Treue kommt nur bei edelgearteten vor, sei es im Menschengeschlechte, sei es im Thierreich. Die Treue wächst nicht in dem Verhältnisse mit den geistigen Anlagen, man kann im Gegentheile oft die Erfahrung machen, daß das Licht der Vernunft kein günstiges Klima erzeugt für die ebenso seltene als unvergängliche Blume.

Die Treue im Allgemeinen war zu aller Zeit geschätzt, die Liebestreue jedoch hat ihre Feinde. So geht durch unsere Roman- und Dramen-Literatur ein ganz merkwürdiger Zug, der wohl noch die Treue der unverehelicht Liebenden protegirt, jene der verheirateten aber lächerlich zu machen und auf das Eis zu führen liebt. Dem französischen Dramatiker ist der

Ehebruch ſchon lange kein tragiſcher Gegenſtand mehr, er behandelt ihn viel lieber im Luſtſpiele, und der Deutſche meint, das wäre ſo übel nicht. Man merkt wohl, die Tendenz hat es auf die Löslichkeit der Ehe abgeſehen, und als ſolche hat ſie ihre Berechtigung. Ich kenne aber eine Menſchenklaſſe, welche Kraft, oder nennen wir es Reſignation genug beſitzt, ſich in ein Beſtehendes zu fügen und im (vielleicht unmoraliſchen) Zwange einen moraliſchen Halt zu finden.

In der Bauernſchaft kommt der Ehebruch viel ſeltener vor als in ſtädtiſchen Kreiſen, vielleicht weil in denſelben — ich möchte ſagen: die Intelligenz der Liebe nicht jene große Rolle ſpielt wie in der gebildeten Geſellſchaft.

Es iſt hier, wie in vielen anderen Dingen, das Verhältniß zwiſchen Stadt- und Landbevölkerung ein umgekehrtes. In der Stadt kommt bei Liebesleuten die Treue vor der Trauung zur Geltung, auf dem Lande nach derſelben.

Die Liebe auf dem Lande iſt ein loſes Ding. Da ihr die Wege und Thore allezeit offen ſtehen, ſo kann ſie ſich nur ſelten zu jener ſeelenverzehrenden Leidenſchaft verdichten, wie ſie der Dorfgeſchichten-Erzähler gern ſchreibt und das Stadtfräulein gern lieſt. Das ſchäkert und flattert herum:

I h hab' Dich ſchon gern,
Aber lang' wird's nit währ'n,
A Stund', a zwei, drei,
Aſt iſt's wieder vorbei.

Es kann aber auch wochenlang dauern, was mitunter ſchon einen Vorwurf nach ſich zieht:

Haſt mih vierzehn Tag' gliabt,
Haſt Dih drei Woch'n g'ſchamt,
I h hätt's ja die kurze Zeit
A h nit verlangt.

„Haſt mich gern? haſt mich gern?“ Weiter denkt und fragt der Liebende nicht, er liebt in der Gegenwart, nicht in der Zukunft. Nur in der Stunde des Scheidens, zum Beiſpiel, wenn der Burſche zu den Soldaten muß, regt ſich ſchüchtern die Frage: „Willſt mir treu bleiben?“

„Ja, ich bleib' Dir treu!“ ſagt er, ſagt ſie, und ſie glauben auch d'ran, aber ſchon liegt ihnen das Liedchen auf der Zunge:

Ich bleib' Dir ja treu,
Wie 's Röſerl im Mai,
Wie 's Wölkerl im Wind,
Bis ich an Andere (an Anderen) find'.

Wie es die Herren Soldaten treiben, das weiß man ja; aber bisweilen wandelt den Hans doch das Heimweh an und er kauft ſich ein mit buntem Rande ſchön bemaltes Briefpapier und ſchreibt der Grethe einen Brief:

„Innigſtgeliebte Margarethe!

So viel Stern am Himmel, ſo viel Sandkörnlein im Meer, ſo viel Blümlein auf dem Felde ſind, ſo viel tauſend Mal grüße und küſſe ich Dich!“

Die ſchwungvolle Epiſtel ſchließt mit dem „Dich bis in's kühle Grab liebenden Hans N.“

So eine Zuſchrift muß die Grethe freuen, und ſie kann den Samstag-Abend ſchon nicht mehr erwarten, wo ſie dieſen Brief dem Michel zeigen wird. D'rauf muß ſie auch antworten; ſie ſelber kann das Schreiben nicht gut genug, als daß ſie ſich damit an einen Kaiſerjäger wagen möchte. Der Michel iſt ſo gut und ſchreibt für ſie nach einem alten Concept, und Grethe's Brief wird nicht weniger ſchwungvoll, als es der vom Hans war, ſchließt aber mit dem guten Rath, nur ſchön geſund zu bleiben und ſich recht zu unter-

halten. Vom Michel kommt an den alten Schulkameraden ein ſchöner Gruß dazu.

Etliche Tage ſpäter vielleicht fühlt die Grethe Anlaß, zu ſingen:

Mein Herz is verwickelt,
Verwebt und vernaht,
Vernaht mit der Seiden,
Kann die Falſchheit nit leiden.

Und der Michel antwortet dem Mädchen mit heller Stimme:

Dirndl, Du ſchmierſt Dich an,
Du biſt betrog'n,
Ich hab' mein Lebtag
Viel Dirndln aug'log'n.

Hiazt hat ſih ſchon wieder
Der Hollerbam bog'n,
Und hiazt han ih ſchon wieder
A ſchön's Dirndl ang'log'n.

Fertn und heuer
Und 's frühere Jahr'
Han ih mei Dirndl g'foppt
Und jetzt nimmt ſie's erſt wahr.

Der Schmerz des betrogenen Mädchens iſt groß, denn ſie weiß für den Augenblick keinen Erſatz. Beſeelt iſt ſie nur von dem Wunſche, ſeiner „Neuen", dieſer „rothhaarigen Hex'" oder dieſer „ſchwarzſchopfigen Schlangen", die Augen auskratzen zu können.

Der Burſche iſt ſeiner „Neuen" gewiß ſehr zugethan, macht ihr aber kein Hehl daraus, wie er's zu halten gedenkt:

Schön is die Hollerſtaud'n,
Weiß is die Blüah,
Das ſag' ih Dir voraus:
Allein haſt mih nia.

Sie geht ja d'rauf ein und schließt den Bund vielleicht unter folgender Bedingung:

Bitt' Dih gar schön, mein Bua,
Wann Du schon mein bist,
Kumm nur g'rad' selm nit,
Wann der Andere bei mir ist.

Die Burschen treiben es lustig fort in einer solchen Welt, die Gott so schön erschaffen hat; die Mädchen werden bisweilen in ihrem Wandel unangenehm unterbrochen. Ist ein junges Wesen da, so wird kaum der Versuch gemacht, ihm einen Vater zu beschaffen; mitunter freilich macht sich die Praktische ihre große Auswahl zunutze und sie giebt die Ehre dem Wohlhabendsten, vielleicht dem einzigen Sohne eines reichen Bauers, der möglicherweise, um anderseitigen Wahlacten zu entgehen, rasch mit ihr in den heiligen Ehestand schlüpft.

Kurz, in den unehelichen Verhältnissen bei den Bauern wird Treue selten verlangt und noch seltener geleistet. Ausnahmen giebt es freilich auch hier, bitteres Leid und gebrochene Herzen.

Wie ergreifend ist der Vorwurf, den der Enttäuschte mild und ernst der Geliebten macht:

Draußen im Wald
Rinnt a Wasserlein trüab,
Hast an andern Buab'n g'halst'n,
Bist nix mehr so liab.

Hast an andern Buab'n g'halst'n,
Bist nix mehr so liab,
Kannst Dich hundertmal wasch'n,
Rinnt's Wasserlein trüab!

Schöner und tiefer als in diesem Volkslied kann der Schmerz über ein unersetzlich Verlornes kaum ausgedrückt werden. Doch bitterer noch ist die Klage eines betrogenen Mädchens:

Hast mich an's Herz druckt,
Hast mir in d' Augen guckt,
Hast mir viel Busserln geb'n,
Treu versprochen für's ganze Leb'n.

Hab' kennt ka Herzenleid,
Hab' g'lebt in Seligkeit;
Hiazt hast an And're gern,
Und ih muaß sterb'n.

Selbstmord aus Liebe kommt in der Bauernschaft kaum vor; „Romeo und Julie auf dem Dorfe" von Gottfried Keller ist eine herrliche Dichtung, aber der bewußte „Doppelselbstmord" von Anzengruber — es sei hier nicht weiter angedeutet, worin er besteht — beruht auf tausendfältiger Wahrheit. Wohl giebt es Fälle, daß das Bauernmädchen aus unglücklicher Liebe an gebrochenem Herzen, der Bursche aus demselben Grunde an mißverstandenem Ersatze und gebrochenem Leibe stirbt — die Norm aber ist, nach dem gelösten Verhältniß rasch eine lustige, neue Liebschaft, so lange sie zu kriegen. Häufig kommt es vor, daß das Mädchen den alten Liebhaber, mit welchem sie etwa noch vor wenigen Wochen den Tanzboden besucht hat, zu ihrer Hochzeit mit dem neuen einladet, und der Verschmähte erscheint wirklich und bringt eine gute Gesundheit auf das Brautpaar aus und unterhält sich prächtig. Es möchte ihn Wunder nehmen, wenn er unter den Hochzeitsgästen nicht eine gewesene Freundin des Bräutigams fände!

So steht's einmal mit der lieben Prosa der Liebe da draußen, während der junge Städter in seinem süßen Gegirre

nicht genug Reime auf „Treue" finden kann, sie zuerst mit „Scheue" paart, dann mit „leihe", endlich mit „Reue"; damit ist sie auch zu Ende.

Ich habe hier darum so ungescheut von der Flatterhaftigkeit ländlicher Liebe gesprochen, weil ich des Gegengewichtes sicher bin. Es giebt auch im Dorfe Ehen, welche, in stiller Stunde geschlossen, bis in den Tod währen. Paare, die sich in freudiger Jugend fanden, oft Dienstboten ohne Möglichkeit zu heiraten, halten zusammen in Arbeitsplage, in Armuth, in Anfechtungen, in allerlei Bedrängnissen; sie halten zusammen frei und treu, theilen ihre Lust, theilen ihre Leiden, theilen ihre Pflichten und ihre Kreuzer, gehen still vorbei an den Lästerungen der Prüden, an den Flüchen und Verhöhnungen, tragen ergeben an dem Joche, das ihnen ein starres Gesetz, eine herzlose Gemeinde aufbürdet, halten zusammen bis in ihr kummervolles Alter und sterben endlich, ohne die Worte „Liebe" und „Treue" in ihrem Leben jemals ausgesprochen zu haben. Das sind die keuschen, glückseligen Herzen, deren jeder Athemzug ein Aufjauchzen ist:

Mein einziger Schatz,
Du bist mein Leben,
Du bist mein' Freud'
In alle Ewigkeit!

Wohl auch an solche Gemüther schlägt bisweilen das Wehen des Mißtrauens, der Eifersucht, die Ahnung eines grenzenlosen Unglücks. Ausdruck leiht ihrem beklommenen Gefühle folgendes Lied:

Nachst bin ich hin zu ihr,
's hat g'rad' der Mond schön g'scheint,
's war Alles mäuserlstill,
Es rührt sich nix.

Und gach, da fallt's mir ein:
Wann s' epper untreu war!?
— — — — — — — — —
Na na, mein Dirndl,
Das kann's nit geb'n,
Da wär's ja aus
In aller Ewigkeit! —

Alle dieſe Zweifel ſchwinden vollſtändig, wenn der Prieſter erſt ſeine Stola über die Hände eines Paares gelegt hat. Ob ſie ſich ſelbſt gefunden und gewählt haben, oder ob ſie zuſammengekuppelt worden, aus was immer für Gründen ſie miteinander die Ehe ſchloſſen — ernſt, gewaltig ernſt nehmen ſie des Prieſters Wort von der „Treue, bis ſie der Tod trennt". Vielleicht trägt es ſich zu, daß Eins oder das Andere, oder daß Beide für ſich in finſteren Stunden beten, der Tod möge ſie doch bald trennen, vielleicht daß im glückloſen Herzen einmal Pläne wach werden, wie man dem großen Erlöſer erfolgreich in die Hand arbeiten könne .... Wir erſchrecken vor dem Statiſtiker, der es uns in Zahlen ſagt: Je weniger Ehebrüche, deſto mehr Gattenmorde.

Doch das iſt eben wieder nur die Schattenſeite. Selten werden bäuerliche Ehen aus Liebe geſchloſſen; bisweilen iſt zwiſchen den Brautleuten ſogar eine perſönliche Abneigung vorhanden; doch ſie haben ausgeliebelt, Keines hat andererſeits mehr viel zu erwarten — ſo fügen ſie ſich nun praktiſchen Gründen, heiraten zuſammen, gewöhnen ſich zuſammen, ſind gegen einander vielleicht kalt, rauh, brutal, aber leben ſich einander an, und die gleichen Schickſale theilend, verwachſen ſie im Laufe der Zeit ſo ſehr ineinander, daß, wenn endlich Eines von Beiden ſtirbt, das Andere raſch folgt.

Ueber Manches, worüber wir gebildete Sophiſten ſo leicht ſtolpern, hilft ſich der Bauer durch ſeine verſteinerten

Grundsätze, zumal wenn solche mit seiner Religion gemeinsam gehen. Er kennt kaum eine schwerere Sünde als den Ehebruch; in der Liebe entschuldigt er mehr als der Städter, in der Ehe weniger. „Das ist der von Gott eingesetzte, der heilige Stand. Eine rechte Ehe trennt nicht Noth und Tod, sie wird auch im Himmel noch sein."

Ich habe einen Bauersmann gekannt, dem im zweiten Jahr seiner Ehe das Weib erkrankte, in Schwermuth und Irrsinn verfiel und in eine Irrenanstalt gebracht werden mußte. Der Mann lebte eine Weile still und einsam fort, endlich wurde es lautbar, daß er mit seiner Dienstmagd, einem hübschen, frischen Mädchen ein Verhältniß habe. Auf der Stelle zogen sich die Nachbarn von ihm zurück, mieden ihn auf dem Kirchweg, Keiner setzte sich im Wirthshaus an seinen Tisch, er war verachtet wie ein Ketzer. Weit verbreitete sich die Kunde von dem Ehebrecher; wir Kinder wußten nicht, was das heißt, bekreuzten uns aber, so oft wir den Mann sahen, und fühlten halb Genugthuung, halb Erbarmen bei dem Gedanken, wie der einmal in der Hölle braten werde. Unter solchem Leumund ist kein Leben, der Mann verkaufte endlich seine Wirthschaft und wanderte aus. Sein armes Weib soll ihn überlebt haben.

Wer möchte den „Witwer bei lebendigem Weibe" nicht entschuldigen! Und doch, wie ganz anders handelt die Treue in ihrer oft fast übermenschlichen Kraft! In meiner Heimat lebte ein Weib, dem noch in jungen Jahren der Ehemann in ein unheilbares Siechthum verfiel. Man rieth ihr, man bot ihr die Mittel, den Kranken in ein Spital nach Graz zu bringen, wo er die zweckmäßigste Pflege finden würde. Aber sie ließ ihn nicht, sie arbeitete und darbte und sie pflegte ihren Mann bei Tag und bei Nacht. Wenn sie allein war,

weinte ſie, wenn ſie um ihn war, machte ſie ein fröhliches Geſicht und tröſtete ihn, ermunterte ihn; nicht ein einziges Wort der Klage kam über ihre Lippen, ſie war die liebe Geduld ſelber. Sie verblühte, ſie verkümmerte, ſie wurde kränklich, ſie wurde alt an ſeinem Siechenlager, aber ſie hielt aus und erquickte das alte, mürriſche, armſelige Weſen, das ihr — ach, vor langen, langen Jahren — am Altare angetraut worden, täglich mit ihrer Liebe und Güte. Endlich ſtarb er. Am Tage ſeines Begräbniſſes, nachdem ſie das Holzkreuzlein auf ſein Grab geſteckt, legte ſie ſich zu Bette und nach kaum zwei Wochen ruhte ſie im kühlen Grunde bei Dem, der ihres Lebens Inhalt — Glück und Schmerz geweſen.

# Eine liebe Einfalt.

Es war im Sommer 1862, als ein armes Weib nach Wien ging, um ein kleines Kind zu holen. An solcher Waare, gottlob, ist kein Mangel; im Findelhause wählte sie sich ein blauäugiges Mägdlein und trug es heim und weinte vor Freuden darüber, daß sie sich aus dieser schönen, liebherzigen Weltsünde eine Leiter in den Himmel bauen konnte. Die Leiter ist fertig geworden, die alte Pflege- und Ziehmutter ist hinaufgestiegen und Julie ist wieder allein gewesen auf dieser Erde — allein auf einer grünen Höhe, zwischen Abgründen, an denen das junge Männervolk der Gegend emsig arbeitete, sich die Leiter in die Hölle zu bauen.

Julie war erwachsen und gerade so naiv und warmherzig geworden wie andere Kinder der Berge, die von der Welt nichts wissen. Ihr Dienstgeber stellte sie zur Sommerszeit in seine Schwaig auf der Schnee-Alm.

Die Schnee-Alm kennt man. Da steigen lauter junge Leute hinauf und Jeder will seine Aussicht haben. Die blauäugige Julie mit dem goldenen Haar, die ganz anders schön war, als die hübschen Bauerndirnen ringsum, ganz anders fein, aber gerade so klug wie Andere in diesen Jahren — die Julie dachte: Jetzt ist die höchste Zeit, daß ich mir Einen

vormerke, daß ich den Anderen ſagen kann, ſie wären zu ſpät daran. Zur ſelben Zeit war er aber ſchon vorgemerkt, der friſche, flinke Bauernſohn in Altenberg, der Rochus Doppler; war doppelt vorgemerkt, bei der Julie und beim Kaiſer.

Wenn zwei Solche um einen Burſchen ſtreiten, dann iſt es nicht ſchwer, zu errathen, welcher Theil Recht behält. Der Rochus mußte zu den Soldaten und jetzt erſt fühlte ſich Julie allein auf dieſer Erden, wo die Einen ihre Leitern gegen den Himmel, die Anderen gegen die Hölle anlehnen.

Sie und der Rochus waren Jahr und Tag „miteinander gegangen", wie der Neuberger Ausdruck für ein Liebesverhältniß lautet. Es war auch richtig, daß das letzte Jahr her das Bravſein von Woche zu Woche ſchwerer geworden iſt, ſo daß der Burſche eines friedſamen Abends ſeufzend geſagt hat: wär's wie der Will', er könnt die Bravheit nimmer ertragen! worauf die Julie geantwortet: ein klein Randel (Weilchen) müßt' er noch ſtark ſein, der Neuberger Pfarrer wollt' ihnen ja ehzeit das Brautkammerl aufſperren und darinnen wär's nachher gut abraſten.

Sie trug im Grunde ſelber gerade ſo ſchwer als er.

Der Neuberger Pfarrer hatte in der That ſchon den Schlüſſel in der Hand — da mußte der Rochus zum Militär. Wenn man Einen gern hat, ſo gern, daß alle Anderen mit ihrer ganzen Schönheit und Herrlichkeit dagegen gar nichts ſind, daß man ohne ihn auch ſelber nichts iſt und er iſt weit weg, ſo weit, daß ihn die warme, ſorgende Hand nicht kann erlangen, daß ihn ein Schrei, und wäre es der heiße Todesſchrei, nimmer kann erreichen und er iſt hineingeriſſen in ein wildes Meer, man weiß nicht, wann er wiederkehrt oder wie, oder ob! — das iſt ein herbes Weh.

Trotz der Sommersonne auf der Alm bekam Julie ein blasses Gesicht, so daß ihr die Nachbarin, die Vesa, einmal sagte, sie möge sich den Herrn Soldaten nicht gar so hart legen.

Antwortete die Julie unwirsch: „Du legst Deinen Holzknecht freilich weich und Du hast leicht reden; geht er nicht zu Dir auf die Alm, so gehst Du zu ihm in's Thal. Mir ist nimmer zu helfen."

„Du hast kein Vertrauen auf unsern Herrgott!" warf ihr die Vesa vor.

„Ja freilich, bei dem kunnt man wegen so was anklopfen, wo der Pfarrer doch allerweil sagt, der Herrgott möcht' auf der Welt nichts weniger leiden, als wie zwei Liebsleut', die zusammenkommen."

„Das ist freilich wieder wahr," versetzte die Vesa, „man weiß halt nicht, wie man Dir rathen kunnt. Hab' mir schon einmal gedacht, ob sich nicht beim Kaiser was machen ließ'?"

„Du bist nicht gescheit, Vesa," sagte nun die Julie, „wenn der Kaiser jeden Soldaten heimschicken wollt', der daheim einen Schatz hat, da kunnt er wohl das ganze Commißbrot allein essen."

„Mußt Dir aber denken, daß nicht jeder Schatz den Liebsten so hart g'rathet (entbehrt), wie Du! Nachher darf man nicht vergessen, daß der Kaiser ein gutes Herz hat. Jetzt laßt er auch seinen Sohn heiraten, hab' ich gehört."

„So?" fragte die neugierige Julie, „gewiß eine recht Vornehme?"

„Möchtest leicht nicht rathen, was für Eine. Dem Kaiser sein Sohn, hab' ich gehört, heiratet eine Tochter vom steierischen Regiment, wo Dein Rochus dabei ist."

„Warum nicht gar!“ rief die Andere aus. „Hat denn das Regiment Töchter?“

„Sollst denn noch gar nichts davon gehört haben, daß unser Kronprinz die Tochter vom König der Belgier nimmt?“

Die Julie brütete. — „Das kunnt gehen,“ sagte sie dann, „das kunnt gehen. Wenn ich zum Kronprinzen ginge und ihn so lang' bitten thäte, bis er mir den Rochus zurückgiebt —?“

„Gotts wahrhaftig, Julie, das thät' ich an Deiner Stell',“ rieth die Vefa, „der Kronprinz soll so viel ein guter Herr sein, hab' ich gehört, und er hat jetzt, wo er selber im Heiraten umgeht, für solche Sachen gewiß ein Einsehen.“

„Ich kunnt ja sagen,“ meinte die Julie, „daß es für seine Frau Braut leicht selber rathsam sein möcht', wenn der Rochus vom Regiment wegkäme.“

„Daß sie etwan den Rochus lieber wollt' nehmen, als wie den Kronprinzen, meinst? Weißt, Julie, dasselb' fürcht' ich wieder nicht. Mußt gescheiterweis reden mit einem solchen Herrn, mußt Dir früher alles sauber ausdenken.“

„Da brauch' ich nicht viel zu denken,“ rief die Julie, „ich fall' vor ihm nieder auf die Knie und schrei: Um's tausend Gottes Willen, kaiserlicher Herr, Er soll sein Lebtag glücklich sein im heiligen Ehestand und Alles haben, was Sein Herz verlangt, aber meinen Rochus soll Er mir heimschicken!“

„Wenn Du nur Courage hast!“ gab die Vefa zu bedenken. „Wenn Eins vor so einem hohen Herrn steht und ringsum stehen die Wachter mit aufg'pflanztem Gewehr, da schaut Alles anders aus, wie man sich früher denkt. Aber Du, ich weiß was! Du brauchst ja gar nicht nach Wien zu reisen. Ich hab' gehört, daß der Kronprinz nächste Zeit nach Neuberg herkommt auf die Jagd.“

„Ja, Vefa, Vefa!“ rief nun die Julie, „das wäre eine wahre Schickung Gottes! Da geh' ich auf den Bahnhof hinab und ſchau, welchen Weg er geht und lauf' ihm voraus, und wo er mir nicht weichen kann, meinetwegen im finſteren Wald, dort paſſ' ich ihm auf und geh' ihm nicht eher vom Fleck, als bis ich meine Sach' erlangt habe.“

So iſt's verabredet worden auf der Schnee-Alm, wo die kühle Luft ſo heiße Lieb' entfachen kann.

Und es kam der Tag, da der kaiſerliche Prinz in Neuberg angeſagt war und alle Jäger und Förſter das Revier beſtellt hatten für ein großes Jagen. Die Julie hatte ihr ſchönſtes Gewand angezogen, dasſelbe, in dem ſie allemal dem Rochus am beſten gefallen hatte, und ſo ſtieg ſie niederwärts in das Thal. Das Morgengebet war nicht ſchlecht geweſen, ſie hatte in demſelben dem Himmel Alles verſprochen, wenn er ihr nur heut' einen glückſeligen Tag giebt! Sie hatte auch ihre klein' erſparte Sach' mitgenommen, die Unkoſten will ſie zahlen, das wird ſie ihm trutz ſagen. Dort, wo die Waldung aufhört und die Bauerngründe beginnen, begegnete ihr ein Junge, der ein weißes Lamm trug. Das Lamm ſollte zum Weißhappel nach Neuberg in die Schlachtbank kommen. — Nein, mein liebes Thierlein, heut' laſſen wir nichts ſchlachten. Was koſtet das Lamm? — Sie kaufte es, ſie wuſch es am Bächlein, ſie trocknete es in der Sonne, ſie herzte es und das Thier ſchaute ſie gutmüthig an. Im Dorfe angelangt, kaufte ſie ein rothes Bändchen, legte es dem Lämmlein um den Hals und ſo war es recht, ſo wollte ſie hingehen und das liebe weiße Lamm dem kaiſerlichen Herrn verehren.

In der Zeit hatte die Sonne ihren großen Bogen über die Schnee-Alm gemacht und flog ſchnurgerade auf den

blauenden Oetscher los, als die Julie in ihr stilles Hüttendorf auf der Höhe zurückkehrte. Sie hatte das weiße Lamm bei sich.

„Na," fragte die Nachbarin, die Vesa, „bist da? Wie ist's ausgegangen.?"

Antwortete die Julie: „'s ist allemal so viel gern ganz anders, als man sich im Voraus denkt. Ich hab' ihn gar nicht zu sehen kriegt."

„Nicht? Ja, wirst wohl beim Bahnhof gewesen sein?"

„Eine Stunde lang," erzählte die Julie, „bin ich dort gestanden und hab' geschaut und das Lampel hat geschrien, wie nicht gescheit, daß ich mich vor den Eisenbahnern hab' schier zu Tod geschämt. Ist alleweil das Gerede, daß der Dampfwagen so schnell gehen thät, hell angst und bang ist mir worden, bis er endlich daherfahrt. Und wie ich mich in ein Winkel duck' und lug' wer aussteigt — nichts ist's, wenn man den Kopf beutelt."

„Und hast den Kronprinzen nicht gesehen?"

„Ist ja gar nicht gekommen. Lauter Jager sind ausgestiegen."

„Und hast die Jager gekannt?"

„Nein," sagte die Julie, „es sind fremde gewesen."

„O Christi, erhör' uns!" rief jetzt die Vesa aus, „bist aber Du dumm! Bei den Jagern ist er ja gewesen. Glaubst denn, er wird in seinem Kaisergwandl dahersteigen? Der Kronprinz, wenn er nach Neuberg kommt, schaut Dir nicht um ein Tüpferl anders aus, wie ein Bauernjager."

„Jetzt kunnt ich mir aber doch den Kopf herabreißen!" jammerte die Julie, „ich bin dummer, wie 's Lampel da, das hat fortweg geschrien und gezappelt, wie die Jager sind ausgestiegen."

„Jetzt, was brauchst denn Du das Lampel auf der Alm?" fragte die Vesa.

„Das weiß ich selber nicht," antwortete die Julie, „ich hätt's unterwegs auch wieder verkaufen können. Wie ich da unten durch die Fasel heraufgestiegen bin, begegnet mir ein junger Jager und fragt, wo ich das schöne Lamm thät hintragen? Das geht Niemand was an! sage ich, weil ich so viel ärgerlich bin gewesen, daß ich Denselben, dem's vermeint war, nicht gesehen hab'. — Ob ich's ihm geben wollt'? fragt er noch; da denk ich: fragst mir lang gut! und bin davon."

„Bist ein Narr, daß Du ihm's nicht geben hast."

„Jetzt hab' ich aber genug!" begehrte die Julie auf, „alleweil dumm hin und Narr her, das brauch' ich nicht. Wer weiß, ob Du an meiner Stell' gescheiter gewesen wärst!"

„Ich hab' gar nicht auf dem Neuberger Bahnhof aufzupassen gebraucht," sagte die Vesa, „ich hab' den Kronprinzen auf der Alm heroben gesehen — und mitsammt seiner Braut dazu! — Der Holzknecht-Hansel ist dagewesen, der hat mir zwei schöne Bildlein bracht. Da schau her!" Sie zeigte die Photographie der Prinzessin Stephanie: „Das ist seine Braut."

„Na," rief die Julie verwundert, „ist aber die schön! Und so viel lieb schaut sie aus, so viel herzig! — Das weiß ich, wenn das unsere Kaiserin wird, die schickt alle Soldaten heim zu ihren Dirndln. Das ist so viel ein lieber Schatz! Das thu' ich dem Kronprinzen wohl rechtschaffen gunnen, daß der so Eine gefunden hat!"

„Und ihr thu' ichs auch gunnen, daß sie so einen feinen Herrn kriegt!" sagte die Vesa. „Schau, das ist der Kronprinz!"

„Heilige Jungfrau Maria!“ rief die Julie aus, als ſie einen Blick auf das Bild des Kaiſerſohnes geworfen hatte, „das iſt der junge Jager, der mir in der Fafel unten begegnet iſt! Nit anders, er iſt's. O meine liebe Vefa, jetzt weiß ich mir nimmer zu helfen! Das iſt aus der Weiſ'!“

Halb ohnmächtig vor Schreck ſank ſie auf die Bank hin. Da war ſie ausgegangen, den kaiſerlichen Prinzen um ihren Rochus zu bitten; zweimal hat ſie ihn geſehen, er hat ſie ſogar um ihr Lamm gefragt und ſie hat ihre Sach' nicht vorgebracht. Noch eine grobe Antwort hat ſie ihm gegeben. Jetzt iſt Alles verdorben. Der armen Julie iſt nichts Anderes übrig geblieben, als auf ihr Strohbett hinzufallen und bitterlich zu weinen.

Die Kaiſerjagd ging luſtig vor ſich, die Hörner erklangen und die Schüſſe knallten in den Wäldern und zwiſchen den Felſen. Mit reicher Beute kehrte der kaiſerliche Meiſterſchütz nach Wien zurück.

An einem der nächſten Sonntage kam für die Julie ein Brief. Er war vom Rochus und der Rochus ſchrieb:

„Meine vielgeliebte Juliana!

Ich mache Dir zu wiſſen, daß ich Gott ſei Dank geſund bin und wünſche, daß Dich dieſe paar Zeilen in beſter Geſundheit antreffen mögen. Das Soldatenleben, mußt wiſſen, iſt nicht ſo ſchlecht, wie man meint, iſt Einem lieber wie daheim auf dem klemmigen Bauerngrund, nur um Dich thut's mir ant, aber drei Jahr' ſind keine Ewigkeit. Neues weiß ich Dir zu ſchreiben, daß ich vor etlichen Tagen den Kronprinzen geſehen habe. Wie er uns freundlich angeſchaut und von ſeinem Pferd' herab grüßt hat, da iſt's mir grad ſo heiß durch die Bruſt gangen und

hab' ich mir denkt: Wenn's einmal sollt' gelten, für Den steh' ich fest und haben alle Kameraden zu einander gesagt: Den verlassen wir nicht. Nächst' Jahr ist seine Hochzeit mit der Prinzessin von Belgien, von welchem König unser steierisches Regiment den Namen hat. Da sind wir Alle dabei, da wird's lustig umgehen. Von wegen der silbernen Uhr sei so gut, liebe Juliana, und thu' sie mir aufheben, bis ich heimkomm' und schreibe mir auch was es Neues giebt unter den Bekannten und ob der Holzknecht-Hansel schon geheiratet hat und ich schließe mein Schreiben im Schutze Gottes und verbleibe bis in's kühle Grab Dein treuer

Rochus Doppler."

Mit nassen Augen und lachend dabei hat die Julie den Brief gelesen.

Aber was er da schreibt vom „Feststehen, wenn's gilt", das macht ihr Angst. Er wird sich doch nicht todtschießen lassen wollen! Jesus Maria, wenn ein Krieg ausbricht! Jetzt weiß sie nur noch Eins und das thut sie. Sie geht dem Kronprinzen auf die Hochzeit, auch wenn sie nicht geladen wird, und sie bittet ihn zu tausendmal und seine Braut hilft gewiß auch bitten, daß er, wenn er Kaiser sein wird, doch keinen Krieg anheben sollt'. Was da für brave Leut' dabei zu Grund' gehen! 's ist nicht zu glauben. Bishin ist auch das weiße Lamm groß und feist, das bringt sie mit und macht es ihm zum Hochzeitsgeschenk.

In den Maitagen 1881, da der Kronprinz Rudolf Hochzeit hielt, soll in der Kaiserstadt wirklich ein jungfrisches Bauernmädchen mit einem weißen Lamm gesehen worden sein. Julie scheint dort glücklicher gewesen zu sein, als damals auf dem Bahnhofe zu Neuberg, denn heute — hat sie ihren Rochus.

Und so ändert sich unsere Sache dahin, daß wir sagen: wenn der Kaiser und die Liebe um einen Burschen streiten, so behält der Stärkere Recht; der Stärkere aber ist die Liebe.

Und mit dieser siegreichen Aelplerin wollen wir unsere Reihe von alpinen Volksgestalten beschließen. Wer sich mit ihnen befreundet hat, ihnen in ihr Haus folgen, und sie auf ihrem wechselvollen Lebenslaufe weiterhin begleiten will, der betrachte mit uns das „Volksleben in Steiermark", welches bestimmt ist, dieses Werk zu vervollständigen.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Eingang | 3 |
| Der Pfarrer im Gebirge | 11 |
| Der Schulmeister | 27 |
| Der Kirchenwaschel | 36 |
| Der Schaufelbub | 44 |
| Die Komödiespieler | 57 |
| Der Richter | 85 |
| Die Hausfrau | 93 |
| Die Zuchtdirn | 101 |
| Das ledige Kind | 110 |
| Der Halbpelzer | 120 |
| Der Cretin | 130 |
| Die Gelehrten | 137 |
| Die Hebmutter | 144 |
| Die Godl | 149 |
| Der Schleuderer-Hansel | 155 |
| Der Schmalz-Pater | 165 |
| Der Viehhändler | 176 |
| Das Bettelweib | 182 |
| Der Bratelgeiger | 188 |
| Die Wallfahrer | 195 |
| Der Betbruder | 210 |
| Der Lotterienarr | 218 |
| Seine Gestrengen! | 224 |
| Der Fuhrknecht und der Postmeister | 232 |
| Der Winkeldoctor | 238 |

Seite

Der Briefschreiber . . . . . 250
Der Kohlenbrenner . . . . . 255
Der Pechölmann . . . . . 264
Der Wurzelgraber . . . . . 271
Die Sennin . . . . . 281
Der Wildschütz . . . . . 299
Martertafeln . . . . . 313
Die Hintergebirgler . . . . . 322
Von der bäuerlichen Höflichkeit . . . . . 338
Von Gemüthlichkeit und Humor . . . . . 348
Von Eitelkeit und Uebermuth . . . . . 356
Von der Liebestreue . . . . . 363
Eine liebe Einfalt . . . . . 373

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.